KERR

Es sei wie es wolle, Es war doch so schön!

Magazin

B
252
KerrA
2

Nicht entleihbar

ALFRED KERR

Es sei wie es wolle, Es war doch so schön!

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

8/
F668

S.F.
V.

Weihnachten 1928

Trudl Skrjotz

ALFRED KERR

Es sei wie es wolle, Es war doch so schön!

1928
S. FISCHER VERLAG / BERLIN

13,38
760

Nicht verleihbar M

B 252 Kerr A 2

Erste bis achte Auflage
Einband nach Entwurf von Hugo Steiner-Prag
Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1927 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin

Ratsbibliothek
Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek
76:3120

Printed in Germany

Dem lebenspendenden Mozartle

Torspruch

I.

Dies Buch enthält Quittungen für Erlebtes. Es ist ein Dank an das Glück; ein Gruß an den Schmerz.

II.

In scheinbarer Weltlichkeit ruht hier sehr Unweltliches.

III.

Der Kern: Sichtbare Beschwörung irdischen Bestands. (Etwa die alpischen Hymnen). Sonst zweierlei:

Ein Sterblicher im Verhältnis zu öffentlichen Dingen seiner Zeit — und in der eignen Entwicklung als Junggesell.

IV.

Das Buch enthält nicht Politik: sondern ein politisches Weltgefühl.

Gegen: Versailles. Für: eine kühnere, sittliche Menschenordnung. Für: den Ersatz politischer Gewohnheitstrottel durch tatentschlossene Künstlerhirne; des tausendjährigen Schlendrians durch Versuche radikaler Einfachheit.

(Man lese den Abschnitt „Das Glück in Paris".)

V.

Das Buch lebt im übrigen als Geschwisterbild zu dem Werke „Die Welt im Licht". Es enthält: Nachher und Vorher. (Etliches davon.)

Fast alles entstand auf der ursprünglichen Grundlage von Tagebüchern.

VI.

Es empfiehlt sich, diese gesamte Prosa wie Dichtung zu lesen.

Sie gehört zu meinem die Unterschiedlichkeit und Macht der Sprache steigernden Lebenswerk.

VII.

In dem Faust-Wort

„Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön"

bleibt „war" heut zu ersetzen durch „ist".
Einst wird „ist" zu ersetzen sein durch „war".

VIII.

Ob heut, ob einst: hier sind Quittungen für Erlebtes. Ein Dank an den Schmerz. Ein Gruß an das Glück. Ein Tritt an den Tod.

Grunewald,
November 1927 *Alfred Kerr*

ERSTER TEIL
FAHRTEN

Caput I

DAS SCHÖNSTE DEUTSCHLAND LIEGT AM BRENNERHANG

Unteilbares Tirol

I.

Gehört nicht uns Deutschen ein lichtes Land?

Weggeholt ist es heute. Sie dürfen es nicht behalten. Das Bozener Geleucht. Diesen Armvoll Sonne. Diesen adligen Sommer.

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang. Uns genommen durch Kriegsrecht; uns geblieben durch Menschenrecht. Keiner kann es entfremden; keiner darf es enteignen. Dies deutsche Sprachland; dies deutsche Weinland; dies deutsche Blumenland; dies deutsche Lichtland.

Ein Ruf soll ergehn: „Heraus damit!" — solange noch unsereins Worte hat; und eine Feder; und eine Sehnsucht; und einen Willen.

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang.

II.

„A Gluck mueß ma' ha'm!" sprach ein Mädel heut' — in Nordtirol.

So was von lieblich-starker Luft gibt's nicht mehr ... Brauchst keinen Kopf aus dem Fenster zu stecken: man sitzt am Tisch im Zimmer, liest, schreibt, sinnt, summt — und, fhh-fhh-fhh, der Raum ist voll von was Schwerem, Starkem, Gewürztem; fast Greifbarem.

Das bleibt hier ein ewiges Gerausch' (lieber, wohlgesinnter Setzer, nicht etwa Geräusch — sondern es kommt von „rauschen"): weil soviel Rauschebäche, nein: wilde Bergströme niederjagen, niedergischten, hinsprühen, um Quaderblöcke toben, überspritztes Gestein runden. Einmal herrlich zu atmen; zweitens herrlich zu hören ...

III.

Drittens erst noch herrlich zu schauen. Da liegt ... nicht ein bildschönes, vielmehr ein wildschönes Tal.

Seht ihr das? fühlt ihr das —: Bergwald rings mit Schneegipfeln, Matten, Hochdörfern, Almen, Kuhglocken, Heuduft, Holzhäuseln, Heiligenbildern, Stadeln, Baumbrücken, Schluchten, Abgründen, Felsflüssen, Buntblumen, Jochen, Marterln und Einsamkeiten.

A Glück mueß ma' ha'm.

IV.

Daß der Mensch in einem Tal haust, macht es nicht. Daß er am Ende dieses Tals haust — das macht es.

Mein Tal scheint eine Sackgasse zu werden; plötzlich von Wänden versperrt ... Jedoch um diese vorgeschobenen Wuchtwände kann einer herumsteigen, über Jöcherl'n und Joche wegstiefeln, mitten in schierer Machtnatur voll Reinheit und Grün und Sonnenlicht und Gletschernähe und verlorenen Weilern und schwin-

delnd hochgelegten, stillen, manchmal überdachten Brücken.

V.

Eine davon heißt kurz: Teufelsbrücke; weil der Teufel hier vielleicht auf etwas wartet.

Verhextes Werk, in grauslicher Höhe flitzend, fliegend; über dem Stromdonner kaum fühlbar schwingend, geheim schaukelnd, stumm dröhnend.

VI.

Ja, es wird ein schauerlich-kitzliges Gefühl, dort oben zu stehn. In die wüste, durchbrauste, felsige, wütend überschäumte Wunderschlucht zu gucken: wenn das Wasser . . .

Wenn das Wasser steil unter dem Betrachterich rast, er sich auf einer Kirchturmspitze rettungslos ausgesetzt meint, den Boden unterm Fuß im Geiste verliert . . . und nun langsam hinabfliegt mit schwindendem Bewußtsein — während im Kopf sich alles Unterste zu oberst kehrt, mein Körper durch den Luftwirbel sinkt, der weißbrüllenden Flut näher kommt, immer näher, jetzt prallt mein Hirn dicht unter dem glasiggrünen, lichtgrell umsprühten Wogenwasser auf den Felsblock — — aus is' . . .

Aber man steht noch oben. Das Brückengebälk hat nur bißl geschwankt, bißl gequietscht.

VII.

Heiliges Licht; unersetzbares Daseinsgefühl. Die paar Jahrzehnte, die man hienieden verbringen darf, sind mit keinem erlittenen Schmerz zu teuer bezahlt.

Neu immer die Welt spüren; auch nach dem Unglück. Neu den starken Wein des Hierseins trinken. Neu immer anfangen.

Nirgends vorläufig ein Abschied! (Nur manchmal eine Rast.)

VIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier sitz' ich und werfe die Buchstaben aufs Papier, alle die Fenster stehn auf, es quillt und rauscht und träuft und gischtet; Hauch aller Bergwälder strömt herein . . . und ein Büschel blauen Thymians liegt noch auf dem Tisch, mit scharfem Ruch — gestern am Felsstrom in der Abendruhe gerupft.

Zwar dort unten, wo die Alpen ins lateinische Land niedergehn, im Südlicht, am blauen Wasser . . . da roch der Thymian dreimal so stark; zehnmal so stark.

Aber Thymian hier im nordischeren Gebirg' schenkt gleichfalls der Nase den Lieblingsduft.

Meinen Dank, Thymian. Meinen Dank, Tirol.

IX.

(Alle Wiesen mit Steinnelken gefüllt, nebst wilden Stiefmüttern und Kamillen und sonstwas.

Denn die Tiroler haben erst einen Teil hier bemäht.

Von den Heuwocken, den Stecken, darum das Heu gehängt und gestopft wird, kommt ein Duft, — aaah!)

X.

. . . . . .

Was war das unten im Zitronenland, wo der Thymian stärker atmet?

Vormittags ist man immer hinaufgeklettert auf die bewachsenen Felslehnen, mit Oliven, Kräutern, Blumen, Limonen, betrieften Höhen, Schmalgründen, Ziegen, fernem Kindersang, Mägdesang . . . Und hinter Doldengespinst und Ästegewirr lag unten das Blaue:

der See. Dichtwild alles davor durcheinandergewachsen; Bäume farbig überschlungen, umklettert vom Duftgerank.

Und wenn der Tag schwieg, sprach die erglänzend weite Stille . . .

Flut von Fasano! (Gegenüber: die Sehnsuchtsfelsen.)

Das — war.

XI.

Hier jedoch in Nordtirol ist die Kraft und die Frische und ein strotzend gekühlteres Dasein mit wohliger Hartheit.

. . . Dennoch ziehn die Gedanken in das Lichtland.

XII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch einmal:

Gehört nicht uns Deutschen auch ein lichtes Land?

Weggeholt ist es heute. Sie dürfen es nicht behalten! Das Bozener Geleucht. Diesen Armvoll Sonne. Diesen adligen Sommer.

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang. Uns genommen durch Kriegsrecht; uns geblieben durch Menschenrecht. Keiner kann es entfremden; keiner darf es enteignen. Dies deutsche Sprachland; dies deutsche Weinland; dies deutsche Blumenland; dies deutsche Lichtland.

Ein Ruf soll ergehn: „Heraus damit!“ — solange noch unsereins Worte hat; und eine Feder; und eine Sehnsucht; und einen Willen.

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang.

XIII.

. . . . . .

Auf dem Weg zum Wendlandshof, hinauf bei Bozen, sprach ein Ladiner, bürgerlicher Mann aus der Stadt,

während er mit uns stieg, von der Unmöglichkeit, ganz Südtirol den Italienern zu lassen. Er war also nicht ein Deutscher, sondern von halbromanischem Stamm, der mit dem Deutschtum geht.

Der Mann schwor, ohne Kampfbetonung, ohne Getu': die Lage jetzt sei unhaltbar. Die Gegensätze wirkten zu stark; Tirol brauche (mindestens) Unabhängigkeit, Selbstregierung.

XIV.

Sinnlos ist heute der Zustand. Ich gedachte des Grolls in mir, wenn ich vor dem Kriege nach Trient kam, der ganz italienischen Stadt, und oben wuchtend-bedräulich österreichische Kanonen sah.

Das Rechtsgefühl sträubte sich damals. Und jetzt? Gleicher Blödsinn — bloß in umgekehrter Richtung.

Trient? Trient gebührt uns nicht. Aber Gossensaß ist heut' italienisch; von Sterzing über Waidbruck hinaus alles italienisch; das Pustertal italienisch; Toblach italienisch; Meran und Bozen italienisch.

Undenkbar.

XV.

Die Herrschaft Italiens, das ist wahr, zeigt sich (anfangs!) milde. Die Soldateska spürt man kaum; sie lebt und läßt leben ... und sonnt sich.

Den Südtirolern wird — nur zuerst! — manches voll schlauer Gebelaune zugeschanzt ... (als Nordtirol am Kriegsausgang hungert).

Ja, Bozen schwelgt gleich damals. Oh, die Ladenfenster unter den alt-steinernen Lauben, übervoll —: von Salami, Schinken, Gorgonzola, Eiern, finocchi, zucchini, Weißbrot, Chiantiwein, Butter, feurigen Schnäpsen, Früchten, Vermouth, Marsala ...

Mit Speck fängt man Mäuse. Nein, man fängt sie nicht! Diese nicht.

XVI.

Aber sprecht mit Italienern — im Veneto, in Brescia. Nennet Südtirol . . . und sie brauchen die Redensart von den „confini naturali", den gegebenen Naturgrenzen.

Unaufgeregte, gesetzte Leute, mit „glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen". Ein commendatore, Provinzkaufmann mit solchem Titel, dabei „cavaliere del lavoro", Ältester der Kaufmannschaft, angesehenster Bürger, der von d'Annunzios Verstiegenheit nichts wissen will: der spricht mir von den confini naturali wie von Selbstverständlichem.

Eine Gehirnseuche.

Die „gegebenen Grenzen" . . . wieviel Unheil hat in dieser militaristisch-rückständigen Ära das infame Wort angerichtet.

Die gegebenen Grenzen für das deutsche Südtirol ruhen in der deutschen Sprache.

XVII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bozen . . . Auf hängend-schwebender Halde sitzt man. Der späte Blick zieht ins Tal zu den Lichtern. Dies linde Wehen — wie von überseeisch-sonderbarem, fernem Pflanzentrieb! Sanfte Hochberge. Der Schlern ist umdämmert. Der Rosengarten erglüht nicht . . . sondern versinkt.

Man möchte das ganze Tirol in den Arm nehmen — aber das südliche zuerst.

XVIII.

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang.

Wenn ein Deutscher nach Bozen kommt –

I.

Ich bin Pazifist (gradezu schon ein kriegerischer Pazifist) — eben deshalb faßt einen hier die Wut.

II.

Der Mensch wohnt jetzt im „Grifone". So muß der alt-vorzügliche deutsche Gasthof zum „Greif" sich, an der Stirn des Hauses, nennen. Das italienische Wort hat immer voranzustehn.

Die letzte Verordnung befiehlt, was deutsche Blätter des schönsten deutschen Landes drucken. Sie dürfen nicht schreiben: „In Klausen ist eine Kuh abgestürzt." Sondern die Kuh hat in Chiusa zu stürzen.

Kurz: Welt-Entwicklung. Aufstieg. Europa-Kultur.

III.

In dem grunddeutschen Vipiteno (Sterzing!).

Eine Magd kommt ins Zimmer — und spricht: „Tschorno!" (Sie meint: buon giorno.)

Ich: „Was? Sie sind doch deutsch!"

Freundlich erleichtert sagt sie: Gewiß, — aber sie grüßt so, weil man auf „Guten Morgen" oft keine Antwort mehr kriegt.

Sie hofft, die „Welschen" reisen bald ab, weil es ihnen auf dem Brenner zu kalt wird.

(Wie aber spricht sie zu den „Welschen"? . . .)

IV.

Zweiter Fall. Eine Bozener Kellnerin; zuständig nach dem österreichischen Lienz an der Drau. Zuckt beide

Achseln (es ist 1921) und flüstert: hier, wo es Lire gibt, könne man sich wenigstens mal ein Stück anschaffen; in Österreich dürft' man scho' lang' arbeiten — und käm' immer noch zu nichts . . .

V.

Von vielen Gesprächen war das niederdrückendste mit einem ältlichen Weiblein aus Meran, auf der Wallfahrt nach Freienfeld.

Sie gab diesen sonderbaren Bescheid. Ach, man möge die italienische Herrschaft ruhig hinnehmen — denn unser Herr und Heiland stand ja damals auch unter der Herrschaft Roms. Deshalb sei es vielleicht sogar eine Ehre, ja Gottes Fügung . . .

Man merkt hier die Art der Propaganda. Ein junger Kerl rief dazwischen: „Es ist keine Fügung und keine Ehr' — es is a einfache Ungerechtigkeit!"

Der Kernstamm aller Deutschen denkt wie dieser Bursch. Die Deutschtiroler geben nicht nach.

VI.

Kein anständiger Mensch leugnet etwa, daß der frühere Gesamtstaat Österreich ein unhaltbares, nicht zu rechtfertigendes Unternehmen war. Italien ist erst heute von Österreich ganz erlöst . . . aber zu sehr erlöst.

Denn das Land um Bozen will deutsch bleiben.

Daran wird schwerlich was geändert, wenn amerikanische Studenten und Professoren (es war bei meinem Florentiner Aufenthalt) stichelnd in einem offenen Brief an die Stadt sagten: die Alpen seien in alter und neuer Zeit zwischen Deutschland und Italien die gegebene Grenze.

Sie sollen sich um die mexikanische Grenze kümmern.

VII.

Aus alledem erwächst uns eine dreifache Pflicht.

Erstens: nicht bloß zuckriges Gerede vom „Bruderstamm" usw. zu machen.

Zweitens: die Italiener nicht vor den Kopf zu stoßen; denn sie sind — jenseits von den Faschisten (dieser Pest) — ein hochstehendes, uns vielleicht freundgewilltes Volk.

Drittens ... das ist der Hauptpunkt: nicht bloß treugesinnt zu grollen, sondern verdammte Ehrenpflicht für jeden Reichsdeutschen, der überschüssiges Geld hat: es dort, dort, dort auszugeben.

„Bolzano"

I. (quibbles)

Gestern war ich noch im Eisgebiet des wilden Ötztals. Da starren die Ferner, wie man die Gletscher dort nennt. (Und wenn bei Sonnenschein das Wasser von ihnen ablief, sprach ich mit fürchterlicher Kälte den Satz: „Ferner liefen" . . ., der bei Pferderennen geäußert wird.)

Höhennatur scheint im Menschen den Drang nach Späßen — bei Shakespeare heißen sie gebildet quibbles — zu steigern.

Jetzt bin ich in . . . Bolzano. Nach Kriegsschluß.

II. (Batzenhäus'l)

Im Batzenhäus'l abends italienische Offiziere. Es hockt ein Klavierspieler am Piano; der muß — vom Wirt aus — fesche Stücke spielen.

Jedesmal an der einen Stelle, wo ein Wuppdich auf einen Ton gesetzt wird — jedesmal schlägt er da mit

furchtbarem Knall das Notenbrett an den Klavierdeckel . . . Ein Trick; wirkt als Kanonenschlag.

Man hört in den Klavierpausen die Stille gähnen. Es scheint der Mond. O trübseliger Eindruck.

III. (Der schönste Abend)

Der schönste Abend in Bozen war . . . eigentlich an jedem Abend.

Mir kommt ganz sinnlos, immerzu ein aus der mittelalterlichen Geschichte bekannter Ortsname, nämlich Trifels, ins Gedächtnis, ob ich will oder nicht, — weil hier der Fels trieft.

Alles Schroffe wird überglänzt; gesänftigt. Es haucht ein Atemzug der (vor sechstausend Jahren anerkennend erwähnten) Ortschaft Eden.

(Pßßt! Überschimmertes Dunkel sinkt herab. Es ist keine dicke Finsternis! Nur ein lächelndes Ausruhen des Lichtes . . .)

IV. (Guntschnaberg)

Als es noch hell war, ging man hinüber nach Gries. Stieg langsam hinauf; bis zur Warte des Guntschnabergs. Von dort sieht ein Mensch in das Tal mit seinen Wogelinien.

Einen Augenblick denk' ich: wenn sich dies alles mit Wasser füllt, ist hier ein Gardasee. So weich sind die Bergumrisse.

V. (Kohlern)

Guck! Auf dem Kohlernberg sind nun Lichter entzündet, bevor der Tag entschlief . . . (Aber ich mache hier keine Reiseschilderung.) O Rosengarten und Schlern! Die Seele wird von Abendlüften gestreichelt, gestreichelt.

Bloß keine Naturschilderung! . . . Höchstens dies: Die Weinhügel entlang setzt man den Weg fort an der milden Bergwand, oben der sanfte Grat, unten die Leuchten. Jetzt wird es dunkel.

(Nein: bloß dunkler.)

VI. (Der wirklich schönste Abend)

Und jetzt kam das Merkwürdige. Freilich war es ein Nichts. Und doch alles, alles. Nämlich:

Über einen Zaun dringt Musik. Die „Quartettvereinigung"; was draußen angeschlagen ist.

Leute bleiben im Halbdunkel am Zaun stehn, wie aus dem erleuchteten Gartenteil das . . . Andante von Schubert aus der „Unvollendeten" klingt.

Zuerst weiß ich nicht, wo ich's hintun soll. Ist für Orchester geschrieben. Allmählich umschlingt es den Sinn. So überstark, daß man Schmerz bei so viel Schönheit spürt . . .

VII. (Schubert)

Senkt hier den Kopf.

Unsterblicher E-Dur-Gesang eines Menschen — der ein einziges Mal vor seinem Ende mit angelischem Blick schon in den Himmel schaut.

(Unsterblicher E-Dur-Gesang eines Menschen — der ein einziges Mal vor seinem Ende mit angelischem Blick schon in den Himmel schaut.)

Und alles dies ist sozusagen mit Nichts gemacht. Seligarmer Erdensohn, vielleicht schon im Sterbekleid, summst mit leisem Getupf still etwas vor dich hin, — das nicht mehr von dieser Welt ist, aber doch auf einem liedhaften Erdfleck wuchs, Österreich genannt . . .

VIII. (Bolzano)

Dieser Ort heißt nicht Bolzano. Dieser Ort heißt Bozen — in Ewigkeit.

An Mussolini

Mussolini: „Die Verehrung der Deutschen für Walther von der Vogelweide, dessen Denkmal in Bolzano steht, ist lächerlich. Er verhält sich zu Dante wie der Monte Pincio zum Himálaja."
(Rede vom Februar 1926)

Zwei Dichter wirken in getrennten Kreisen,
Wenn einer Tuba, einer Flöte bläst.
Unsterblich süß erklingen Walthers Weisen —
Wovon du einen Quark verstehst!

Die Politik zeigt auf der Länderkarte
Den vollen Unterschied von Berg und Tal:
Himálaja — das ist der Bonaparte.
Wer ist der Pincio? (Rate mal!)

Ötztal, Tal der zwei Seelen

I.

Tirol ist ein sonderbar helldunkles Land — voll Holdheit und voll Düsternis. Beides lebt in dieser halb verschütteten, durch Meilen empordrängenden Riesenschlucht . . . als ob ein Höllenloch mit einer Himmelsmulde schließt. — —

Auf Bauernstroh war man zum Schlaf gekommen. In der Bettstatt lag wirklich nur Stroh, darüber ein harthärenes Laken — womit man jemand hätte prügeln können. Alles in einem räumigen Holzzimmer, bloß mit zwei rohhölzernen Truhen.

Hier schlief man wie in Abrahams Schoß. (Nein: fast wie in Hagars Schoß.)

Der Regen wisperte, troff, rann ... Am Morgen war blauer Himmel.

II.

Zweieinhalb Wegstunden empor zum letzten Ort. Hier bin ich nun.

Eine Handvoll demütig-letzter Häuser. Alle Düsternis hört im Sonnenschein auf; in der Hochmulde beginnt strahlend-grüner Glanz — unter Gletschern ...

Was war das für ein steigend-schauerliches Tal zuvor, viele Stunden hinauf? Anmutlos; etwas Wüstes, von Muren oder Steinschlag immer Bedräutes. Was Unbändiges, Grauwändiges; von graugelbem Wasser durchtost; mit abgründigen Hängen, steingeschnittenen Spalten und (freilich!) lind-beschwichtigenden, zartgrünen Lärchenbäumen, ach, Märchenbäumen; voll biegweicher, fast moosiger Nadeln. Himmlisch.

Der Rasestrom da unten heißt die Ötz.

III.

Hier ganz oben, wo ich hause, bricht leuchtend über alle Maßen eine Endschönheit vieler Düsternisse vor, gemildert, ruhevoll; eine fremde Höhen-Anmut.

Riesen-Einsamkeit an greifnahen Gletschern. Hier oben braust eine Ache wie das Meer; ja, wenn man hingefläzt beim Ufer liegt, brüllt sie toller als die Nord-

see. Dennoch scheint alles nahebei wieder still. Wunderbare Schlafstimmung.

Von oben her in das breit-wütende Felswasser, das ohne Schönheit graubräunlich oder gelbgrau faucht, — von oben her gischtrauschen holdselig Gletscherbäche, viele Wasserfallströme donnernd und silbernd, in das lehmgraue Wildgestrudel und Tobgegurgel.

(Lichte junge Schwestern fliegen auf das mütterliche Raubtier zu!)

Rings eine Welt von Traumgrün — und Eis.

IV.

Die Ache hört man hier nicht mehr.

Wuchtende Stille der Matten . . . im Hochkessel. Matten sind es der himmelsgrünen Abseitigkeit — mit Alpenrosen, flammblauen Glockenblumen, brennscharfem Vergißmeinnicht . . . es glühen ganz andre Farben als im Tal! mit Edelweiß in den Spalten; mit Steinbrech oder saxifraga, — was Erdbeerblüten ähnelt, jedoch in aller weißgelben Hübschheit Felsen sprengt; (ha, bin ich ein Botaniker?); mit Enzian; vorher mit Salbei und Wermut; mit holziger Erika.

Auch mit Kletterkühen, verlassenen Weid-Pferden; dann mit ein paar letzten Halbbäumen; mit bloß hinkriechendem . . . nicht Knieholz, sondern Knöchelholz — — —

V.

. . . . . .

Also mitten in der toll-begrünten, gletschernahen Hoch-Steinmulde, voll verschlossener, doch säfteseliger Blauhimmelsnachbarschaft, mit Milliarden Gräsern und Grillen, unten mit Geklüft, breitem Wildwasser

zwischen gekrümmten Steinwänden, oben mit breitem Felsgespalt, woraus eine Stromflut brausewirbelt und rauschewuchtet und jagestürzt und quirlrast und tobschäumt, — inmitten der Hocheinsamkeit heben sich in der Mulde grüne Steinrücken, Donnerwetter! ihr Grün ist dunkler als der Leuchtmatten ihres; Gesteinstücke dazwischen und Einzelgefels . . . Über den Menschen kommt ein Glück.

Man sieht ruhend, wach-träumend von den ganz nahen Fernern Schnee ablaufen; man merkt, wie das Schneewasser oben in Weißadern Gletscherbäche bildet, die hinabhasten, hinabklatschen, . . . und rings über die Grenzen der Gipfelmulde gucken höhere, braune, zackig-steinerne Gratketten.

Auf ihre Furchenwelt scheint Sonne. Ei, — Braun goldbelichtet; wieder voll braunstarren Geäders — —!

Nicht „Klopstock!", wie Lotte mit Werther damals, ruft man.

Ein andrer Name dringt aus der Brust; durch die Hochruhe; durch alle Leucht-Rast; über Matten, Fernen, Luftreiche, Himmelsflüge, Sonnenstummheiten weg: — Segantini.

Das Wort bleibt auf den Lippen.

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vormittags, jenseits der Ache, drüben am Fels hochgeklettert. An zwei hinabfallenden Wildbächen, die hier zusammenströmen, geruht. Unter dem Mantel nur das Badegewand.

Den Mantel abgetan, in das Sturzwasser gestiegen. Der goldbeschienene Felsenfall ist beinah warm wie die Sonne — zweitausend Meter über dem Meer. Im Tal

sind wohl heiße Tage ... Mit der Brust ans Gestein, das Wasser schießt über die Schultern. Ist kein Unterschied zwischen Wasser und Luft! Seligkeit im Brausen des Firnozeans; in der Hochsonne.

Zwischendurch von dem Rauschwasser gekostet. Tiefer talzu schmeckt es fast bitter; (von dem vielen Felskalk?). Hier glasklar.

Nachmittags Kraxelei über einen grün-felsigen Scheibenrücken.

(Weißer „Burgunder"-Tiroler hier hinauf in das Gasthaus verschlagen. Sehr, aber sehr gut.)

VII.

Auf dem Kirchhof dieser höchsten aller tiroler Dorfschaften las ich gestern:

Wendelin Santer. Margarita Kneisl. Rochus Raffeiner. Dann: „Fromme Erinnerung im Gebet an den ehrsamen Jüngling Romed Grüner, Bauernsohn." Darunter stand:

Ich wurde nicht alt — kam früh ins Grab.
Wer weiß, wie bald — auch du mußt hinab.

Ferner: Coletta Gstrein. Roman Scheiber. Vincenz Fiegl. Romed Gstrein. Method Scheiber. (Die Scheibers sind für dies Tal der zwei Seelen, der Düsternis und Holdheit, ein verdienstliches Geschlecht; ihr tüchtigster heißt Angelus Scheiber.)

Rostendes Metall; der Verstorbene wittrig gemalt; eine Marienfrau daneben; oder es tritt ein Himmelsbote farbig herfür ... Viel tote Kinder. Sie werden hier nicht alt — unter dem Eis; fern vom Arzt.

Zwei gehn vor dem letzten Bauernhäusel drollig lang angezogen herum, wie in Küstergewändern: Zenzl und

Marieli, ein Schwesternpaar. Die ältere, sechsjährig, wird von Tag zu Tag leichter; ihr Körperlein schwindet. Die großen dunklen Augen werden bald noch größer sein.

VIII.

. . . . . .

An einem dieser Tage zum nächsten Gletscher. Aufwärts: über das Jöchle; dann über eine Halde mit Kälbern.

Vor der Moräne schießt Hagel und Regen herab — endlos. Naß bis aufs Blut . . . Unter einem Höhlenvorsprung wenig Deckung. Wir zwei allein, wie so oft: Jula und ich. Der Gletscher starrt hinten als Abschluß der weißen, öden Sackgasse.

Die Wahrheit zu sagen: so wirken die Gletscher hier minder gewaltig als in den Dolomiten; sind auch nicht so blaugrün-eisklumpig wie norwegische. Man gewahrt nicht soviel Eisblöcke schon am Fuß. Der Gletscher hier wirkt vorwiegend als schräges Schneefeld. Immerhin später . . .

IX.

Menschen der Tiefe geistern wechselvoll herum. Ein zartes, künstlerisches Mädchen, daheim blaß und verschlossen, bekommt hier Flügel. Nur oben lebt sie. Daneben die strahlende Schwester: Margot. Ein komischer Herr beginnt sich mausig zu machen. So stark und erfrischend ist hier die Luft.

X.

Späterhin, auf einem der Ferner, sah ich hinab in Gletscherspalten. (Der Blick in den Vesuv ist — belebter.) Versunkene Eiskirche! . . . Die gotischen Dome sollen dem Waldesdom nachgemacht sein. Ich

denke: vielleicht haben jedoch nördliche Wilde sie nach dem Gletscherspalten-Muster gebaut. Man kann's nicht wissen. War das Urbild ein Gefriertempel — mit Eisbären-Andacht?

XI.

Als man späterhin, vom Führer angeseilt, einen der Gletscher überquert, auf das Joch klettert, das zwei Eistäler trennt, geht es über (harmlose) Schneebrücken weg; ihr Bogen — mit dem Spalt darunter — ist bei dieser Witterung noch heut und morgen hart . . .

Der Blick in Eisspalten mit ihrem Zapfengewirr ist mit Maßen schauerlich . . . Schauerlicher sehn auf dem Gurgl-Ferner die stufenartigen, weiß-grünlichen Spalten aus. Vom Joch blickt man hernach, mehr als dreitausend Meter hoch, wie von einer braunsteinernen Zinne hinab in zwei vergletscherte Hochbecken. Gehöhlte Schneewildnisse, mit Eis darunter.

Man sieht bis zum Rosengarten.

Aber, seltsam: der Blick von dem nur siebzehnhundert Meter hohen Herzogstand in Bayern (mit all den nahfernen Spitzen) scheint mir firnluftiger, gipfelhafter, himmelsnäher . . . während man hier freilich ein winterliches Welt-Ende spürt.

XII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hart vor dem Dunkel die Gletscher-Hütte noch erreicht. Sie lag im Schummern. Bei einem Licht saßen Gestalten. Der letzte Magdalener quoll ins Glas.

Teufel und Engel! Dies Felsenhaus ist verwegen hingehockt: auf eine schroffe Spitze — steil überm Geröll.

Vorher, beim Steigen, zog und schritt und stieg das Abendrot, nein: das Abendrosa, nein: was Rötlich-Vio-

lettes und Sattblaues feierlich über die Gipfel — unendlich viele.

Dergleichen erlebt ein Mensch nicht oft. Am Ende nur in einem ungewöhnlichen Sommer. Ich und mein guter Kamerad schritten zögernder hin.

Absonderlicher Schmalweg! Unten Gründe, wildes Haldengehäng. Tolle Felsbacken. Darüber vereinsamtes Vieh. Springziegen. Dann wieder verlorene Weidelämmer tief auf abschüssig schwebender Dämmer-Alm . . .

Wir stiegen aufwärts.

XIII.

Ein lang haftender Abend.

Sozusagen ein Lebensding. In der wie heißen, hohen, abendlich glühenden Zackenwelt mit herabbrüllenden Wildbächen, die man steglos überschreiten muß. Gletscher vor dem Auge, Gletscher dann abgrundtief unterwärts — in dieser Hochwelt beginnt nun das Dunkel sich heimisch zu machen.

Die eben noch rosa beschimmerten Ferner wirken verödet; durchstarrt. Schwarz umschneetes Gefels ragt oben in den jetzt erkaltet-einsamen Himmel.

Die Nacht.

XIV.

Ja, man hat alle Mühe, den steilen Endstieg im letzten Tagesschein zu bewältigen, bis zu dem verschollen harrenden Steinhorst — vor der Finsternis.

Im spätesten Licht, im letzten (wie zwischen Sehen und Blindheit), tappt man in das lauernde, eis-öde Haus — das immerhin jetzo traulich wirkt.

Unter ihm Gletschernacht.

XV.

. . . Tirol ist ein sonderbar helldunkles Land — voll Holdheit und voll Düsternis. Beides lebt in dieser klimmenden Riesenschlucht.

Der Steinsturz bei Mori, welchen Dante gesehn (und als Schriftsteller ausgestropht) hat, ist gegen diese Finsternisse zahm.

Der Florentiner kam halt nie bis Nordtirol.

Caput II

PYRENÄENHIMMEL

„Und solche Begebnisse sind, in einer ziemlich zwecklosen, bockigen, verhedderten Zeit, noch das Beste für den sehenden Menschen — sofern ihn irgendeine zwecklose Leidenschaft nicht zwecklos emporträgt (oder der Klang einer zwecklosen Satzmelodie zwecklos beglückt)." Alfred Kerr

Nachdenklichkeit

1926

I.

Blank blaut das Meer. Westwinde wehen.
Das Essen ist in Vorbereitung.
Ich schiele nach den Pyrenäen
Und lese meine deutsche Zeitung
(Im Dunstkreis krachend-roter Krusten —
Heut gibt's Langusten).
Landeinwärts lächelt mittagsfroh
Voll Pomp der Paß am Pic bei Pau.

II.

Ich lese still, von Luft umschwirrt,
Und sinne . . . was aus Deutschland wird.
Die Welt ist grün, die Welt ist groß;

Man grübelt hier am Rande:
Man hofft: jetzt geht die Wendung los
Im fernen Vaterlande.
Dann liest man in den Spalten:
's ist alles noch beim alten.

III.

Der Flaggenstreit steht ungewiß;
Die Zwietracht steht in Blüte;
Geld an die Fürsten? Kompromiß!
Du meine Güte! . . .
Das Land ist zu verzankt im Zorn
Und weiß nicht recht, weswegen;
Ein Pferd zieht hinten, eins zieht vorn —
Es ist zum Eierlegen.

IV.

Blank blaut das Meer. Westwinde wehen,
Das Essen ist in Vorbereitung.
Ich schiele nach den Pyrenäen
Und lese meine deutsche Zeitung.
Landeinwärts lächelt mittagsfroh
Voll Pomp der Paß am Pic bei Pau.

Baskenland

I.

Auf der Fahrt (sie ging über die — alles in allem — herrlichste Stadt Europas; dann über Bordeaux) las ich zum zweitenmal die neu mitgeteilten Tatsachen des merkwürdigen Buches „Oscar Wildes letzte Briefe" . . . das kaum beachtet wurde, seit es vor etlichen Monaten erschien. Es ist jedoch . . .

II.

Es ist jedoch umwerfend und herzzerreißend.

Ein spielender Mensch. Gewiß unausstehlich oftmals, doch vor allem von hoher Liebenswürdigkeit. Sinnlos verfolgt — bis zum schrecklichen, schrecklichen Untergang . . . Was hat er der Welt getan?

Ihr Schönheit geschenkt.

„Es ist eine trostlose, schmutzige Tragödie", schreibt er. Jawohl. Der Schmutz war nicht auf seiner Seite.

III.

Den angehängten furchtbaren Bericht über sein Sterben sieht keiner unbewegt. Manches um Oscar Wildes Ausgang bleibt ein Merkmal des Ruhmes für das menschliche Volk Frankreichs.

Ich las. Grausame Gedenkblätter. (Vorbildlich übertragen: durch Max Meyerfeld.)

IV.

Oscar lebte manchmal in einem Gasthof am Quai Voltaire; wo ich früher eine Zeit gewohnt. Jetzt, beim Hineinschauen, sagt mir die neue Wirtin: „Nicht nur Wilde — auch votre Wagnèr hat hier gehaust; Baudelaire und Th. Gautier besuchten ihn . . ."

(Gegenüber, am steinernen Gestade, verkaufen ruhevoll Schwartenhändler den gedruckten Nervenrest von tausend verstorbenen Dichtern. Der Mittagsschein liegt auf dem holden Fluß.)

Dies über Oscar Wilde.

V.

Keine Zeit, jemand in Paris aufzusuchen. Das Gepäck soll nach Biarritz; aber die Karte, gekauft bei Cook, enthält Irun statt Biarritz. Nun, der Herr am Schalter ist freundlich und regelt es.

Der Gepäckträger (leise): „Sie hätten dem Herrn fünf francs geben können."

Ich: „Ich dachte, er würde sie nicht nehmen . . ."

Der Gepäckträger (ernst): „Doch — er ist darin sehr nett . . . Si, il est très gentil."

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht Weinberge liegen bei Bordeaux, sondern Weinfelder, hingedehnt.

Die Stadt ist wie damals: gutgekleidet . . . und antik. Mit ihren Theatersäulen.

Ha, dieser endlose Kai: gediegene Schiffshandelshäuser; steinerne Nebengassen; Volkskneipen.

Mancher liebt Bordeaux mehr als Marseille . . . Aber nein: Marseille ist phantastischer — mit soviel Heimlichkeiten eines wild-schönen Hafens am Mittelmeer. Am Mittelmeer.

(Bordeaux: schmuck, verladungsstattlich, gutgekleidet . . . und antik.)

VII.

Der Girondewein: immer noch leicht und von liebenswerter Natursüße.

In einem ersten Wirtshaus; beim Gambetta-Denkmal. Gesottene Weinbergschnecken mit Feinkräutern. Roastbeef und Behör. Adlige Käsegattungen. Früchte. Dazu weißer Girondewein . . . In deutschem Geld jetzt, 1926, zusammen kaum anderthalb Mark.

Erwähnenswert, nicht weil es billig ist: sondern weil es antilogisch ist. Die Besiegten haben siegreicheres Geld als die Sieger. Beweis für den Unfug einer veralteten Geschichtsführung.

Kann sich bei Tisch ein Deutscher für die vergangene Blockade rächen?

VIII.

. . . . . .

Biarritz erschien mir vor Jahr und Tag (trotz Fels und weißen Spritzern) wie eine Abschreckung. Einst sah ich: keinen Strand, sondern Schuhe. Kein Meer, sondern Hüte. Keine Pyrenäen, sondern Hotels. Keinen Baum, sondern Kasinos. Keine Luft, sondern Kellner.

Jetzt aber ist es vor der Hauptzeit . . . wunderbar. Hier laßt uns Hütten bauen.

Schlafendes Biarritz.

Im lieblichsten Gasthöfle, draußen, vor dem Ort, an der kleinsten Felsbucht. Hier will ich eine Weile weilen . . . mit Mann und Maus. (Namentlich mit der Maus — und zwei jungen Mäusen, die vor Wonne luftschnappen: wenn es spritzt.)

IX.

Nun schwimmt man, bei Flut oder Ebbe, dicht unterhalb der hl. Jungfrau — die weiß auf dem braunen Felsbrocken ob der See ragt.

Im Schutz eines surveillant oder Aufsehers. Der wacht genau, ob jemand aus der Gesteinbucht schwimmen will, fünf Meter zu weit, in den Atlantischen Ozean; oder gewissermaßen in den Golf von Biscaya (welcher dessen kleinei Zeh ist).

X.

Der surveillant weiß, warum. Die Flut kommt flink . . . Und seitwärts, am „Basken-Ufer", der côte des Basques, widerfuhr es (wie die Wirtin abends erzählt) — widerfuhr es vier Menschen, daß der Tod sie kurzerhand

am Schlafittchen wegtrug: in elend zerschmettertem Zustand.

Wie war das?

Eine Tochter, überraschend gegen die Steinwand gespült; eine Mutter will helfen; ein Engländer eilt nach; der surveillant rudert hin . . ., alle vier zerschmettert, zerschmettert, zerschmettert.

XI.

Nicht weitab nennt sich ein Teil der Seefelsen: Chambre d'amour . . . Muß jedoch ein „Liebeszimmer" nicht ruhevoll sein? Den Blick auf stille Bäume haben? indes hier salzige Tobsucht salziger Todbucht jeden Kuß schauerlich nullt?

Darum denk' ich mir: statt chambre d'amour hieß es zuerst: chambre de mort — und nur der Beschwichtungswunsch änderte das . . . (gar nicht geistlos: denn Liebesrasen und Todbereitschaft sind in wonniger Nähe für die Trottel).

Vielleicht aber hieß es, zum Donnerwetter, statt chambre d'amour oder chambre de mort einfach: chambre de mer . . . Das wird's gewesen sein — und ein Wirt hat es getauft. Im Anklang an: „Zimmer mit Blick auf die See." (Keine Romantik!)

XII.

Dies Biarritz der Wirte schweigt jetzt. Der große Kleiderhändler aus Paris, Jean Patou, putzt erst seine Scheiben. Die Vorhänge halbhoch. Schlafender Juni. (Welches Glück!)

Doch um die Wahrheit festzustellen: der Ort ist in keiner Zeit so protzig und emporkömmlich wie . . . mancher Ort anderswo.

(Sondern geschmackvoll; prunklos; liebenswürdigheiter.)

XIII.

Anderswo gibt es Orte, wo die Eleganz nicht nur betont, sondern schlechthin . . . drohend wird. Alles gewissermaßen mit „Weinabteilung". Mit unhörbarem Empfangsgruß: „Wenn Se nich jeniejend fein sind, denn kommse jefälligst nich her; hier is prima."

(Orplid, mein Land!)

XIV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Natur ist im Baskengau nicht überschwänglich wie bei Nizza. Sondern: südfrisch und reichstark. (Südfrisch und reichstark.)

Ein unauffälliger Süden — der Tamarisken statt Palmen zeitigt. Ein männlicher Süden. (Ein unauffälliger Süden. Ein männlicher Süden.)

Erst in Hendaya, spanische Grenze, gibt es Palmengasseln mit Rosen.

XV.

Hendaya hat immer noch den Markt (wo ich vor dem Krieg die schönste Person des Landes Gemüse verkaufen sah: schwarz, zweistöckig, blutjung, von Grenzern umbalzt) . . . Hendaya hat auch eine Sandküste mit zwei rotbraunen Ragefelsen im blauweiß rollenden Ozean; „die Zwillinge" geheißen.

Der Blick auf die Zwillinge, das Gebirg, die Flut ist nicht unangenehm . . .

(Gegen den Stillen Ozean bei Coronado Beach, Californien, kommt freilich alles das nicht auf; man ist so verwöhnt; — immerhin!)

XVI.

In Hendaya könnt' ich wohnen.

Doch nicht in Saint-Jean-de-Luz. Das ist ein Strand, wie Strände sonstwo Strände sind. Ohne Gefels. Brauchte nicht im Baskenland zu liegen. Bin ich dazu so lange gereist, hä?

Aber in Guéthary könnt' ich wieder hausen. Dessen mild-hoher Linienschwung wirkt beglückend. Schon damals, beim Abendbrot, vor Jahren. Schlichtes Nest. (Ohne Jean Patou.) Seine Umwelt dacht sich sanft hinunter ins Meer. Mit Laubwipfeln und Pelzgebüsch. (Mit Laubwipfeln und Pelzgebüsch.)

O friedliches Guéthary!

XVII.

Manchmal könnt' ich in Bayonne wohnen. Ach ja. Ich sah es wieder. Der Adour fließt immer noch hindurch. Auf der Heiligengeistbrücke, oder Pont Saint-Esprit, stand ich mit wohliger Sicht auf entfernte Flußhäuser. Mit wohliger Sicht auf entfernte Flußhäuser.

Ich bat hier den heiligen Esprit, mich im Leben niemals zu verlassen — und zumal im Tode nicht. (Zumal im Tode nicht . . . in der chambre de mort).

XVIII.

. . . . . .

Dem bayonner Stierzirkus blieb ich diesmal fern; er war eh' geschlossen. Auch hier ist der Kampf nur Schein, während in Sevilla . . .

Dies Baskenvolk hat eine Sprache, eine Sprache —! „Freitag" exempelshalber heißt ortziralea. „Juni" heißt: errearoaren. Genug. Außenseiter; europascheu. Rätselhaft wie Kaspar Hauser. Das ist mit nichts verwandt.

Auf dem Bidassoa-Fluß, wo ein Baske mich gerudert hat, unterhielt man sich beinahe schon mit den Zehen. So schwer war seine Sprache.

XIX.

Spanische Basken, französische Basken ... Eine Schilderung sagt: „Sie halten zäh an allem Heimatlichen fest." (So was gilt als Vorzug bei Völkischen.) Der heimatstreue Baskenbauer arbeitet infolgedessen mit ganz zurückgebliebenem, schwerfälligem Werkzeug.

Jedoch die minder heimatstreuen Basken, die unbäurischen, sind prachtvoll-machtvoll, mit Fleiß und Flinkheit. Die minder heimatstreuen wurden schöpferisch.

XX.

Basken schlugen die Mauren; Basken schlugen die Franken; Basken erschlugen den Roland mit Felsgestein, Karls Paladin. (Schwarze, kluge Tiroler der cantabrischen Meerhöhe.)

O nebelhafter Stamm. Nasenstark und dunkel. Das älteste Volk von Europa. (Haben sie den Hasdrubal noch mündlich gekannt?)

Nie ganz unterjocht von Römern; wirkungslos mißhandelt von dem Westgoten Leovigild; unzureichend besiegt von Carolus Magnus ... doch heute mitgerissen von der Industrie. (Sie leisten was. Endlich.)

Spanische Basken, französische Basken.

XXI.

Wie zum Spaß hängen sie nun die schwindende Tracht ins Museum von Bayonne.

Düster ist sie nicht. Sondern farbgierig. Sondern goldbestickt. Sondern rote Jacken und gelbe Hosen. Sondern Strümpfe mit Funkelzier ... Als wollten sie das Gegenstück bieten zur milchigen Dämmernis ihrer Herkunft.

Was aber tragen sie heut noch, Sonntags, befestigt am Arm? Ledermulden? Schmalkörbe? Damit werfen oder fangen sie den Ball. Ihr Pelotespiel . . .

Ist es das Ur-Tennis? . . .

Brüllten schon die alten Iberer in stahlgrauer Vorzeit: „Fifteen! forty! advantage here! eoh . . . eoh . . . !" — —?

XXII.

Gestern trafen sich — vor der Fremdenzeit — an tausend Basken der verschiedenen Orte: zum Wettblasen und Wettsingen.

Die Straßen überwimmelt, überwimpelt.

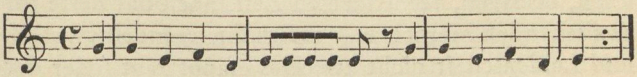
Rote Jacken, braune Käppchen, schwarze Kurzhosen, weiße Hochstrümpfe . . . und Pistons umgehängt.

(Tuben ringelten sich.)

Geblasen hat mancher — als würde sein Sitz zerknallen. Die dort, mit Bannern aus rotem Samt, von Goldfiligran umbaumelt! Baskenbund „Heilige Cäcilie zu Dingsdorf". Je nach der Ortschaft: vom Gebirge; vom Ufer; vom Heidestädtchen. Zerknallt euch nichts, Lieblinge.

XXIII.

Zwei Blasgruppen bliesen gegeneinander. Bei zugleich anrückenden Sängern. Ein Taktstock seitwärts in der Luft. Preislieder tuten tödlich. Diese Bündler tanzen zwischendurch auf Plätzen. In Reigenform; bloß Männer. Baskenball, Maskenball. Knapp-eintöniger Dudeltakt — ich schreib' ihn rasch nach:



Derlei häufig wiederholt.

XXIV.

Am Abend war gestern Feuerwerk beim Ozean für die Basken. Das herrlichste meines Lebens: mit Leuchtgewittern goldgrün; violettem Luftbrand; purpurberegneter See; flammender Küstenbrunst.

(Im farbstumpfen Festgewühl, vor braunen Klippen auf dem Sand, hört man Südfranzösisch mit gerolltem R; Spanisch, Baskisch. Die Eingeborenen stehn wie eine Mauer.)

XXV.

Wir saßen, im Bogengang, erhöht . . . und ich trank, im Strahlendunkel, jene Flüssigkeit, die — nach dem furchtbaren Bericht von Oscar Wildes Sterben — seinen Tod beschleunt hat. Nämlich: man ließ ihn beim letzten Ausgang für wenige Minuten allein; die hat er benutzt, noch einmal den grünen Trank zu zähmen.

Den Pernod.

Oscars Ende ward hiervon überstürzt . . . Ich aber schlief danach wonnevoll — und erwachte morgens im breiten Bett vom seligen Lärm zweier wilden Kinder . . . auf der kleinen Sonnenplatte, bei den Fenstern, im frischen Meeratem; draußen, vor dem Ort.

XXVI.

Und solche Begebnisse sind, in einer ziemlich zwecklosen, bockigen, verhedderten Zeit, noch das Beste für den sehenden Menschen — sofern ihn irgendeine zwecklose Leidenschaft nicht zwecklos emporträgt (oder der Klang einer zwecklosen Satzmelodie zwecklos beglückt).

Begegnung

I.

Bei den Pyrenäenspitzen,
Wo die weißen Achen krachen,
Sah ich einen Spanier sitzen,
Die Zigarre schwarz im Rachen.

Unterm Schutz der tauigen Tanne
Bei des Wildbachs Brause-Brio
Sprach ich zu dem fremden Manne:
„Buenos dias, señor mio!"

II.

Doch im wilden Landschaftsrahmen
Mit urplötzlichem Impuls
Nannt' er seinen deutschen Namen:
Willy Schulz.
Und wir kamen ins Gespräch,
Und die Sonne stand schon schrääch.

Und bald sah er barsch zu Boden,
Blickte bald den Wolken nach,
Als er von den Antipoden
Unsrer neuen Staatsform sprach:

III.

„Wenn ick mir den Zimt bekieke
(Jeder Dussel kommt uns grob),
Liecht es an de Republieke
Ihren Schlummerkopp.
Sei'n wa nich zu zach und tranig,
Und zu milde nu schon janich!

Alle Dage her und hin?
Jehste raus? jehste rin?
Nee, wir müßten, statt zu wippen,
Die mal uff't Jedächtnis tippen!"

(Aufwärts durch das Gischtgesprüh
Sah er nach dem Mont-Perdu.)

„Nehmse Hitler, nehmse Wulle —
Det sind komische Jestalten,
(Aujust mit de Kluckerpulle;
Jott, man lacht sich Falten).

Kommt ja janich in Betracht.
Aaaber dicht daneben wieder:
Ernste Monarchistenbrieder . . .
Da paß acht!

Heißt et jetzt nich endlich „stieke!"
Heißt et jetzt nich endlich „stopp!",
Liecht et an de Republieke
Ihren Schlummerkopp . . .

Na, man immer mit de Ruhe.
Täglich besser jeht's — meint Coué."

IV.

Bei den Pyrenäenspitzen,
Wo die weißen Achen krachen,
Sah ich ihn noch lange sitzen,
Die Zigarre schwarz im Rachen.

Oben schritt ein Bärenjäger —
Und die Sonne stand noch schräger.

Kleine Pyrenäen

I.

Ja: ein unauffälliger Süden . . .

Bei Cambo, hoch über grün-dichtem Land, liegt Rostands Besitzung. Ei hatte von ihr einen Blick wie auf Bildern des Claude Lorrain: Grünstreifen; Grünwellen; Grünfernen.

Wie bleich er schon damals bei der Sarah Bernhardt ausgesehn hat. Ich traf ihn (dacht' ich), da er, monokelhaltend, noch jung war, — jetzt ist er ein beendetes Leben.

Seltsam.

Blaue Hortensien blühen vor seinem Haus. Die Warnungstafel droht weiter, über das Sterben hinweg: „Chien dangereux." (Gegen die Literaten, gewiß.)

So was laß ich mir auch machen: Chien dangereux.

II.

Dann in St.-Jean-Pied-de-Port (bekanntlich) die erste spanische Posada. „Posada Española." Man wittert Schmuggel: in der bergigen Winkligkeit dieses Nestes mit überblühten Steintoren, steinern-steigenden Gassen, steinernen Wirtshäusern, steinernen Stadtmauern . . . und einer gedunkelt halbspanischen Kirche.

(Manchmal traf man zuvor einen schreitenden Mann: weißbuschig über schwarzen Kirschenaugen. Weißbuschig über schwarzen Kirschenaugen.)

III.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie äußern sich die Unter-Pyrenäen? Beim ersten Eindruck so:

Durchwachsen alles. Dichtester Baumschlag. Wipfel, Wipfel. Wipfel . . . nur mittelhoch; und Wiesen, Wiesen, Wiesen; wilde Rosen zwischendurch, massenhaft . . Erster Eindruck.

IV.

Die Unter-Pyrenäen sind heute gar nicht furchtweckend: sondern haben annehmlich gekämmte Täler . . .

Nur manchmal droht ein bißchen schwarzer Fels. Alles wird . . . nicht bloß wipfelgrüner, welliggrüner als Tirol: sondern ernster; würdiger; halbspanischer.

Item: die vornehmste Grün-Natur, die ich sah, liegt in den Unter-Pyrenäen. Das steht fest.

V.

Spanisches Merkmal? Maultiere bis zu sechs hintereinander. Schwarze Bäuerinnen quer auf Eseln. Fortwährend Grenzer. Soldaten papageienbunt. Oft Brünett-Zerlumptes. Dunkle Menschen.

Trotzdem: alles ein kultivierter Gebirgsgarten . . . ohne Schrecknis.

Ein Schrecknis wird jenes Weibsbild, das beim Durchblick von Gipfelschnee aufspringt und „snow!!!" brüllt. Gesicht wie ein glattrasierter Pastor. Noch einmal brüllt sie: What a transformation!

Das einzige Grauen der Pyrenäenwelt.

VI.

Ronceval? Roland? . . .

Nach einer Alm (und nach einer malerischen Wasserheilanstalt) sah ich das Ronceval-Kloster; wo der fromme Vorraum durch ein Paar Stiefel des Helden angenehm belebt wird.

Ihren Absatz hatten die arglosen Basken gespürt.

Die Basken erschlugen uns aber nicht, wie ihn, durch Gestein: sondern — weil ein Aufstieg ist in der Welt — grüßten mit Gejuchz und Gewink.

Erschlagen wird man auch von ihren Rechnungen nicht: — als beispielshalber ein mir nahestehender Mensch, Julia genannt, unterwegs im Dorfkrug Butter mit dem italienischen Wort burro verlangte . . ., statt mit dem spanischen Wort manteca. Burro heißt spanisch Esel. Die Magd war über die Forderung von Brot mit Esel außer sich. Aber die Rechnung blieb gering.

VII.

In Ronceval stieß Roland zum letztenmal in sein echt elfenbeinernes Horn; ohne daß Kaiser Karl ihm zu Hilfe kam.

Was ein wahrer Paladin ist, spürt wohl herzhaften Jubel, für den Häuptling das Zeitliche segnen zu dürfen. Mit solcher Genugtuung — es ist noch keine 1148 Jahre her — ging Roland in die Literatur ein.

VIII.

Karl war dem Ruf eines Mauren-Scheiks gefolgt. Er hatte dann die Belagerung von Saragossa (das ihn gar nichts anging) zwangsweis aufgegeben — da er durch eine prächtig-völkische, kernhaft-bodenständige Zwietracht der Sachsen wieder alle Hände voll zu tun bekam.

Dies verhalf dem Gefolgsmann Roland zu den tödlichen Felsblöcken des geweckten Baskenstamms.

IX.

. . . Jetzt bin ich in Ronceval oben.

Der Paß ist 1207 Meter hoch, der Nebel unter Brüdern 1300. Als er jedoch weicht, sieht man das Tor des

hübschen Tals, das ein freundliches Lächeln hißt über den Unsinn der Weltgeschichte.

Roland ist tot, die Basken spielen Pelote. Saragossa riefe, wenn möglich, wider den Scheik Primo de Rivera heute den Emir Trotzki zum Entsatz . . .

Und über alledem ruht ein trauriger Hohn. Eine ziemliche Verachtung menschengeschichtlichen Tuns.

X.

. . . . . .

Als ich in die Hochpyrenäen kam . . . Aber ich fuhr zuerst, was nie vergessen werden soll, durch das gemächlich-reiche Land Béarn. Gemächlich-reich.

Das Auto hielt in Orthez — mit dem Haus „Zur schönen Wirtin" . . . und einem Turm, wo der „schönste Mann", der Herrscher Gaston Phoebus von Foix, einer glücklichen Eingebung folgend, seinen Sohn erstach.

Oh, zwischen Bayonne und Orthez in diesem Lande Béarn, das ist herrlich: Grün, Grün, Grün; Schlösser, Schlösser, Schlösser; Wein, Wein; Mais, Mais; Liegenschaften; Besitzungen; Anwesen; Kilometergärten hinter Steinmauern; dann aufs neue: Besitztümer grüngrün-grün . . .

Zwischendurch aber nennt sich manchmal der schlichte Herr eines halbverfallenen Landgemäuers (mit edlem Trank, für fast ohne Geld) „aubergiste", weil er Leute herbergt . . . wie zu der alten Zeit.

(So das kostbare Land Béarn — Setzer, vergessen Sie mir nicht das Akßangtägüh!)

XI.

Nachher kam ein Wiedersehen mit Pau — wo ich einstens den in der Schule gelernten Schneeberg Mont-Perdu unangeseilt und ohne Führer beobachtet hatte.

Vom Hotel Gassion aus, unten in der Stadt beim Gabelfrühstück damals.

Jetzt aß ich nicht bei Gassion: sondern gewissermaßen in der Menge des Volks, am Tisch eines landbürgerlichen Wirtshofes. Schluckte dort schmeckesam zu den hors d'œuvre, zu den auf Edelkohl gelagerten, weißgrauen Würstchen (Überbleibseln eines Mopses ähnlich), schluckte zu dem Lamm nebst jenen Kartoffeln (in Frankreich merkt man das Genie eines Landes, Kartoffeln zu bereiten, zu braten, zu stoven, zu glühen, zu dünsten, zu rösten, zu . . . Nur in Frankreich gibt es unsterbliche Kartoffeln — Francis Drake war ein plumper Frühmensch) . . . ich komme jedoch ab:

Schluckte dort weißen Jurançon; in der Gegend gewachsen.

Jurançon! daß man, spät zwar, dich noch entdeckte, noch erschmeckte! Mit obstigem Einschlag wundersam. Nicht süß wie oft Barsac; sondern zwischen unsüß und süß. Nur ein Wort gibt es: traubig. Dazu leicht — an der Stätte des Wuchses . . . Jurançon!

XII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Schloß von Pau kam Heinrich der Vierte (der keinen Henri-quatre trug, nach den Bildern hier zu urteilen) auf die Welt. Ein schön-großes Schildkrötenhaus war seine Wiege.

Im Schloß von Pau zeigt manches Bild, wie er glücklich war. Im Schloß von Pau zeigt ein Wandteppich, wie er seine Gabrielle d'Estrées mit einem andren erwischt hat. (Das hängten sie später in sein Schloß! lohnt es, an der Weltgeschichte beteiligt zu sein?) . . Gabrielle ruht in Ohnmacht am — am! — Bett; ein Him-

mel friedlich darüber. Im Schloß von Pau zeigt ein andres Bild, wie derselbe Heinrich dann von Ravaillac erstochen wird.

(Lohnt es, an der Weltgeschichte beteiligt zu sein?)

XIII.

Zu Béarn als Bauernjunge lachend-wild aufgewachsen; dann König vom ganzen Frankreich; zuvor (schnell) ein bißchen katholisch.

Bei der Entbindung hatte seine Mutter ein Lied gesungen: die béarner Weis. Dem frisch geborenen Säugling wurden flugs die Lippen mit Knoblauch bestreift nach Landesbrauch, und er trank ein paar Tropfen . . . wovon?

Jurançon war es!

So steht's in der Chronik. Der Hund hat ihn früher gekannt als ich. In jedem Fall war dieser Säugling nicht . . . trocken. Hi, hi!

XIV.

Wie schön verläuft so eine Jugend. Wie schön für alle Kinder; die selig sind, wenn bloß eine Welle spritzt. Jedoch nachher? Die Chronik sagt: „. . . Katholiken und Reformierte zerfleischten einander."

Warum bloß? Warum bloß?

Und Ravaillac, der Erleuchtete, stieß zu; schnapp; ab; hinab. Warum bloß?! Warum bloß?!

XV.

Die Schildkrötenwiege sah ich. Die Totenmaske sah ich daneben.

Die gestickten Wandbilder auch. Herrlich ist sowas in Frankreich: ach, sogar Gobelins (wo man sonst vor Langweile Kinder kriegt) . . . sogar Gobelins werden

hier belustigend, wach-heiter, lebensdick, feierlos und menschlich.

Noch die Antike macht hier wirklichen Spaß — das gibt es nur einmal in der Welt.

XVI.

... Im Schloß von Pau schwingt sich das Herz des Auges über ein grün-glückhaftes Land — mit vielen, vielen Pyrenäen.

Ich klomm tiefer ins Gebirg. In die Hoch-Pyrenäen mitten hinein.

Große Pyrenäen

I.

Dringt man aufwärts in die Hochpyrenäen: ja, die sind mehr als nur ein fahrbarer Berggarten. (Die Flachpyrenäen waren das.)

Also nicht nur ein elegantes, gewähltes, wohlhabendes, gekämmtes, verwöhntes Gebirge. Sondern die Schroffheit (die literarisch gefordert wird!) kommt endlich durch. Hach, ich hatte für die Literatur schon eine Angst, eine Angst —.

II.

O schönes Tal von Cauterets! Alles wird nun ernst —: mit steigender Edelkastanie.

Was! Ist hier denn Südtirol? Es trieft ja vom Fels ... bei Pierrefitte, bei Luz. Wunderwilde Hochschlucht.

Du Engtal, du Schneeschicht; ihr Tobströme, Schwarztannen, Wände, Pics!

III.

In mein sämtliches Gebirgserleben träum' ich zurück.

Verglichen werden kann Tirol; die Schweiz auch. Was aber nicht verglichen werden kann, ist etwa . . . das Yosemite-Tal, bei Californien: das erst zeigt sich wesensgetrennt.

Mir scheint: die spanische Sierra Morena, nach Andalusien hin, ist pyrenäischer als die Pyrenäen . . . Ei, wahrhaftig: die Sierra Morena entspricht unsrer Vorstellung von den Pyrenäen; — die Pyrenäen kaum.

Der Begriff „Pyrenäen" wird relativ mit der Zeit. . .

IV.

Es gibt einen Unterschied zwischen Schweiz-Tirol und Pyrenäen. Welcher ist's?

Die Baskenmützen? Die Rotschärpen? Die schwarzen Bäuerinnen quer auf Eseln? Nein.

Triefberge, wie Südtirol sie hat, sind hier gleich schneenah, schneenah . . . Das ist es.

(Südsonne!)

Soviel über das Pyrenäische der Pyrenäen — welches am stärksten in der Sierra Morena ganz wo anders fortlebt . . .

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Cauterets liegt im Hochtal. Holdfrisch und weltfein. Läden, Balkons, Esplanaderl'n, dancings, Spielsäle, Kurhäuser in einen grünen Hochspalt geklemmt.

Siehe: sogar das Kasperltheater für die Franzosenkinderchen ist ein wohlhabender Steinbau . . . beim rasenden Rauschestrom.

Unter den Weißgipfeln.

Heuluft, Herbluft, Quellenhaus. Es riecht nach „Badeort im Gebirge". . . (und nach meiner schlesi-

schen Jugend: nach Salzbrunn, nach Landeck, nach Langenau).

Nur alles viel wilder; mit dem Gischtfluß; viel wacher — und auch üppiger, großmütiger, westlicher, weltlicher, für die meisten fremder. (Ich glaube jedoch, Salzbrunn ist mir heut fremder . . .)

VI.

Cauterets hat jene natürliche Verwandtschaft mit andren Kurorten wie Spaa, Vichy, Tuntendorf, Bayreuth, Montecarlo — es ist im Grunde stets derselbe Ort. Mit leckeren Läden. Und gegen oder für Haarausfall, Hämorrhoiden, Gehirnerweichung.

VII.

Über einem Blumengeschäft von Cauterets las ich: „A l'Edelweiss. Fleurs naturelles".

Schwarzäugige Führer harren, kletterfroh und pürschwillig. Der Bär wird hier gejagt . . . obwohl er nicht immer dabei ist.

(Die herrschende Familie Atta Troll — deren Ahnherr auf dem Markt von Cauterets getanzt hat — scheint abfindungslos zurückgetreten und ausgewandert. Atta schreibt seine Memoiren; durch Carl Rosner verfaßt.)

VIII.

Nachts schlief ich in Saint-Sauveur. Auch das ist ein hochgelegenes Badstädtchen. Am grünen Abgrund. Die Frauen, wider deren Leiden es hilft, wandeln im Abendlicht — am Abgrund.

Von welcher Gestalt aber die Votivgeschenke sind, welche sie, nach Heilung von Kinderlosigkeit, hier zurückgelassen: das steht zwar in einem deutschen

Reiseführer ... doch es hinzuschreiben fehlt mir der Mut.

Es ist eine —.

IX.

Man aß zur Nacht im Pyrenäen-Hotel Pintat, dessen Küche so berühmt ist, daß (oder weil?) der verstorbene Poet Armand Silvestre als Gast folgenden Vierzeiler schrieb, der ans Haus gemalt ist:

Ich scheide schwer — die Tränen schimmern.
Wär' ich der Fürst im Lande doch!
Ich hielte Pintat mir als Koch
Und würde mich um ... sonstwas kümmern.

So ließe sich's übertragen. Im Urtext:

Partir est un destin funeste.
Si j'étais chef d'un grand Etat,
J'aurais pour cuisinier Pintat
Et je me ficherais du reste.

Aber das muß lange her sein. Das Essen war einstens, damals, vielleicht so gut ... als die Wirtin so aussah, wie sie gemalt hier mehrfach hängt.

Sie trat mir jetzt gegenüber. Gewiß, man sieht noch, wie gut das Essen war ...

„Bonsoir, Madame." — „Mässjöh —".

X.

Im Auto fuhr ich morgens nach Gavarnie. Dort stieg ich aufs Pferd und ritt über Geröll zum Cirque de Gavarnie. Dann in den „Zirkus" hinein. Der gilt in den Hochpyrenäen heut als kennenswürdigster Punkt.

... Na, es ist ein schauerlich-schöner Halbkreis von schwarzen Hochkolossen. Man denkt: verdammt, verdammt — die Welt verrammt!

Nämlich Eiswände, dreitausend Meter, stürzen senkrecht auf den Grund . . . der selber schon in Schneekoppenhöhe liegt.

XI.

Aber nein: da sind ja Gletscherstockwerke, drei Stück; Hünenstufen von Eis; polare Riesenbänke; — mittendrin der größte Wasserfall Europas.

So daß ich im Yosemite-Tal den größten Wasserfall der Welt, hier den größten unsres provinzielleren Erdteils antraf.

Man äußert bei dem Schauspiel: Immerhin.

XII.

Sogar das Schaurige birgt hier ein Stück Heiterkeit — welches vermutlich von der Südsonne stammt. (Südsonne, Südsonne, Südsonne.)

Man könnte sich sonst etwa der Höllenklamm des Bayerlands erinnern.

Ach, wir nennen was viel weniger Schauriges gleich Höllenklamm; der Südmensch etwas viel Grausigeres nur einen Zirkus. Warum? weil die Sonne hier . . . anders ist. Sie macht aus dem Naturschrecknis ein Natur-Spielchen.

XIII.

Beim Reiten traf ich ein Maultier mit Schneestücken belastet. Harte Schneestücke trug es links und rechts. Der Treiber ging daneben bergab . . . Dieser Schnee war für eine Speisekammer im Naturgrauen bestimmt: für galantine von Huhn und sole a la meunière.

XIV.

. . . Zusammenfassung der Pyrenäen? — Die Romantik ist heute wirklich hin; trotz allem Sonderbar-Groß-

artigen dieses Bergreiches. In Frankreich sind jetzo die Pyrenäen: ein europäisches Hotelgebirge.

Macht euch keine Hoffnung auf Novellistik.

Vielleicht aber, vielleicht find' ich im spanischen Teil das Dunkle: für Novellen . . .

XV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kommst du vom Gavarnie-Zirkus wieder hinab in das Land zwischen Pau und Lourdes: so beglückt einen Menschen abermals der unauffällige, fast verborgene Glanz. Vornehmster Süden! Männlicher Süden!

Wie gekos't wird man von einem Reichtum, von einer Begnadung, die ganz ruhesam, ganz nach innen gekehrt sind.

Vornehmster Süden! Unaufheblicher Süden!

In jedem schmucklos-üppigen Anwesen ein Wunderwuchs — hinter Steinmauern, vor Steinmauern, über Steinmauern.

Palmen, Feigen, Rosen! Alles ohne Hermachen und nur wie nebenbei — (es ist halt da).

XVI.

Epilog.

Eines Abends kehrt man von den Pyrenäen zurück ans Meer. Wieder ganz hinab zur Baskenküste. Zu der blaugrün donnernden Brausebucht. Eine dicke kleine Kammerfrau mit weißem Raupenstreif an der Stirn fragt, vernünftig und lächelnd:

„Monsieur a eu une bonne promenade?"

XVII.

(Während mein deutsches Herz verstiegen und entzückt „Thalatta! Thalatta!" meckert.)

Die Republik Andorra

I.

Oben in den Pyrenäengipfeln soll die Republik Andorra liegen.

Ist es nicht einer von den kleinsten Staaten des Erdballs? Ich will hinauf . . . Erpicht auf Romantik. Erpichter auf die Feststellung, daß es keine gibt.

Wie kommt man hin? Fünf Stunden Maultier oder Pferd, von dem Dorf Hospitalet aus.

Weißglut . . . Also Schulung für fünf Stunden Ritt: nichts von Wein!

II.

In Hospitalet kein Pferd, kein Maultier. Soll ich Andorra lassen? — Ich will und will nach Andorra.

Wer spricht? Was? . . . Es gibt eine spanische Stadt, von wo ein Postwagen häufig zu der Hirtenrepublik hochkrabbelt? Ja?

Ich reise nach dieser spanischen Stadt.

III.

Kein Ritt? also Wein her! . . .

Die Stadt heißt Puigcerda. Wie kommt man hin? Bei Hundsglut in einem geheuerten Auto über das Pyrenäenjoch von Puymaurens, 1900 Meter. Der Stein brennt.

Ein Ötztal ist hier, nur südländisch . . . Baumlos, strauchlos; Klötze, Klumpen, riesenhaft, Wände, Muren, Fernluft . . . Und Alpenrosen, nicht gruppenweis, nein: heerdenweis, nein: heerweis.

(Alpenrosen; Glut; Hochblick; Fels.)

IV.

Puigcerda ist eine stockspanische Stadt. Stolz auf dem Berg. Von dort blickt man über die Cerdaña.

Soll ich das zeigen? Man ist . . . wie auf einem Tisch — dann kommt gar nichts — und man schaut Nebentische . . . (Was unten liegt, ist die geschwungene Hochwelt: Cerdaña.) Seht ihr das?

V.

Wohlhabend-saubre Spanier sitzen vor der Tür. Die Kirche gleich düster-prunkvoll, mit finstrem Gold.

Meine Wirtstöchter: tätig, fesch, rabenschwarz. Damenhaltung; aber flink.

— „Und was machen Sie im Winter hier?" — „Feuer." (Mit einem Ausdruck des Verzichts) . . . Wir lachen.

VI.

Ich schlafe heut in Puigcerda. Was kann einem geschehn bei, zum Nachtisch, Kastanienmarmelade? bei spanischem Penadés, halbherb — und die Flasche mit feinstem Drahtgeflecht: damit sie nicht platzt. Bleiche Sonne sog er in sich; Penadés.

VII.

Um fünf Uhr früh werden bei schlummriger Stearinkerze die Mitfahrer eingeschrieben, für das Postgefährt; wie für eine Schiffsreise.

Vor dem Sonnenstoß. Morgenschein über der Cerdaña.

Die Kerze bockt und tückscht. Der Schreiber: „Su nombre, señor?"

— „. . . ja! zwei ‚r'".

Los.

VIII.

. . . . . .

Dieser Wagen hopst. Mein Hirndeckel gebeult am Dach. Bauern klimmen unterwegs auf. (Langstöcke, Weißschuhe, Linnenkittel.)

Sieh: man kommt in ein verlassenes, ein schönes Steintal . . . Hier ist Schmugglerland. (Oben Andorra schmuggelt nach zwei Seiten: nach Spanien wie Frankreich . . . Andorra soll in der Mitte liegen.)

IX.

Und wie Spanien europafremd ist: so wirkt alles hier unbewirtschaftet.

Ein paar Nester hocken stolz: Steinkirchen in Steinketten.

(Wie herrlich so was am Morgen prunkt: zwischen Felsen auf einem Fels.)

Achtung, Novellisten! Der hiesige Schmuggel ist wahrscheinlich organisierter Großbetrieb . . . nicht mehr individuelle Handarbeit.

Literarisch kaum was zu machen.

X.

Weiter hops-hops. Dicke, schwarze Mädel manchmal am Rand. Der Wagen am Abgrund.

Maultierkarawanen ziehn auf dem Felsweg: fünfzehn Reiter, eine reitende Frau; wie zu der alten Zeit . . . Selten ein rancio; verlorene Schänke. (Doch mit heutigem Schnapsplakat: „Anis del Mono".)

Was hebt sich da? — Grüne Zollwächter (die Schäferhunde der Bevölkerung).

XI.

Jetzt wird es furchtbar. Regen kann ich mich nicht länger. Sie sitzen auf mir. Eine mittlere Bäuerin, weich und geduldig. Quer liegt über beiden ein Gevatter, weiß unter der Mütze, die mehr ein Beutel ist. Birnen poltern von oben haufenweis.

Gegenüber, bildhübsch, eine ganz junge Frau, blauhaarig, im achten Monat — die übergibt sich fortwährend aus dem Wagenfenster; hart vorbei strahlt ihr Strom Frühstücksmilch.

Alles hat in der steinernen Berghöhe kaum was Widerliches.

Menschen! Felswind! Erde! Dasein! Glanz des Morgens!

XII.

Das Andorra-Tal kommt nun. Es ist gepflegter, begrünter, fruchtbarer, gewerbreicher . . . Die Andorraleute sind Catalanen — daher!

Jetzt, jetzt geht's hinauf. Härter, unbewachsener werden die umstarrend-steilen Steinwellen. Doch im Tal selber, dort oben, weidet das Wandervieh.

Weidetäler sind es: in der Weide-Republik.

XIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Staat Andorra, in Gipfeln daheim, faßt fünftausend Bürger . . . und sechs Gaue.

Das Gefährt ist zu Ende gehopst. Es hält in einem vergessenen Weiler. Das ist . . . Allmächtiger, das ist nämlich die Hauptstadt: Andorra la Viella.

Das hier die plaza. Eselstuten, die gejungt, wandeln dort, und Ochsen. Auf dem Hauptplatz die Viehtränke.

Holpriges Dorf. Vier, fünf Berggassen. Gewiß unansehnlicher als ein Hochnest Italiens.

Immerhin: spanisch noble Häuser von Stein mit überhängendem Dach — dicht unterm Fels; und über dem grün-blühenden Weidetal.

XIV.

Andorra la Viella, Hauptstadt, ist schattenlos. Mit Unsauberkeiten der Viehzucht.

Aber mit Olivengebüsch. Mit Bachgerausch. Mit Wasserfällen. Mit einem catalanischen Platt. (Wenige sprechen französisch.) Und mit keinem wagrechten Fleck.

XV.

Doch: mit einem. Das ist der ebene Felsplatz, worauf die Hauptsache der, also, Hauptstadt ruht.

Wie auf einer Kiste steht hier das . . . Parlament. Der Regierungspalast. Brombeeren und Geklüft umklammern, Hühner umgackern ihn.

Daneben ein viereckiger Turm, mit lückigem Gemäuer. Ich trete hinein, aus der Sonne — man sieht bis in seinen zerfallenen Kopf . . . (Was für ein Regierungsbau!)

Aber vorn: lauter stolz-betagte Wappen. Alles aus dem Jahr fünfzehnhundertsoundsoviel. In farbigen Steinbildern.

XVI.

„Wo ist der Präsident der Republik? ich will ihn sprechen." —

— „Anderthalb Stunden weit im Gebirge, beim Vieh . . ., bei seiner Maultierzucht, oben, da" . . . (Andorra dörrt.)

— „Der Vizepräsident?"

— „Auf dem Feld; bei seiner Tabakspflanzung, zwei Stunden ab..., dort; wünschen Sie, daß man ihn holt?"
— „Aaaber . . .!" (Andorra dörrt.)

XVII.

Im schattigen Haus eines hochstehenden Senators (die Republik hat vierundzwanzig Senatoren) erfuhr ich alles über den Pyrenäenstaat.

Der Präsident wird auf zwei Jahre gewählt. Wahlberechtigt sind . . . nicht etwa die Männer. Sondern bloß Familienhäupter. Will sagen: jeder Junggeselle gilt als Null. (Von Frauen zu schweigen.)

Alleinstehende Männer bleiben somit nur dann wählbar (und Wähler): wenn sie verwitwet sind — oder gar alles um sie gestorben ist . . .

Darin liegt zwar (dacht' ich) ein Lohn für Kinderzüchtung: trotzdem gibt es immer noch kaum fünftausend Andorresen.

Viermal im Jahr sind Sitzungen des Parlaments, drei Tage lang. Sie essen und schlafen dann sämtlich im selben Haus, drei Tage lang, drei Nächte lang.

XVIII.

Ha, ich kenne jetzt Andorras Verfassung von Grund auf. Doch der Hauptparagraph (mein Sohn soll ja Bürger von Andorra werden) sei nun verzeichnet: Andorra macht keinen Krieg mit. Nein, diese Republik hält kein Heer. Sie hat keins nötig . . . Nicht auszudenkendes Glück.

Ist anderswo Krieg, so lachen die Männer von Andorra. Sie brauchen nicht zu sterben.

Ihr Leben hängt nicht vom Talentmangel eines Diplomaten ab oder von seiner Gewissenlosigkeit . . . Mein

Sohn, mein Junge, bald gibt es fünftausend Andorresen und einen.

XIX.

. . . . . .

Es war Mittag. Ein Aldermann von Andorra holte den Schlüssel und führte mich in den Regierungspalast. In den Reichstag. In die geschichtsalte Casa del Vall.

Ich trat in den Eßsaal; ein Hauptgelaß. Er ist wie ein längliches Schulzimmer.

Wir gingen in den Sitzungsraum des Bauernparlaments. Ein Tisch, von fadenscheinig-durchsichtigem roten Dowlas überhängt. Voller Tintenflecke.

Drüber das Bild eines Papstes Benedikt; von ihm gestiftet . . . Ach so.

Daneben Poincarés Bild; von ihm geschenkt . . . Ach so.

Für die Senatoren hängen an der Wand vierundzwanzig Leinenkittel. Die müssen sie zur Sitzung anziehn.

XX.

Anstoßend an den Sitzungssaal ist gleich die Kirche. Dies Ölbild, „Das Abendmahl", wurde geschenkt von . . . Felix Faure, dem Präsidenten Frankreichs.

(Bekam er nicht im Arm der Hure Steinheil den tödlichen Schlaganfall?)

XXI.

Die Fahne von Andorra steht in der Kirche. Auf der Bank daneben des Präsidenten Dreimaster goldgestickt. Dann: ein Hinrichtungswerkzeug aus älterer Zeit. Den Kopf des Schuldigen spannten sie zwischen zwei Stahlstäbe, diese näherten sie dank einer Kurbel, und man drehte, bis der Kerl erstickt war. . .

Heute schicken sie die Verbrecher nach Frankreich. (Was ich mir gar nicht als eine Strafe vorstellen kann.)

XXII.

Wir gingen dann in die Palastküche. Drei Eisenarme vom Deckengewölb halten die Kessel — hier wird für die Senatoren gekocht, gekocht.

Lämmerfleisch vermutlich. Mit Pfefferschoten? und Erbsen?

XXIII.

Das Regierungshaus enthält . . . unten den Stall — ich sehe die Krippen und Halfter für die Gäule der Senatoren; die kommen ja geritten von sechs Gauen her.

Das Gefängnis (alles im Haus!) ist mit Katzenköpfen gepflastert. Alles beisammen im Kapitol der Republik. Stroh liegt in der Ecke.

Weiter. Diese Tür? — Der Aldermann: „Hier tagt der Friedensrichter; Donnerstag in spanischer Sprache, Sonnabend in französischer." Der Palast enthält auch die Schule.

Da fehlt nichts. Dies Haus ist der Staat.

Dies Haus ist der Staat.

XXIV.

Andorra la Viella, Hauptstadt, hat mehrere Hotels. Das feinste liegt im ersten Stock, neben einem Gemischtkram. Es besteht aus Stube und Küche.

Die Tochter des Krams (bleichmatt, sechzehn, lernt sticken) bringt mich hinauf. Hat zwei Vornamen: Maria und Encarnacion.

Sie wollen mir ein Huhn schlachten. Danke, danke. Nur drei Eier — bei dieser Glut. Hierzu trocknes Weißbrot. Als Nachtisch gibt es Himbeersirup. Eine Zigarette.

Zwei Peseten für alles... Encarnacion bedient. Bleichmatt, sechzehn, lernt sticken.

XXV.

Schwere, weiße Sonne . . .

Da stieg ich über umflossene Steinsteige hinauf. Um flaches Geröll rann's. Empor klomm ich über Andorra la Viella — wo ein Gran Schatten ist. Wo Ölbäume quer aus dem Felshalbrund wiegen . . . und am Abhang ein umwehteres Gesträuch nickt.

Drüben die Grate. Hier ein Hauch von Blättern, Höhe, Gras, Mist, Stein, Sommer, Minze, Wasser.

XXVI.

Ich dachte: Gernegroß-Republik. Rückständig, als Bauerngebild, in vielen Punkten. Dennoch!

Kein Menschenopferdienst. Im Gipfelgeheg hier Verachtung für eine sechs Jahrtausend alte Schmierigkeit. Gelächter für den Molochskult. Dazu glückhafte Kühe, Lämmer, Esel, Tabak und grobe Leinwand.

Acker, Aufzucht, Schmuggel . . . Noch der Schmuggel hat was Völkerverbindendes.

Lieber Freistaat Andorra!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

XXVII.

Später schlief ich in dem spanischen Bischofsstädtle Seo d'Urgel. Das ist reizend, sauber, frisch. Mit einem paseo, der Wandelstraße nebst örtlicher Abendmusik. Mit einer dauernden Bergsicht . . . auf linde Pyrenäen.

Im guten Gasthof trank ich den spanischen Wein „Vivert Naturale espumoso"; aß ein unbekanntes Fischtier, goldfarb, in zartem Öl gebacken. Hernach, mit sanft-zarten Pfefferschoten, ein Huhn.

Andorra lag in den Gipfeln.

XXVIII.

Wahrscheinlich ist Seo d'Urgel die wohligste Stadt aller spanischen Pyrenäen.

Am sachtesten, lieblichsten blickten sie hier. Unterhalb der Schmugglerberge.

Zwischenspiel: An Richard Beer-Hofmann

I.

Dasein? — D-Zug! Kinder, Kinder.
Richard . . ., bist schon sechzig Jahr?
Ich erfuhr es, als ich in der
Republik Andorra war,
Wo zur Alm die Maultierherde
Über krumme Grate kriecht,
Und der Mensch den Schweiß der Pferde
Durch den Mist der Hammel riecht.

Dicker Dung; und dünne Dirnen;
Hühner-Unrat weißlich-blond . . .
Aber jenseits fassen Firnen
In den heiligen Horizont.
Dort, im Licht, erhaben-heiter,
Stumm und laut, entfernt und nah,
Richard, ragt die Jakobsleiter,
Die Dein inniges Auge sah.

Träume, die wir Dichter hatten,
Sind verfrühtem Tod geweiht;
Das Gebild flieht wie ein Schatten
In das große Grab der Zeit;

Auch Dein Charolais, der Graf, flieht
In den Dämmer und entschwebt;
Aber, Richard, Mirjams Schlaflied
Lebt — so lang' die Sprache lebt.

II.

Vierunddreißig, ach, entfernte
Jahre trug Dein Scheitel noch,
Als ich einst dich kennenlernte;
(Innsbruck; Chur; Schlappina-Joch!)
Hattest Sommer auf den Wangen,
Helle Hoffnung war gehißt —
Freund, was hast Du angefangen,
Daß Du heute sechzig bist?

Lourdes

I.

In einem pyrenäischen Teil, welcher der Steiermark als Anblick nahekommt, ruht Lourdes, Wallfahrtsort.

Ich habe vergessen, was Emile Zolas Roman darüber spricht. Sogar den Eindruck fast vergessen, den ich selber dort gehabt vor dem Krieg. (Davon steht etwas in meinem Werk „Die Welt im Licht".)

Vergessen . . . Nur ist mir, als wäre die Zahl der Heilungen geringer jetzt, nach der großen Menschheitsschlacht.

(Vermutlich, weil zwölf Millionen Erdbewohner der Heilung nicht mehr bedürfen.)

II.

Voll architektonischer Freude sieht man die eleganten Wunder-Anlagen; die herrlich komfortablen religiösen

Etablissements; die schmucken Glaubens-Esplanaden; die bequemen, so symmetrischen Mirakelrampen.

Im Erdgeschoß die Wundergrotte selbst (wo der Bauerntochter Bernadette Soubirous vor bald siebzig Jahren die Muttergottes mehrfach erschien). Die Grotte behaglich und ansprechend ausgebaut, mit gewinnenden, unnumerierten Sitzreihen, vor der Felsnische, wo der Erscheinungsort war.

Die katholische Kirche bleibt eine der größten Regiekünstlerinnen aller Zeiten. Nun gar in Frankreich.

III.

Pilger . . . Ganze Bahnzüge — gepfropft. Heut aus Liverpool. Aus Lancaster. Zwei Bahnzüge von Tours. Aus Antwerpen allein sechs Züge. Hier die Deutschböhmen, in einem Zug über Lyon. Und Oberschlesier! Dies alles am selben Tag. Jeder Schwarm bringt seinen eignen Priester mit . . .

Man hört sie singen.

IV.

Wieviel kleine Karren (für Sieche). Mir ist, als wären sie heut besser ausgestattet als vor dem Krieg. Restbestände vielleicht . . .

Was für ein Riesenpark dreirädriger Wäglein mit Leinenverdeck.

Alte vlamische Bauernfrau, sichtbarlich reich: sie wird vorübergefahren, durch die Menge. Was fehlt ihr?

Zwei fiebrige Kinder, großäugig, still, in der nächsten Schiebkutsche. Jetzt aber: dies ganz dicke, runde Mädelchen, — hat wohl Knochenfraß. Ein Sterbender wird unter der Hand hindurchgekarrt. Entsetzlich.

Das hört nicht auf . . . Angst und bange kann einem werden vor der gequälten Menschheit — die fromm ist,

aber nicht ins Paradies will. Da liegt der Has' im Pfeffer: alle wollen sie nicht ins Paradies. Man könnte das irgendwie prägen:

Die hergepilgert kommen,
Die Gläubigen und Frommen,
Die woll'n um keinen Preis
Ins Paradeis . . .

V.

Ein junger Kaplan ruht jetzt blaß im Wäglein ausgestreckt. Dann hintereinander zwei seidne Damen, sehr weltlich, mit starrem Gesicht. Hier ein älterer Priester in der kleinen Fuhre, todgezeichnet, winzig-geschrumpft auf dem Siechbett — auch er will durchaus nicht zu seinem Jesus.

VI.

Die Pilger tragen ihre Klappstühlchen mit. Ein Schild vor der heiligen Grotte: „Défense de manger sur les bancs" — auf den Bänken darf nicht gespeist werden.

Jodoformduft; Brodem; Jucken; Achselschweiß. Über allem eine wolkige Schicht — ist man hier im Freien? Doch. Es dampft ein schwärzlich-ungeheurer Menschenwürfel. Die Pyrenäensonne drückt, preßt, siedet.

Ein mitgebrachter Pfarrer spricht laut etwas vor — in welcher Sprache? Keltisch . . . Tausendfaches Antwortgemurmel.

Responsorien-Singsang vor dem Felsen der Bernadette Soubirous aus dem Jahr 1858.

VII.

Aber die Krankenträger? Zwischendurch üben sie lautlos ein freiwillig übernommenes, menschliches Amt. Vor ihnen möchte man sich tief, tief neigen.

(Es kommt jedoch nicht darauf an, sich zu neigen — sondern zu tun wie sie. So ist aber der Mensch: er will sich schon lieber tief neigen . . .)

VIII.

Hunderte von reifen Männern (die nicht Krankenträger sind) bilden einen Marschierzug. Jeder in der Hand eine Kerze. Kräftige Männer; mit Leib und Seel' dabei.

Wie lieblich diese kleinen, weißen Himmelsbräute: — noch Kinder. Jetzt aber die achtzehnjährigen, schwarzäugig. Himmelsbräute wiederum (auch sehr geeignet zur irdischen Brautschaft). Diese tragen hellblaue Tüllmäntel, den Schwesternschleier drüber, unten weißseidene Beine; lachende Guckaugen . . .

Jetzt noch ein ganzer Zug von wieder weißen Schleierfräuleins — ihr Photograph nimmt sie auf.

IX.

Und wenn dann so viele blaue Schwestern, links und rechts, je eine halbkreisförmige Rampe symmetrisch hinaufkriechen, hinaufgleiten, hinaufschweben, hinaufquellen: wer macht euch das nach? . . . Unübertroffen — die große Künstlerin: ecclesia catholica militans.

(Nur in der Neuen Welt, in dem von mir so geliebten New York, lebt ein verwandter Sinn für leuchtende Gestaltung und leckere Sichtbarmachung riesiger Organismen.)

X.

Zwischendurch, in einem der vielen Cafés ringsum, fragt ein Kellner einen Engländer (nicht ein Engländer einen Kellner):

„Was kostet ein Cognac in England?"

XI.

Glaubenskirmeß; Himmelsdrogen; Weihrauchpillen; Gnadenbad . . . Kommen Heilungen vor? Bestimmt. Fraglich: erstens für welche Krankheit; zweitens für wie lange?

Darum tret' ich in das bureau des constatations médicales, zu den Ärzten. Der vorderste grüßt.

„Etes-vous docteur, monsieur?" fragt er fachgenössisch. — „En philosophie." Trotzdem bleibt er ganz freundlich.

Das amtliche Journal de la Grotte verzeichnet an diesem Tag eine Genesung durch die Muttergotteskur. Ich gebe die Einzelheiten.

XII.

Fräulein Françoise le Guern, neunzehnjährig, Bretonin, vom Kap Finistère (dort ist es finster). Mit den Merkmalen der Tuberkulose, im letzten Stadium. (Ich übersetze nur.) Deformation der Wirbelsäule. Lähmung.

So kommt sie, zuerst 1925, nach Lourdes. Man badet sie gleich im Wasser des Grottenquells — sie wird ohnmächtig. (Die Chemie hat ermittelt: dies Wasser enthält nicht einen außergewöhnlichen Bestandteil; als Trinkwasser unschädlich.)

Am übernächsten Tage zweites Bad; die Lähmung schwindet. Und — die Deformation der Wirbelsäule besteht nicht mehr . . . Es gibt wirklich Ärzte, die das bescheinigen, in Lourdes. Fünf Stück. (Lieber Molière! lieber Shaw!)

XIII.

Im nächsten Jahre, 1926, kommt sie abermals nach Lourdes. Ein Museumsstück. Drei Lourdes-Ärzte

bescheinigen (darunter zwei vom erstenmal) un état de santé remarquable: also bemerkenswert guter Gesundheitszustand. Mit folgendem Nachtrag. (Ich übersetze:)

1. Hat die Krankheit wirklich bestanden? Ja. 2. Ist die Heilung vollständig? (Y a-t-il guérison absolue?) Ja . . . 3. Kann die Heilung einem natürlichen Prozeß zugeschrieben werden? Nein. Die Umstände erlauben den Schluß auf eine Heilung, welche die natürlichen Kräfte übersteigt (une guérison depassante les forces de la nature). Gezeichnet von vier Ärzten . . . in Lourdes. O du mein Poquelin; o du mein Shaw.

XIV.

Ich dachte: Veränderungen der Wirbelsäule sind . . . Veränderungen der Wirbelsäule. Wenn jedoch erst ein ausgewachsener Buckel mal in Lourdes, allen sichtbar, plötzlich schwindet: hei, das soll ein Leben werden. Seit dem Gründungsjahr 1858 geschah es nie . . . Falls jedoch Wunder vor sich gehn, wär' es schon ein Aufwaschen.

Fehl am Ort bliebe der Vergleich mit dem Spiritismus. Lourdes wirkt herzzerreißend. Aller Spott verstummt vor einer verzweifelt sterblichen Sippe, die mit schluchzender Gier nach Rettung das letzte, letzte Mittel packt. An Lourdes haftet soviel bitterliche Hoffnung. An Lourdes hängt soviel inniges Verlangen. Es gibt keinen Vergleich mit irgendeinem Spirit-Unfug. Zulässig ist nur ein analoger Einwand.

Nämlich: — daß eine Spiritisten-Zither „schwebt", soll erblickt worden sein. Aber warum schwebt nie ein Billard? . . .

Warum schwindet nie ein Buckel?

XV.

Das erfahrungsgemäß Festzustellende versteht sich hier von selber. Heilung durch Autosuggestion oder Suggestion ist was Alltägliches. Der Geist baut sich den Körper leider nur bis zu einem bestimmten Grade. Darüber hinaus nicht. (Das sah der verstorbene Coué: indem er . . . verstarb.)

Wirksamste Suggestivmittel sind Gebetsmedizin und Heiligenarznei für Gläubige. Doch nur bis zu jenem bestimmten Grade. Darin liegt der ganze Fall. Der Rest ist . . .

Der Rest ist: reden!

XVI.

Und: Läden. Ich sah nie zu vergessende Schilder, inmitten von Kerzenhandel, Stuhlverleih, Madonnenversand, Heiligenangebot, Kruzifixumsatz, Amulettvertrieb — mit schreienden Buchstaben über der Geschäftstür.

Was gellt an diesem Laden? „Fils de J.-M. Soubirous, frère de Bernadette". Also Soubirous junior, dessen Muhme die (1925 heiliggesprochene) Bernadette war. Daneben, zur Deutlichkeit für Briten und Spanier, nochmals mit Nachdruck: „The son of brother of Bernadette". Und „Hijo del hermano de Bernadette".

An dem Hotel „Zur Erscheinung" das freundliche Schild: „Propriétaire Soubirous. Neveu de Bernadette". Ein Neffenpaar somit, das eine Heilige zur Tante hat . . . und sie lombardiert.

Hier das Geschäft heißt: „Zur Gnade Gottes". Ein Laden unweit: „Zum heiligen Herzen Jesu; Sacred heart of Jesus, catholic store". Ein andrer: „Jerusalem; catholic reliable shop; (also: zuverlässiges Geschäft); closed on sunday". Ein Laden heißt: „Au chapelet de

la Vierge. Money changed highest rate". So steht es wahrhaftig da. Und Lettern brüllen: Men spreekt vlaamsch. Und: English prayer books sold here! Und ...

XVII.

Ich kaufe mir eine Vierge lumineuse — will sagen: eine Muttergottes (aus der Fabrik), die nachts leuchtet; „les mieux perfectionnées, en vente ici, 5.50 frcs."

Daneben gibt es Vierges en musique: an dieser heiligen Jungfrau wird gedreht, da gurrt eine Spieluhr Ave Maria.

Und hier: Der beste Schöpflöffel für den heiligen Quell.

XVIII.

In Lourdes ist heut ein amtliches Kino („Cinéma Catholique") mit dem vom Papst anerkannten Film „Die Erscheinungen der allerh. Jungfrau vor Bernadette". („Les apparitions de la T. Ste Vierge à Bernadette; le seul film approuvé par S. S. le Pape") ... Die klügste der Kirchen geht klug mit der Zeit.

Außerdem ein farbig-wächsernes Riesenpanorama: „Bernadette en extase" ... Da fehlt nichts.

XIX.

Alles dies zu verspotten wäre billig. Es schweigend hinzunehmen, noch billiger.

Ein fester Standpunkt (will sagen: ein loser Standpunkt) muß gesucht werden: zum Vorteil jetziger Notwendigkeiten in Deutschland. Zankerei tut es nicht.

Das erste Gefühl, das letzte Gefühl, das unsereins in Lourdes hat, ist namenlos niederdrückend.

War alles umsonst? Seit wieviel Jahrhunderten — umsonst! Und man soll das nicht einmal äußern dürfen?

„Berechtigte Gefühle verletzen" heißt sowas in der deutschen Republik. (Wenn meins verletzt wird.)

XX.

So die früheste, stärkste der Empfindungen.

Die zweite jedoch wird . . . meinethalben opportunistisch. Sie verhält sich im Goethischen Sinn „handelnd".

Sie trachtet nach glimpflichem Auskommen mit einer — künstlerisch wunderbaren, wenn auch der Wunder baren — Macht . . . die taktisch ersten Ranges und sehr umgänglich ist. Die so lange (neben und trotz allen Inquisitionen) die „Bezähmerin wilder Sitten" war.

Unter dem Krummstab ist also heut eher zu leben als mit gewissen brutal-preußischen Zeitbrüdern. Es wird bei zwei Bedingungen möglich sein. Ich will sie vorschlagen:

XXI.

Ad Eins: wir stören eure Kreise nicht — auch durch Spott nicht.

Ad Zwei: ihr stört unsre Welt nicht — auch durch Kunstzensur nicht. (Kunst gleich: Weltgefühl.)

Die eine Schicht soll der andren weder etwas aufdrängen — noch ihr etwas verleiden.

Genauer: Ihr sollt nicht mitmachen, was ihr schrecklich findet. Ihr mögt schrecklich finden, daß wir es mitmachen. Aber nicht schrecklich werden, wenn wir es mitmachen. Ja?

Kurz: es soll keine Ketzer geben — und keine Proselyten. Sondern: Friedlich-Fremde. Befreundete, mit verschiednem Inhalt.

Mit beiderseits verbürgter Nichteinmischung ins Weltanschauliche — bei vielen herzlichen Berührungspunkten. Stets mit einem Blick auf das gemeinsam praktische Ziel. Gegen Gewaltbestien.

XXII.

Dies alles (man wird beim Hinschreiben rot) bedeutet ein Stück Entsagung.

Es war ein übler Grundsatz, daß ein Königreich eine Messe wert sei. Doch etlicher Entsagung ist eine Republik immerhin wert.

Sogar diese. (Zumal diese.)

Carcassonne und Ausklang

I.

Die Pyrenäen klingen aus, die Cevennen setzen ein — Carcassonne liegt dazwischen. Zaubervoll und grauenvoll.

Ein Wunder Europas . . ., wovon man zu wenig gewußt hat.

Carcassonne: das Mittelalter zusammengefaßt.

(Unten das Städtchen von heut. Jenseits, in Bergluft, die „Cité"; alte Hochstadt und Wehrstadt. „Droben auf dem schroffen Steine" — wie sich Uhland in derlei Fällen ausdrückt.)

II.

Rotenburg: das Mittelalter in Zivil. Carcassonne: die Kriegswelt jener Zeit.

(In ihr nicht gelebt zu haben, füllt auch den mit Genugtuung, der heut im Mittelalter zu leben glaubt; zu leben sicher ist.)

III.

Welche Vorstellung nähert sich dem Begriff Carcassonne? Die Seemauern von St.-Malo? Rundtürme der Alhambra? Nürnbergs Brustwehren? Wüste Wucht rüden Gesteins am Colosseum? Oder Avila mit allen Toren, Türmen, Mauern — die verlassene spanische Zinnenstadt auf dem Berg?

Die meiste Verwandtschaft hat Carcassonne mit Avila. Das ist es.

(Avila bedeutet eher: Maurentum. Carcassonne: abendländische Ritterschaft.)

IV.

Zaubervoll und grauenvoll.

Carcassonne ist als Anblick zaubervoll; als Inhalt grauenvoll. (Scheußlich im Leben; herrlich als Leichnam.)

Schlächter hausten hier. Geschichtshelden. Obmänner der Spät-Entafften. (Nachdem vergebens meine Väter Psalmen geharft; vergebens mein Landsmann Joschua von Nazareth für Zivilisierung der Menschennatur längst hochstehend gewirkt.)

Es ist eine verlassene, große Mauer-, Wall-, Turm-, Zinnen-, Tor-, Grabenstadt . . . aus Stein. Eine Mörderstadt. Eine Blutstadt. Eine Qualstadt. Eine Marterstadt. Eine Verliesstadt. Eine Sterbestadt. Mit allen damals neuesten, ausgesonnensten Erfindungen für das Metzeln, das Steinigen, das Pfählen, das Spießen, das Verbrennen, das Ertränken, das Erdrosseln, das Zerschmettern.

(Giftgas hatten sie noch nicht.)

V.

Aber Kamine waren da: zum Heißmachen von Folterwerkzeug . . . zwischen den zweiundfünfzig Türmen, zwischen den dicken Doppelmauern, zwischen tödlichen Luken (meurtrières nach ihrem Mordzweck benannt), zwischen Menschenfallen, zwischen Löchern zum Guß mit glühendem Blei, zwischen Klappen für Zermalmsteine, zwischen schlauen Scharten zur Jagd auf redende Säugetiere, schreiende Säugetiere; zwischen Meuchelmaschinen, seltsamen Fleischbänken, inmitten einer ganzen Architektur für Aasorgien, fürs Abkehlen, fürs Niedermachen, fürs Erlegen, fürs Umbringen . . . im Nachbarschatten eines mächtigen, ritterfrommen Kreuzes und einer gotisch-romanischen Hochkirche.

VI.

Grauenvoll als Inhalt; zaubervoll als Anblick.

Ist am Ende dies . . . die ganze Formel für das Mittelalter?

Wer weiß: abseits vom Geschwätz der Beschöniger vielleicht wirklich der Kern des in funkelnder Wirrnis recht einfachen Sachbestands.

Die Formel für das Mittelalter!

VII.

Ich sah noch die Quetschkugeln, die man in Carcassonne fallen ließ. Auch die — unterirdische — Mehlmühle: für eine Belagerung oder Einschließung von etwa sechs Jahren Dauer (Rohstoffversorgung.)

Und ich sah: den hinreißenden Glanz der Blut-Akropole zwischen zwei Meeren. Zwischen der atlantischen See und der mittelländischen. In einem Gefild . . . wo man die Hochzeit eines italischen Südens mit dem

pyrenäischen ahnt; oder des weiblichen Südens mit dem männlichen. Wo man die blaue Küste schon wittert, entfernter von der grünen. (Kurz: als wäre die Landschaft ein Kind von Fräulein Riviera mit Herrn Biscayerich.)

VIII.

Und hier (wo der Kitschsüden noch nicht Kitsch ist, sondern erst anfängt) gewahrt man immer: die architektonische Vollendung der listigen Quaderhochstadt — mit ihrem Halbhundert grausamer Türme, dem endlos doppelten Steinpanzer, der meisterhaften Brutalität, der henkerischen Gewandtheit, der beherrschten Würgwucht . . . und aller finster-harten Technik.

Sie ist ewig heiterkeitsfern; weltweit von lächelnder Antike; jenseits von irgendeinem besonnten Attika . . . Vielmehr voll Beängstigungen der Wilden-Zeit. Uäh! uäh! (Mittelalter, trostloses Zwischenspiel einer verdunkelten Welt.) Nackenkalt; eklig, bedräuend.

Im Paradiesgau.

IX.

Haben die Bluthunde sich um den herrlichen Anblick hier geschert? Hat Philipp der Kühne sich um die Aussicht gekümmert? Dachten die Albigenser von Carcassonne an die Wonne jenes nahen Mittelmeers (welches schon dazumal seiner täglichen Beschäftigung nachging: zu blauen), während sie Marienbilder in den Rinnstein schmissen? Dachten rächende Päpstlinge von Carcassonne an den himmlischen Edelwuchs, Edenwuchs, dort, da sie vierhundert solche Bildstürzer im Feuer brieten?

Warum bloß? Warum bloß? Warum bloß?

X.

Denkt nicht zu klug davon! . . . Als hirnschwacher Eigensinn die damals hehrsten Güter hochhielt; als er das Unantastbare gewohnter Sinnlosigkeiten verfocht bis zum letzten Blutstropfen: das war nicht bloß verblümter Machtwunsch . . . Sondern, viel ärger, flammendes Überzeugtsein. Kernhaftigkeit. Schrot und Korn. Begeisterung der Halb-Entafften. Zwischen Feigenlaub, Rosen, Tamarisken, Zypressen, Wein. Am doppelten Wallpanzer mit geheiztem Foltergerät. Zwischen Pyrenäen und Cevennen. Zwischen Mittelmeer und Atlantik. (Mit einem hohen Ziel: den Durchgang zu hindern.)

Denkt nicht zu klug davon! (Sonst wär't ihr dumm.)

XI.

Heute wird im aufsteigenden Halbkreis der Cité von Carcassonne Theater gespielt. Der edle „Cid" — vom Corneille, vor fünftausend Menschen, unter freiem Himmel . . . Man schöpft Luft.

Gefilmt wurde gleichfalls schon die (gegen Abend wunderbar am Gewölk entlangfliegende, steinern verschwebende) Zinnen-, Brücken-, Wall-, Tor-, Turm-, Graben-, Mausefallen-, Verlies-, Mord- und Ritterstadt.

Das Filmen ist jedoch hier nicht ulkig: sondern erlösend. Gefilmt müßten (und über die Welt verbreitet) auch die glühenden Halsringe werden, die Daumenschrauben, Eisernen Jungfrauen, alle Werkzeuglein, alle Löchlein für siedendes Blei, alle Meuchelgerätlein, alle Fleischbänke, alle Menschenjagden, alle Aasorgien, das ganze Henkerpack . . . in einem grandiosesten und be-

schämendsten Film: — „Des Mittelalters erste Hälfte" ... Wir leben in der zweiten.

(So Carcassonne.)

XII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Pyrenäen-Ausklang ... Etliches haftet noch im Gedächtnis von diesem Gipfelreich.

Ganz andren Inhalts.

... Bei Pamplona senken sich die spanischen Pyrenäen — vor dem toten Geiger Sarasate. Dort kam er zur Welt.

Ich ging in das Ayuntamento; das Stadthaus. Hier werden seine Orden unter Glas bewahrt; seine Geige mit dem verschollenen Süßton; seine Bilder; seine Kränze; seine Schleifen; seine Busennadeln; seine Spazierstöcke; seine Geliebte, Berthe Marx (im Lichtbild); — kurz: alles, womit er durch die Welt zog.

Nach dem Ableben ging er in das Pyrenäenstädtchen Pamplona heim; ... heim.

(Ich schritt noch durch die Sonne. Sprang vor ihr in den Schatten schräg herabgerollter Leinwände, zur Mittagszeit.)

XIII.

Die Pyrenäen trauen sich bei San Sebastian dicht ans Wasser. Dort spielen sie — und bauen ein Becken: die Bademuschel für olivhäutige Menschen mit Haltung samt verwöhnter Damenschaft.

Dieser Ort ist ... stattlich; voll ausgedehnter Würde. (Nicht wie Biarritz leichtsinnig und leicht und lässig und durcheinander.)

Alles im spanischen San Sebastian wirkt feierlich, städtisch, aufheblich. Der Ort wirft sich in die Brust ...

Ein Mädel geht nicht wie ein gallisches lächelnd ins Wasser mit pfiffigem Frostgesicht — sondern schnellt einer Dienerin erhaben den Meermantel zu. (Geht nicht wie ein gallisches lächelnd ins Wasser mit pfiffigem Frostgesicht — sondern schnellt einer Dienerin erhaben den Meermantel zu) . . .

XIV.

Die Fraulichkeit ist etwas dicker. Dunkle Säuglinge stolzer, in weltfeinen Schiebewaggons auf Gummirädern. Die Kindspflegerinnen, hispanische nurses, tragen am weißgrau gewordenen Rabenhaupt einen waschbaren Salatkopf aus steifem Batist mit zahlreichen Blättern, sahnenfarb, — und reden die Schnullerbrut gewiß mit Sie an.

Soll ich San Sebastian zusammenfassen, so ruf' ich: „O himmlisches Biarritz!"

(Biarritz ist nicht, wie man sich das vorstellt. Sondern gemütlich, hurtig, sorglos, jeder nach seinem gusto, voll Wachheit, liebenswerter Leisheit, witzigen Inhalts. O himmlisches Biarritz . . . in Frankreich.)

XV.

. . . . . .

Noch einmal bäumt sich das Gebirge: hinter Font Romeu.

Zuerst sind hier die Pyrenäen lauter zartfarbiges Gestein. Hernach jedoch, ah, toll — mit wild-hohen Übergängen, verwegenen Brückensteigen, Abgrundhalden. Mit Schmuggel.

XVI.

Aber die vielleicht lindesten Pyrenäen, es war mein letzter Blick, sah ich zwischen Tarbes und Toulouse.

Auf der, gegen Abend, noch heißen, weiten, südfranzösischen Ebene . . . die unterhalb der stillen Ketten blinzt.

(Auf der, gegen Abend, noch heißen, weiten, südfranzösischen Ebene ... die unterhalb der stillen Ketten blinzt.)

Lorbeerlaub, Gummiwipfel, Araukarien — und Weinbäume, ja, Wein-Bäume . . .

Zwischen Tarbes und Toulouse.

XVII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zuletzt gedenk' ich noch eines Morgens. Ich fuhr über die Spaniergrenze mit einer Andorresin und ihrem schieligen Bruder bis Perpignan — wo das Geschwisterpaar Geld holen und es in Peseten voll Angst eintauschen wollte. (Spargeld für geschmuggelten Tabak.)

Das Bergmädel trug ihr Blaues mit Silber — und ein braunseidenes Schleiertuch, das bunt an den Ecken war.

Einmal sprach sie: wie soll das enden? Keine Sicherheit mehr. Nirgends. Das Geld schwankt. Es ist nicht geheuer. Man sei ungewiß, ob die Länder dort und da nicht Krieg abermals anfingen. Zwar Andorra mache nicht mit; alles aber sei wie ein großes Erdbeben.

Sie gab mir die Hand zum Abschied, in Perpignan.

XVIII.

Ich fuhr weiter nach Carcassonne . . . und am Spätnachmittag stieg ich durch die freche Gruftstadt — um Sterbemauern, Gespensterbögen, Todluken, Blutbrüstungen, Leichentreppen, Meucheltüren, Mordbasteien, Menschenfallen, Würgekeller, vorbei an den meur-

trières . . . oberhalb von jenen „lices", den Langhöfen für Schlächterspiele.

Zwischen Pyrenäen und Cevennen.

XIX.

Ich flog im Traum eine Handvoll Zeit nach vorn. Ich sah herab: auf dem Berg hier stand Europa . . . gegen Eintrittsgeld. Drei Franken, für Besichtigung dieser Gegenwart.

In der ich, mit einem Glücksgefühl, zugleich voll herzlicher Verachtung — (und erstaunt, nach allen Greueln, die mein Haus bestand) noch lebe, lebe, lebe.

Caput III

HESPERISCHER HIMMEL

Die kaum bekannte Küste

> Was war denn der Kampf? Die Reformation der Welt ... Ich sehe den Abschluß nicht — du auch nicht. Keiner, der heut atmet ... Lohnt es, diese sechstausendjährige Hilflosigkeit ernst zu nehmen? — Doch. Es muß sein.
>
> Alfred Kerr

I.

Lili, bei einem Besuch, hatte gesagt: „Da gibt es ein kaum beachtetes Örtchen an der italienischen Küste — wo man keine Bekannten trifft. Mit einem Haus, nicht so sehr teuer, bloß Engländer und Stille. Sogar bißl Sandstrand ... wo man mit dem Eimerchen spielen und in Förmchen Sand kneten kann."

Ei, ei.

... So sitz' ich hier auf dem Strand, mit dem Eimerchen; und knete Sand in Förmchen. Meine Wänglein sind frostviolett; meine Fingerlein sind wie von Glas; die Gallertmasse meiner Äuglein gefror zu Eiskugeln.

Der Golfstrom (Zentralheizung dieses Ufers) scheint abgestellt.

II.

Dove sono? — auf deutsch: wo bin ich ... Was für eine Riviera? Von was für einer Völkerschaft wird sie bewohnt?

Der Zettel, welcher um das Schließen der Tür fleht, lautet: „Shut the door."

Ein Zerstreuungspiel mit Karten heißt: „Alice in Wonderland." Eine Zeitschrift —: „The Tatler."

Wird bloß angelsächsisch geredet? . . . Verschollen musikalische Laute, die sonst an diesem Ufer schwangen und klangen? Von denen die Straßen Genuas widerhallten. Deren Echo die Weinschenken in munterem Geschmetter durchfuhr: „Jehn wa maa rieber, jehn wa maa rieber, jehn wa maa rieber bei Schmidt!"

(Drang das nicht in diese Ortschaft seit dem Weltkrieg? O Lili.)

III.

Neben dem Haus ist ein Kloster. Beides liegt auf dem Berg. Mit Blicken aufs Meer — und in ein begrüntes Felstal.

Jetzt kam auch die Sonne. Der Golfstrom tückscht nicht länger. Evoë!

Einer von den braunen Franziskanern sammelt Marken. Von mir bekommt er zwei schwedische. Die trug ein Brief aus Stockholm: von Herrn W. P.-S., der mir glaubhaft macht, Strindberg habe nicht gesagt: „Es ist schade um die Menschen", wie man in Deutschland meint, weil die Übersetzung vom „Traumspiel" es angibt — sondern weit verächtlicher: „Die Menschen können mir leid tun."

Der Frater hat eine vorgeschriebene Meinung über die Menschen. Kein Brief kümmert ihn —: wenn er die Marken kriegt.

IV.

Immer steht am Klostertor ein gesatteltes Maultier. Für wen?... Nebenan ist der Friedhof. Ich lese: „Arturo A. verließ diese Verbannung." (Verbannung?)

Dann (unter einem Bild):

„Anna Arpe, verwitwete Casanova, unvergleichliche Mutter, wahre Märtyrerin der Pflicht als Frau, als Erzieherin, als Gattin. Der unreine Hauch der Welt trübte nicht ihre grenzenlose Rechtlichkeit, ihre brennend eingeborene Treue, den Schatz der guten Seelen. Die Kinder, untröstlich, sie verloren zu haben, setzten diesen Marmor, daß er den Lebenden das teure Gedenken Derer hüte, die ihre Mutter war."

Welcher Mensch behielte hier den Hut auf dem Kopf?

V.

Und dieser Kinderstein? Das Mädelchen hinterließ wohl eine Schwester. Inschrift:

„Ich heiße Cornelia. Wurde zu Sestri geboren. Aber starb, gut und allzu klein, mit nur vier Jahren in X . . . o. Beten will ich für mein entferntes Schwesterchen."

Pregherò per la mia sorellina lontana.

Darunter: pa † ce.

VI.

Ich ging weiter.

„Hier ruht das Engelchen Lina A., die vom Busen der Ihren zum Himmel flog."

Aber das „Zum-Himmel-Fliegen" ist feste Redensart. Denn unfern heißt es: „Elisa F. — Volo al cielò a 57 anni."

Mit einem haltbaren Propeller?

VII.

Genug der Weichheit . . . Bloß noch, unweinerlich, diese Feststellung: rings ein brusthohes Graumäuerle; draußen das Tal mit Oliven, Eukalypten, Dörfern, Kirchen. (Oben auf dem Friedhof: Zypressen, steile

Stechpalmen, weiße Rosen . . . Durch das Kirchhofstürl äugt von unten die kitschblaue See.)

Anglische Fremdsassen des Orts versprechen für Sonntag einen „diwein ßörwiß"; divine service.

Was kann er gegen diese, diese, diese katholische Nachbarschaft je sein?

VIII.

Der Unterschied zwischen Californien und Riviera . . . In Italien wohnen altgewordene Kinder; in Californien sind Erwachsene kindsjung.

In Italien wohnen Unbewußte mit Bauernhäusern, Romantik, Traum und Trott. In Californien aber ist kein Traum: sondern Heiterkeit; Neuheit; Großtat. (Großgeschäft.)

In Italien wachsen Apfelsinen; in Californien werden sie gewachsen . . . In Italien kommen sie vor; in Californien hören sie nicht auf.

Alte Welt, neue Welt . . . (Und Deutschland? — Deutschland ist das eine nicht mehr, das andre noch nicht.)

IX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Armvoll brachtest du gestern Iris heim, samtblaue, lange, duftende.

Heut ging ich zu so einer Iris-Wand. Schräg hinan klimmt sie, bei Feigenbäumen und Olivhängen, halbtief in diesem Meertal, über Felssteigen und einem Bergbach mit Blöcken, — ja, schräg hinan mit blitzblauvioletten Tupfen, unweit von allerhand Weinacker . . . und rosa Häuseln.

Armvoll brachtest du Iris heim, samtblaue, lange, duftende; — Julia!

X.

Im Haus ist eine blonde Französin. Nach Genua verheiratet. Wellig-hübsches Kurzhaar. (Zola: un joli petit mouton frisé.)

Zwei Javanerinnen, schöngekleidet, Mutter und Tochter; der Mann aus Holland.

Dies Java-Mädel (Gesicht sandelfarb, mit schwarzen, weichen Bürsten-Brauen) ist sanft; ja, ernst. Vielleicht argwöhnisch, ausgekastet zu sein . . . Sie spricht malaiisch. Gibt es in dieser Sprache Kritiken? Gibt es Gedichte bei euch? Sprich — Java-Kröte!

XI.

Die einzigen Deutschen im Gasthof sind ein Graf, juristischer Professor nebst seiner zarten Frau. Wir sprechen gern miteinander. Sie hielten für Hindenburg zwei Stimmen bereit zur Präsidentenwahl. Wir zwei dawider. So hebt sich's auf.

XII.

Die Straße . . . hier im Dorf: jeder Baum einem Toten gewidmet. An jedem Baum ein Schild: „In memoria del soldato . . .“ Der Name; mit dem Zusatz: gefallen im großen Krieg; caduto nella grande guerra; dann Schlachtort; Sterbetag.

Ohne den Ausdruck Heldenhain . . .? Wer weiß denn, ob der Baumpate nicht fluchend und sich sträubend ermordet wurde — diese Menschenfresserei verwünschend? hä?

Hain der Flüche.

XIII.

Hartbei im Dorf die Straße „Via Trento e Trieste“.

Trient und Triest.

Beides war italienisch. Doch Bozen und Brenner? Beides ist deutsch . . . Und muß italienisch sein? Dumme Menschen.

XIV.

. . . . . .

Inmitten der Ortschaft (mit amtlicher Inschrift): Zentrale der Faschisten.

Das Land ist in zwei Heerhaufen geteilt. (Aus manchem Dorf mußten hundert Arbeiter über den Ozean: um nicht erschlagen zu werden.)

XV.

So rasch, wie körperwirklich die Sonne hier durchbricht: so rasch kehrt sie der Gegenwart nicht wieder.

Die letzte Zeitwende war etwas wie einstens die Reformation . . . aber im Kubik.

Nach der Reformation hat es hundert Jahre gedauert, nein: mehr, über den Dreißigjährigen Krieg hinaus: bis der Wirrwarr halb entwirrt; bis der Innenkampf abgekämpft war. Denkt ihr, es geht heut rascher? Die Zeit wird euch was —!

XVI.

Es ist ja die Reformation der Welt. Der Außenkrieg dauert unterirdisch fort; der Innenkrieg oberirdisch.

Einzelerlebnisse der Staaten gibt es nicht: nur ein gemeinsames für alle. Sie sind versippt! Auch Sekten wachsen heut ins Allgemeine, bleiben nicht in einem Land stehn. Wiedertäufer sind kein Schwarm in einer westfälischen Stadt mehr; Savonarola kein Mönch in einer toskanischen. Sondern wie ein neuer Buddhismus, ein neuer Mohammedanismus schwillt alles gleich über alle.

Der Wiedertäufer kommt in keinen Käfig. Der Mönch wird nicht verbrannt: sondern eine Stadt wird nach

ihm tapfer Leningrad getauft, die Welt genötigt, auf jeden Brief seinen Namen zu schreiben.

Die Sekte wächst zum europäischen „... ismus" — der in Bulgarien mit Blut schreibt, in Italien als Gegenmacht Herren Mussolini erfand, in Persien umgeht, in Deutschland Todesurteile weckt, in Japan Überraschungen zeugt, in Washington Abwehr gebiert, eine sich schon halb sozialistisch glaubende Welt ins Schwanken bringt.

Wieviel andre Weltbewegungen kreuzen sich, knoten sich — und im Grunde geht es um ... Verteilung.

Alles das dauert noch, unter Brüdern, hundert Jahre. Den Abschluß seh' ich nicht — du auch nicht.

Keiner, der heut atmet.

XVII.

Was gäb' man drum, die Spanne mitzuleben! Ganz! Nicht um der Entwicklung halber (die anfechtbar bleiben wird und nicht endgültig): sondern der hundert Jahre halber.

Wenn die Bewegung vorstößt oder hinbricht; wenn Kampf stockt oder rast; wenn Menschen jauchzen oder sinken; wenn ein Gedanke siegt oder stürzt; wenn ein Wunsch fliegt oder platzt: — auch dann wird noch dies Küstenwasser blau sein, dieser Feigenbaum ins Licht greifen, diese Balustrade zum Drüberlehnen, Drübersehnen da sein — und nur man selber wäre nicht da.

Was gäb' man drum, die Spanne mitzuleben.

XVIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten im Ort hat ein neunzigjähriger Commendatore (ziviler Titel) seinen Besitz. Millionär. Junggesell.

Am Tor die Inschrift: „Garten des Commendatore Giuseppe Vannoni.“ Und Marmorbilder stehn und sehn dich an. Flußgötter, Löwen.

Guck, die frescobemalte Wand: ein drolliger Herr im schwarzen Rock, Zylinder auf, legt zwei Finger an die Riesen-Nase. Welchen Ulk seines langen Lebens hielt jener Commendatore hier fest?

Palmen, Tulpen, Apfelsinen, Brünnlein, Rosen, Gewächshäuser, Treppchen, Arkaden. Gepflegte Wildnis . . . Auf der Brüstung noch zwanzig kleine Standbilder: Nonnen, Bäuerinnen, Antikisches.

(Oben, im Kirchgarten beim Kloster, hat der Junggesell' schon sein Mausoleum errichtet.)

XIX.

Ist er bekannt mit der Baronin Tagliacarne drüben?

In dem Garten, hinter Mauern (einer durchsponnenen Endlosigkeit), sind Apfelblüten, Glyzinen, weiße Stiefmütterchenströme; alles braust vor Gesprieß und Gerank und Geschling. Und die Baronin ist nicht da, und der Garten bleibt hinter Mauern versperrt. (Die Landfrau mit dem Strohhut läßt mich ein.)

Ist mein Junggesell' befreundet mit der Baronin? Oder: pocht jeder auf den schönsten Besitz . . . und haßt jeder den andren?

(Auch die Frau hat ihr Erbbegräbnis oben gesichert.)

XX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bleibt also die falsche Übersetzung „Es ist schade um die Menschen“ . . . richtig? Ist die richtige Übersetzung, daß sie einem verächtlich „leid tun“ . . . falsch?

Menschen! jenseits von ihrem Recht und ihrem Unrecht, jenseits von ihrer Kunst und ihrer Unkunst —

wesentlicher denn alle Daseinsführung wird, bei aufrichtigem Hinsehn, dies einfache, lustvolle Kleben; dies Festhalten des Zeigers; das Bewußtsein einer Wonne — (die eine halb physiologische Wonne sein kann). Etwas, das an Olivenhängen gedeiht; in Strichen, wo solcherlei, vielerlei, allerlei wächst . . . was zu Hause nicht wuchs. Und Lärm von kleinen, wilden Stimmen. Endlich das zusammenfassende Gefühl: einer herrlichen Zwecklosigkeit nach bester Kraft gedient zu haben . . . und seinen Rhythmus mit in die Urne zu nehmen.

(Genugtuung.)

XXI.

Was war denn der Kampf? — Ein ganz unpathetischer Vorgang im Grund: Verteilung der zum Leben gebrauchten Dinge; der sogenannten Erdgüter; wovon auf diesem Stern genug da ist . . .

Soll man von einer Verteilung so hohes Wesen machen? Unfaßbare Blödheit: daß dieses Verteilen durch gewisse Verständigungsmittel (Sprachen genannt) erschwert wird. Daß der Schwachsinn Gruppen zufällig nach Sprachen, Ausdrucksformen zusammenschweißt . . . statt nach Bedürfnissen.

Lohnt es, diese sechstausendjährige Hilflosigkeit ernst zu nehmen — wenn man ihr eine Zeitlang inneren Heeresdienst geleistet hat?

Doch. Es muß sein.

XXII.

Aber grundwichtig bleibt letztens nur: Erkenntnis.

Grundwichtig bleibt hernach: das Aufhören des eignen Seins. Das Schwinden der Helle. Das Wegsollen.

Das Vorherwissen um den Abschied von diesen Ranken, diesem Golfstrom, dieser Iris, diesen Augen, diesem

Geguck, diesem Glückslärm . . . und diesem Hinschreiben von Sätzen.

XXIII.

. . . . . .

Heut früh kam die zehnjährige Tochter des Wirts in den Saal, der aufs Meer blickt. Das Kind im weißen Brautgewand mit Schleier. Die Mutter selig hinter ihr, schwarze Tracht.

Holde, feine Puppe, mit ganz dunklen Lichtern. Deine erste Kommunion.

Bist du Alice in Wonderland? . . . Die Angelsachsen wünschten freundlich Glück. (Aber sie wußten es besser . . . Protestanten.)

Auch mein deutsches Kinderfräulein, aus Pommern, fand es zwar reizend . . . aber hat es viel, viel besser gewußt. Tschawoll.

XXIV.

In solchen Welten atmen wir.

. . . Zwei Stunden lang floß heut Regen. Jetzt ist Lindheit — über dem felsigen Wasser dieser kaum bekannten Küste.

XXV.

Guten Abend, — du schöner Abend.

Kaltes Italien

I.

Heißer war es in Berlin, als man von dort wegging. Was denkt sich die Natur? Bin ich ein Nordpolfahrer!

Heut' vormittag, im Musikzimmer, sang ich, den Mantelkragen hochgekrempt, Beethovens Lied, in A-dur:

Kennst du das Land, wo die Zitrone samft
Im dunklen Glühwein scheibenförmig dampft,
Ein kalter Hahn zum grauen Himmel kräht,
Die Myrte still, und tief der Lire steht?
Kennst du es wohl?
Heim nach Berlin
Laß zur Erwärmung mein Gefrierfleisch ziehn!

II.

In Bordighera, vor etlichen Tagen, quoll aber fast zuviel Sonne.

Die Gäste waren deshalb schon weg — und einsam im Mittagslicht glomm die altrömische Inschrift:

„Lessons in modern dancing given daily." — „Motor car excursions."

Überreste vom Konsulat des Cajus Tullius Piccadilly.

III.

Nur acht Familien, hitzfest, klammern sich noch an den träumerischesten der Gasthöfe. (Mit Blumenzauber — auf ansteigendem Gefild.)

Zum Dank für den Mut werden sie nun ein Raub der Kälte; — sowie Knospen im Grunewald von scheinheiligem Wetter bloß darum öfters vorgelockt sind, um durch einen preußischen Frost hernach zu krepieren.

IV.

Manchmal sind Blumen und Palmen im Streit . . . Schwer zu entwirrendes Verhältnis. Bewachen hier Palmbäume die Blumen? Oder umzingeln hier Blumen die Palmbäume?

V.

In San Remo, wo ein deutscher Kronprinz um die Gnadenfrist rang, weckte die Villa Zirio beklommenes

Empfinden, weil die Verse der Gedenktafel von Wildenbruch sind.

(Fontanes kurzes Gedicht über Kaiser Friedrichs „letzte Fahrt" erscheint norddeutsch-tiefer.)

Heut' kommt hierzu die Frage: hätten damals Blumen und Palmen mehr Heilkraft gehabt — war dann der Weltkrieg vermeidlich?

VI.

Denkbar? Ich glaube nicht, daß die Entwicklung immer „doch so" kommt. (Altes Argument von der Nase der Kleopatra.) Die Entwicklung vielleicht. Es ist nur ein Unterschied, welchen Gang sie wählt.

Ja, die Entwicklung kommt zwar „doch so". Ihr Weg aber kann blutig sein oder anders. Der jetzige war blutig!

Wir haben (nach großem, allgemeinem Jammer) im Inneren winzige Vorteile viel zu teuer bezahlt — ihr ahnungslosen Palmen und Blumen.

Wir gleichen einem Mann, der sein Alles hingab für ein Stückel menschenwürdiges Brot . . . und dem dies Stück heut' verleidet werden soll. Himmelblumendonnerundpalmen!!!

Laßt es nicht zu!

VII.

Die deutsche Bezeichnung „Kursaal" steht noch am Badhaus von Bordighera — nach dem Weltkrieg. In Portofino deutsch zu lesen: „Schlagsahne".

In schweren Buchstaben deutsch: „Mittag- und Abendessen zu festem Preis." In welcher Sprache denn sonst? Hier wird ja nur deutsch geredet. In Rapallo soll es einen Italiener geben — der um zwölf Uhr nachts gezeigt wird.

VIII.

„Eerna, — süß, nöch?" — „Ich ßtaune aanfach."

Andre Gruppe. „Waren Se in Sangremo?" — „Waren Se in Venedig? wir waren zwei Tage in Venedig. Aber seehr schmutzig." — „Waren Se mal drieben in Mongte Carlo?" — „Ich kann Ihnen sagen . . ."

IX.

Ist Rapallo das Heringsdorf der Azurküste? Nein. Es weckt, mit reicher Gasthofsarchitektur (stammt Shakespeares Hotello von hier?) Erinnerungen an die Schweiz.

Mir gefällt es am besten im Fischerviertel.

X.

Gestern in Nervi. Das Meer schimmert noch so zaubervoll — wie auf den Aquarellbildern der schlesischen Mappe zuhaus, die man als Kind ansah. Dort war auch Pegli, das unweit liegt . . . damals ohne Bahnrauch und Eisenstrang.

Das ist aber der Pferdefuß! (Aquarellisten haben stets gelogen.)

Die Bahn geht überall am Ufer hin: schwarz trennt sie meistens Meer und Ort . . . Dies muß anders werden. Ich habe meinen Plan. Erstens —

XI.

Erstens: Die Bahn, wo sie Orte berührt, hat Untergrund- zu werden.

Zweitens: An die Stelle jedes heutigen Bahnhofs kommt ein Paradieshotel. Technisch: Aufzug von der Station zu je so einem Terminus-Haus.

Drittens: Das Kapital hat ein Konsortium aus den U.S.A. zu übernehmen. Ich Vorsitzender des Aufsichtsrats. Deutsche Ingenieure leisten die Durchführung.

Viertens: Der Name lautet „Riviera Terminus Comp." — Kabel-Adresse: Riteco.
Größte Hotelgesellschaft der Welt.

XII.

Denn die Entwicklung, scheint mir, hat in das dritte Stadium zu treten.
Das erste war: Natur. Das zweite war: Technik — mit Verhunzung von Natur und Schönheit. Das dritte Stadium (gelenkt vom Vorsitzenden des Aufsichtsrats): Technik als Mittel zum Wiedergewinn der Schönheit. Technik als Künstlerin des Verbergens. Technik mit dem Hochziel: Unscheinbarsein. Technik: als Genie der Selbstausmerzung.
(Unter dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats.)

XIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jeden Abend strecken wir die Knochen an den Kamin. (. . . Wo die Zitrone samft . . . im dunklen Glühwein scheibenförmig dampft.) Alle kommen aus ihren Zimmern. Das Holz knackt.
Furchtbar langweilig ist so ein Abend.

XIV.

Ich denke dann mitunter: säß' ich in dem warmen, südlichen Berlin! und ich sähe die „Partie Klabrias"; oder „Eduard II" von Brecht, oder sonst was Lustiges.
Hach!

XV.

Ich stöbere dann bisweilen (am Feuer) im Tagebuch. Hier findet sich eine Aufzeichnung über Genua — das ich nach langer Zeit jetzt wiedergesehn.

Wieviel Unterschied zwischen zwei Rivierastädten: Genua und Nizza . . .

Nizza: die Eingeborenen sind frevelnde Spießer; voll sündhafter Gemütlichkeit. Doch Genua: Pompgebärde; Machtschwung; Pathos; feierliche Großmut.

Genua wuchs; Genua schwoll; Hochbetrieb; Zug.

Oh, palazzi! . . . Diese Genuesen waren die Yankees der Renaissance; bauten Wolkenkratzer — mit Handarbeit.

In jeder alten Straßenburg mit erzgespicktem Tor ist heut' eine Bank; oder ein Kino. (Oder eine Schiffsgesellschaft.)

Du schau'st manches majestätische Süßigkeitsgeschäft.

Genua wuchs; Genua schwoll; Hochbetrieb; Zug.

XVI.

Dann findet sich im Tagebuch die Bemerkung: „Heut' über den Grenzort Ventimiglia hinüber nach . . ."

Dann kommen lauter Zahlen. Manche mit rotem, manche mit schwarzem Stift verzeichnet. 29; 13; 11. Wieder 29; 17; 8. Dann heißt es: „Die 29 ist ein Aas." Dann: 2 und 5 à cheval. Dann: Transversale 10 bis 12. Dann: six derniers. Dann: 25 bis 28. Wieder: „Die 29 ist ein Aas." . . . Hier klafft ein mit Rotstift gespießtes Loch in der Seite.

XVII.

Zwischen dem Zuklappen des Tagebuches und dem Hinmalen dieser Buchstaben für den Setzer (beim ersten Setzen der neulich geschriebenen Zeilen über die „Kaum bekannte Küste" widerfuhr mir ein Schlag; da stand: „Geht es nicht vielen Ländern heute ähnlich?" statt:

heut' ähnlich, — ein Hiatus, den zu verhüten meine Sendung ist; ... und aus der Balustrade zum Hinüberlehnen, Hinübersehnen wurde zweimal ein Sehnen, ein doppeltes Gesehn', — ich bin jetzt ein Jahr lang verstimmt) ...

Wollte sagen: zwischen dem Zuklappen des Tagebuchs und dem Hinmalen dieser Lettern liegt ein Mondwechsel.

Ursache, daß endlich die Witterung umschlug?

XVIII.

Jetzt lebt man hier im wahren Frühling.

Im wunderschönen Monat Mai, als alle italienischen Stubenmädel sprangen. (Das ist von Robert Schumann in Töne gebracht, wieder in A-dur, — unter dem Titel „Dichterliebe".)

XIX.

Jedes Ding sieht sich nun heiterer an.

Auch die Heimat haust heiterer im Hirn. Das Geneck wider Palmen und Blumen vergeht.

XX.

Die Olivenhänge des blaugrünen See-Tals bin ich hochgeklettert. Über Steige zum Gipfel des Monte Vi.

Neun Buchten erschimmern ... Unten: dies Mittelmeer — wo ich vor der Geburt heimisch war.

Wunder der Welt. Innen und außen.

Rastwunder. Ahnungswunder. Vorabendwunder. Lichtwunder. Pfeifet auf die Nase der Kleopatra. Man dringt zum Kern der letzten Aufrichtigkeit ... in so einer Stunde.

Das eigne Los zählt — und das der Teuersten. Allen sonst einen Gruß, im Bewußtsein ewiger Entfernung.

Mittelmeer-Wanderung

Das Beste, was uns die Geschichte gibt, ist die Begeisterung — sagt Goethe?
Hm. Die hält sich in gewissen Grenzen. Alfred Kerr

I.

Manche Mädel in Italien gehn wie Wotan: mit einer Locke, die senkrecht über das Auge fällt . . . vom Bubikopf.

Einstens dämmern sie, wie der Gott mit seiner Sippe, dahin, dahin, dahin. Heut' schaukeln sie noch auf dem Regenbogen.

II.

Geographie des Mittelmeers, Fortsetzung. — Von Marina di Pisa fuhr ein Mädel mit. Die war keine Schönheit, aber auch gar nicht, gar nicht häßlich. Drei Farben: Milchkaffee, Schwarz, etwas Gold.

Schwarz: Wimpern, Blick; das (halb ländliche) Kleid — ausgeschnitten. Milchkaffee: Haut; zwei Arme, gilbsam, schlankweich. Zwischendurch Gold; dünne Ketten; matte Goldbänder an den Fesseln der Hand; Goldringe mittelschwer in den Ohren.

Die war gar nicht, aber gar nicht häßlich.

III.

Weiteres über die Fauna der Küste. — Viele Menschen, bäuerlich, standen in dem meernahen Nest Pietrasanta; warteten auf die Fuhre.

Ein toskanisches Luder, siebzehn, blond, handlich, das offene Haar mittlings zusammengebändelt, Haustochter, den vollen Wassertrog auf dem Kopf, steht am Brunnen.

(Aber nichts poetischer machen, als es war: der Trog aus Fabrikblech; der Brunnen wird aufgedreht, hat einen Messinghahn . . . Bin ich ein Aquarellist?!)

Die plaudert so mit einem dunklen Kerl; — der vor ihr steht, er einen Fuß übers Rad, einen Fuß auf dem Boden. Ich sann, welche Todesart für ihn zu wählen sei.

IV.

Immer den Trog auf dem Kopf. Nur Arme hat sie frei für Gebärden.

Der Arm, wagrecht, in eine Hand züngelnd . . . Dieser Arm (seine Zunge biegt seitwärts, jetzt nach oben) . . . ihr Arm wirkt adliger als ein kostbarster Film.

Gegliedert. Vollendung. Es ist ihr gegeben.

V.

Mit dem Vater sitzt sie dann vor dem comestibile-Kram; bei zucchini, Artischocken, Maismehl. Gegenüber, am besten Hause der kleinen Piazza, sind Seitenbretter vorstehend auf einem Zementhintergrund; ohne sonstwas. Dorthin tritt ab und zu ein Mann und pißt. Oder zwei, redend. Den ganzen Tag. Immerzu pissen sie. Ohne sonstwas. Sie sitzt ein paar Schritte davon beim Vater und stickt. Den ganzen Tag.

Doch abends —. Gehst du wieder zum Brunnen? toskanisches Luder, handliches.

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heut, im Ligurischen Meer, schwamm ich zwischen violetten Tierseglern durch — die manchmal ungewillt an den Leib kommen.

Talergroß. Violett das Schiffchen. Sein Segel aber lichtschimmernd, fast durchsichtig, von zart-schneckenhaftem Bibber, feingerillt.

Milliarden; Milliarden.

So wippen sie (gegen ihren Wunsch!) zum Strande. Da sitzt ihr Tod. Zum Strande, der mein Leben ist.

VII.

Dies mittelländische Wasser trägt wunderbar; hat Salz mehr als die Nordsee. Fast ruht man still auf dem Bauch.

Der Menschenschwimmer neckt sich mit dem Tod.

Nachher liegen die Violetten an der Küste. Sonnendürr. Wie trockne Blumen. Ihre Leichen leuchten . . . zu menschlicher Lust.

VIII.

Gestern kam Benvenuto zu mir. Von Rapallo. Mit seiner englischen Frau; und mit Peter Nansens zarter Tochter. (Gerhart ist in Thüringen.)

Er und sein italienischer Freund können die Schwimmart crawling. Ich seh' das zum erstenmal. Ruck durch die Ellbogen, indes gestreckte Füße mit unabhängigem Rhythmus flossengleich wirken.

Erstaunlich schneller Vorstoß.

Ein guter Nachmittag.

IX.

Die nahe Flottenstadt Spezia sollte man das italienische Nizza heißen. Vor diesem giardino pubblico, hart am Golf, mit afrikanischen Palmen, verblaßt die Promenade des Anglais.

Mangelt nur ein Spielsaal . . . (Und die herausfordernde Lebkraft, der köstliche Prahlmut des gallischen Hähnchens.)

X.

Hier, im Meergarten, hängt (als Hochrelief) im Tode Cesare Battisti — den die Österreicher zuvor im Leben gehängt. Italiens Andree Hofer aus dem Weltkrieg.

Von dieser Bucht fuhr ich zu Schiff nach Lerici — wo Byron und Shelley gehaust.

„Café Shelley" . . . statt eines Reliefs.

XI.

Eines Morgens kam ich in das Dorf Monterosso. Blaues Felswasser; oben ein Stück Turm.

Zehn Uhr, Sonne, noch frischer Hauch. O Lust, den Herzschlag zu spüren.

Ein Barbier trägt sein halbjähriges Kind auf und ab. Es hat einen Fes auf dem kleinen Kopf.

Im schwarzen Kleid, aber barfuß, schleppt eine Großmutter huckepack den Enkel. Und hier?

Braunbeinige Mädel (schon wieder!!) schreiten durch Schattengassen, spucken manchmal einen Nespole-Kern. Jetzt äugen sie, Kopf hoch, erstaunt mit ungesprochener Frage: wie jemand hierher kommt! (Wandeln lutschend weiter, doch nicht mehr spuckend.)

XII.

Rosen im Dorf; Oliven; Zitronen, Zitronen, Zitronen. Steintreppen, Durchgänge, Bogen, Felssteige — samt Netzknüpferinnen. Und . . .

(Wandeln lutschend weiter, doch nicht mehr spuckend.)

XIII.

. . . . . .

Von Ligurien geriet ich ins Toskanische. Meer-Toscana! (Die Berge machen bißl Platz — für grünbestandenes Fruchtbuschland.)

Reb-Anger, Baum-Anger . . . am Meer.

(Nicht bloß Riviera-Felsbuchten — wie von Ventimiglia bis Porto Venere.)

XIV.

In Carrara: Blumen . . . und Blöcke. Kräuterduft. Heuduft.

Weißes Marmorgebirge. Wirklich nicht Schnee? Wirklich Marmor! (In den grünen Berg wird oben hineingehauen; der Stein schimmert vor.)

Zehntausend Blöcke . . . für zehntausend Denkmale; für hunderttausend Gräber; für eine Million Waschtischplatten.

Der Gedanke, daß Italien Waschtischplatten verschickt, weil es wenig Verwendung für sie hat, wäre ruchlos.

Denkmale? Heinrich Heines Denkmal, von Lederer, ist in Hamburg immer noch nicht aufgestellt . . . (dacht' ich).

Zugtiere schleppen die schweren Karren zur Bahn.

Während Ochsen hier den Marmor an seine Bestimmung bringen, können Ochsen ihn auch von seiner Bestimmung fernhalten.

(Doch Lederers prachtvolles Werk ist aus Bronze.)

XV.

Später kam ich nach Forte dei Marmi. Habe nun den Marmorkoller. Den Marmorklaps. Es war zu viel. Ich will keinen Marmelstein mehr sehn.

Auch die Friedhöfe hält man für Marmor-Ausstellungen. (Bis der ungeschäftliche Teil des Anblicks enttäuschend klar wird.)

XVI.

Nach dem Küstenort Forte dei Marmi fuhr ich mit einer Dampf-Tram. Die Lokomotive gewiß alt gekauft; vom Schutt geholt.

Schmutziger Dampf, riesenhaft. Schmutziger Staub. Stets im offnen Hinterkarren eine Marmorladung. Des-

halb geht es besonnen vorwärts. Das Mistfuhrwerk hält öfter, als es fährt. Es bumst und quietscht, in Dreckluft.

Landleute, schweißig, sitzen und stehn drin. Übereinander. Nach dem Mittagbrot. Die Bäuerinnen, die Steinarbeiter im Hitzgedränge. Nach dem Essen.

Der Auspuff (man stellt sich die Gasentwicklung eher zu gering vor), der bedeutende Auspuff (das wird nach kurzem klar) . . . der ungewöhnliche Auspuff des Lokomotiv-Schornsteins verblüfft.

Wann kommt das Meer, seinerseits, mit einem Hauch?

XVII.

Der falsche Fahrplan ist eine Neckerei. (Das irreführende Mittel: Menschen die Flucht aus dem Bezirk zu erschweren.) Als ich schließlich in Forte dei Marmi bin (lauter Blöcke liegen herum), da bekennt der Marmorschaffner, dieser Wagen kehre nun stracks zurück und sei der letzte.

Beglückt über die gute Gelegenheit verließ ich das Küstenstädtchen.

Beim Frühstück des nächsten Tages, als weißer Stückzucker dastand, erlitt ich noch einen Anfall.

XVIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viareggio ist Italiens größtes Seebad. (Westerland ein Pony dagegen.) Jetzt, vor dem August, sind Engländer und Russen da.

Lauter Badevorrichtungen oder stabilimenti. Nichts von der See zu schauen; nur: stabilimenti.

Shelley kam hier zu Tode. Doch: ein Standbild —! (nicht nur „Café Shelley"). Darauf steht: „Arso in questo lido"; ja, nämlich Byron hat ihm einen Scheiterhaufen errichtet — den der Wind überwehte. (Seitdem

ist dieser Dichter noch mehr zerstreut als zur Lebzeit.)

Am Ufer, wo Shelley den „befreiten Prometheus" begrübelt hat, sind jetzo Mitbringsel; Erfrischungen; Schnäpse; Bonbons; Lederwaren; sigari, sigarette; Schwimmgewänder; Zeitungen; Kabinen.

Shelleys Büste verwittert porig; das Gesicht von Vögeln getigert. Ein herzlicher Handwink hinauf. Im August wird er gewaschen.

XIX.

Viareggio (abseits vom See-Betrieb) ist eine saubre, kleine, schlafende Stadt.

Samt hübschen toskanischen Droschken, Leichtwäglein, grazil, mit Sonnenschirmen aus Leinwand — und festen, schlanken Kleinpferden.

XX.

An einem der Abende kam ich zurück nach Pietrasanta. Lind umbergtes Städtle mit Domen und Dämmerungen. Hier meldet eine Tafel, daß Michelangelo 1518 die † † † Ma . . . Mar . . . Marmorbrüche selbsthändig erschlossen hat. — Zugegeben!!

Auf der piazza hängt abermals jener Battisti, den die kaiserlichen Österreicher schon zuvor gehängt . . . Mit der Widmung: „Il popolo di Pietrasanta." (In Florenz hängt er ja auch — schräg von der Zelle des kindsanften Fra Angelico.)

Dunkel war's, als ein Kerl mich in die Hausung eines Früchtemalers von Pietrasanta zog. Dort lagen künstliche Trauben, Äpfel, Pfirsiche; täuschend nachgemacht.

Sie waren aus M . . . r.

XXI.

. . . . . .

Liegt in dieser Gegend nicht Pisa? — Durch ein enges, schwüles, gewundenes Bergtal war ich zuletzt gewandert. Durch Sonnenbrand geklettert bis am Spätnachmittag. Der Leib schien zu schwelen.

Um acht war ich in Pisa.

Die Stadt holte jetzt Atem.

Gewühl; Schatten; Lustwandelglück der Leute; Wirtschaften; die ersten Lichter.

(Gewühl; Schatten; Lustwandelglück der Leute; Wirtschaften; die ersten Lichter.)

Es ist Pisa zu alledem ein Wissensort. Geistiger Sitz. Mit Universität. Mit am Arno lehnenden, bei Sonnenuntergang disputierenden Gestalten.

In eine Studentenkneipe ging ich. Ach, abends, nach großer Hitze, dieser Weißwein. Nie vergess' ich das.

XXII.

Die Wirtin, faßdick, betreut mich. Die Mädels eilen. Lärm. Kein Gaudeamus . . . aber Sprechstimmen. Lebenslärm.

Weißer Toskanerwein. (Segnend streckt man die Hände jetzt — über alles.) Feurig und leicht. Und ein Alltagsgesöff. Vierunddreißig Pfennige der halbe Liter.

Item: nach Wanderungen durch die Naturwildnis, abends in der Studentenwelt einer steingeplatteten Stadt — es ist ein Daseinshöhepunkt.

Warum hat man so oft (im Sommer) Daseinshöhepunkte?

XXIII.

Übrigens ist hier Galilei geboren — der nachmals vom Magistrat bei der Berichtigung seiner Erkenntnisse so gefördert wurde.

Cosimo der Erste hat ein Denkmal. Er vom Stamm jener Medici, die, ein Stolz der Kaufmannschaft, bald militaristisch wurden . . . und, ihrerseits (wenn auch nur mittelbar), den Savonarola auf den rechten Weg mit glühendem Eifer, gewissermaßen mit Hängen und Würgen gebracht.

(Goethe sagt: das Beste, was uns die Geschichte gibt, ist die Begeisterung . . .

Die hält sich in gewissen Grenzen.)

XXIV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Dom von Pisa, vorgeblich toskanisch, macht einen angenehm byzantinischen Eindruck; daß man sich an den Marcusdom oder gar an die edlen Moscheen erinnert fühlt.

Achtundsechzig Säulen (Pisa hat sie von Kriegszügen „heimgebracht", also herausgebrochen) sind antik. Sie hatten einst hellenischen Aberglauben gestützt und wurden jetzt zwangsweis in den Dienst der Wahrheit gestellt.

XXV.

Der Turm ist lange noch nicht so schief wie die Sätze der expressionistischen Kritik. Jedoch absichtlich schief. (Zum Unterschied.)

Mit einem jungen Arzt, Präsident des circolo cattolico, schloß ich auf der Straße Bekanntschaft. Noch in der Nacht gingen wir vor den Dom. Das alleinstehende Baptisterium (ein himmlischer Kaffeewärmer; aus weißem M . . . Marmelstein) strahlte milchhell.

XXVI.

Morgens war ich wieder dort. Im Baptisterium ragt frei jene Kanzel des Niccolò Pisano — welche mit ihren Meißelbildern die gegliederte Kraft ist.

Ich zog vor dieses Werk die deutschen Inflationsdramatiker am Halskragen. Nur im Geist jedoch. „Beschaut es; der angesehenste von Euch, ein armer Vetter (schrie ich), tut erschüttert über die Unsittlichkeit der Welt — er kommt aber nicht auf den Gedanken, wie sittlich anfechtbar man selber handelt, wenn Wabbliges, Ungegliedertes fühligeren Geistern geboten wird: Den Akzentsetzern . . . ein Glibber. Den Stufern . . . eine Suppe. Den Könnern . . . eine Unmacht."

Ich schleppte sie näher an die Kanzel — und äußerte: „Dieser Niccolò wird's gewußt haben: Können ist Sittlichkeit. Nämlich das Nichtberuhigtsein bis zum Fertigmachen. Und das Gegenteil, die Schluderei, ist unsittlich . . . nicht nur ungekonnt."

Ich zerrte sie nunmehr insgesamt haardicht an die sieben Säulen — und brüllte festlich: „Ich will eine leuchtend gegliederte Kunst . . . nicht ein Wischiwaschi! In Kunst und Kritik! Ich werde jeden aufspießen, der Schlamperei züchtet, um sich eine Stellung zu machen."

Beifall. (Von dem Säulenfirst, wo die „Tugenden" sind.) Und — da schau' her! — durch das „Jüngste Gericht" ging eine frische Bewegung. Einer schob sich die Ärmel zurück.

Ich begrüßte nur noch die Propheten, welche herrlich in den Zwickeln untergebracht sind. Wünschte den Evangelisten hernach einen guten Vormittag.

(So Pisa.)

XXVII.

. . . . . .

Der Präsident vom circolo cattolico hatte mir von seiner Stellung zu Mussolini gesprochen. Ich gehe drüber weg: damit, bei dieser Zwingherrschaft, ihm nichts widerfahre.

Manchen fascio-Aufmarsch sah ich hier. Der Faschist sieht oft wie ein feldgrauer Soldat aus — doch schwarzbekappt und schwarzbehemdet.

Sie zogen dahin; wackelten mit ihren Ochsenziemern, Gummiknüppeln, Hundepeitschen. Machten Lärm: wie wenn sich zwei Gesangvereine treffen, wovon jeder geladen hat.

XXVIII.

Über d'Annunzios Verhältnis zu Mussolini sagt mir ein alter gescheiter Kaufmann aus Mailand: die beiden sind „paralleli o gelosi". Sie haben gleiches Ziel . . . oder Eifersucht. Unterirdisch herrscht ein „Antagonismus" — (der jetzt beseitigt werden soll).

Er selbst, der Mailänder, glaubt an die glückliche Lösung des Weltwirrwarrs durch einen neuen Krieg . . .

Zum Schluß, als man auf Deutschland kommt, sagt er zusammenfassend: „La Germania è caduta — ma è caduta sui piedi"; Deutschland kam zu Fall — doch es fiel auf die Füße.

Sein Wort „in Gottes Ohr!" (rief meine Großmama häufig, Amalie Calé. Sein Wort in Gottes Ohr . . . für den zweiten Teil des Satzes).

XXIX.

Epilog.

Nahe bei Pisa liegt und lockt ein hübscher Strand. Ohne Treibhauslüfte. Sondern hier weht es bißchen frisch. Mit harzigem Duft. (Abermals mit violetten Todseglern?)

Hier will ich, nach der Wanderung, bleiben. Nach Spezia; nach dem Zitronendorf Monterosso; nach Carrara; nach der Dampf-Tram aus Forte dei Marmi; nach Viareggio mit Shelley; nach Pisa mit dem Dom; nach

Wotanmädeln, Milchkaffeemädeln, Brunnenmädeln; nach Netzeflickenden und Nespole-Spuckenden.

Ist hier ein Stück Nordland, am Ligurischen Meer .... mit Pinien?

Seeleuchten über Toscana.

Auf, Schüler, bade unverdrossen die ird'sche Brust im crawling-Stoß.

Die Bäder von Lucca

Soll die Entwicklung immer nur eine Wippe sein? ... Und ihr wundert euch, wenn entschlossene Weltbesserer, denen die Geduld riß, das Ding „Geschichte" mal vom andren Ende heut packen? hä? Alfred Kerr

I.

Die Bäder von Lucca.

So war der Titel jener Schrift von Heinrich Heine ... Sie zählt zu den berüchtigten (und berechtigten) der menschlichen Literatur.

Die Erinnerung an diesen Dichter stieg aus dem Sarg, als ich in einem Buchladen von Pisa das Werk „Germania. Poema polemico" fand.

Es war „Deutschland; ein Wintermärchen".

II.

Ich las es nun in dieser Sprache — die wir melodisch nennen; die mir jedoch etwas tief Heruntergekommenes ist, sobald ich den altrömischen Laut vergleiche.

Wie auch Französisch mir plötzlich eine Wildensprache schien, vor Jahren, als in einer Petronius-Übersetzung unten immer der Urtext stand — und oben

jenes Gewäsch allemal drei Viertel der Seiten füllte; der knappe römische Wortlaut kaum ein Viertel . . . Tief heruntergekommen, in bloß einer Zweijahrtausendfrist.

Diese Wildensprachen insgesamt sind immerhin verflucht herrlich.

(Das Deutsche jedoch scheint nicht heruntergekommen: weil es von keiner entthronten Kultursprache stammt.)

III.

Die Worte: „Sie sang das alte Entsagungslied, das Eiapopeia vom Himmel, womit man einlullt, wenn er greint, das Volk, den großen Lümmel" — die las ich folgendermaßen übersetzt:

Cantava la vecchia canzone delle rinunzie, la ninna nanna dei cieli, con cui si addormenta, quando piagnucola, il popolo, questo grande marmocchio.

Pah — das gibt von Heines Melodie keinen Begriff. Nur vom Inhalt.

Aber schon so kärglich Nachgestottertes warb ihm bei dem fremden Volk Bewunderer — für lange Zeit. (Lest lieber Carduccis Übertragung.)

IV.

Zu meinem Trost standen immerhin, als Vorwort, Mitteilungen von Théophile Gautier — worauf ich in Deutschland vor vielen Jahren hinwies: weil aus dem Vertrautenkreis jemand von Heines Aussehen dort ein vormals kaum bekanntes, unweinerliches Bild gibt . . . wahrer als der ewige Krankenkitsch.

Gautier schildert ihn: „Er war ein schöner Mann von fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahren mit dem Anschein einer robusten Gesundheit. Er wirkte wie ein

germanischer Apoll, wenn man seine hohe weiße Stirn sah, rein wie Marmor, von einer Übermenge blonden Haars beschattet."

Dieser Kerl schrieb das Buch der Lieder. Dieser Kerl schrieb die „Bäder von Lucca" —: mit ihrer unsterblichen Komik, die als grausam gilt.

V.

Grausam . . . Des oft edlen Platen unedelster Beleidigungsversuch fand hier eine mörderische Züchtigung. Die schmierigste Schmähung den Lohn eines Jahrhundertgelächters.

Heine war bloß in der Abwehr.

VI.

An beide Gegner muß man auf diesem Stück italienischen Bodens denken: denn im Spezia-Golf, auf der Insel Palmaria, schrieb 1828 August von Platen sein Buch: voll Spotts gegen Immermann, voll roher Niedertracht gegen Heine; den „Romantischen Ödipus".

Und bloß eine Handvoll Meilen ab, in Lucca, saß dieser Heine desselben Jahres 1828. In Lucca siedelt er seine Vergeltung an.

VII.

In Lucca wandelt Markese Christophoro di Gumpelino, der schlecht getaufte Bankier Gumpel aus Hamburg; mit seinem Sancho-Pansa-chen, Hirsch Hyazinth, Lotteriekollekteur und Hühneraugenoperateur — welchen der Markese zum Kammerdiener hat, neben seinem Hauskaplan zu Rom.

In Lucca räkelt sich die Walze Lätitia, busenfett; die tänzerige Francesca bei ihr. In Lucca bekommt Gumpel den Bauchschmerz mit allem Durchfall, — —

und das Ausgangstor seines Leidens wird als Freudenstätte des Gaselendichters Platen komisch belichtet. (Komisch nur für die Mehrheit.)

In solchem Zustand läßt Heine Herrn Christian Gumpel die von ihm bewunderten Verse des Beleidigers vorlesen.

Alles ein großes Lachen. Die heiterste der Hinrichtungen.

VIII.

Doch hinter Gumpelino, Platen, Hirsch, den Frauensbildern wittert in dem Buch noch etwas: eine Landschaft. Es lebt und leibt ein Gefild, ein Erdfleck, ein Umriß: die Stadt Lucca zuletzt; die Bäder zuvor.

IX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt bin ich hier.

Die Orte sind fast verschollen. Waren jedoch einst in Mode . . . nicht weniger als heut Wiesbaden oder Evian oder Karlsbad.

„In diesem Hotel hat die Königin Marie Antoinette gewohnt," sprach mein Kutscher, „es ist historisch; und hier der Großherzog von . . ."

Ein Weltbad.

X.

Wäre Gumpel sonst hingegangen? . . . In Hoffmann und Campes jüngstem Neudruck der Einzelwerke — von Bogeng gut betreut und lockesam durchbildert (das Romanzero-Vorwort schrieb ich) —, dort gibt es einen Stich von Lazarus Gumpels Antlitz, wo er ganz bieder aussieht. (Ohne den Kaplan.) Hirsch hat sich nicht stechen lassen.

XI.

Die Italiener wenden sich heut nach dem Lucca-Bad, um Rheuma zu bannen und Aderkalk.

Wäre Marie Antoinette für immer dort geblieben, so fand sie, das ist klar, selbst ein Mittel wider den letzten großen Kopfschmerz.

XII.

Der Ort gilt als halbfesch (nicht so fesch wie Salsomaggiore!) — und wirkt recht einfach. Es ist nichts hergemacht. Nirgend Androhung von Weltfeinheit.

Die Häuserchen, rosa, grün, grau, stehn unregelmäßig über dem Wildfluß — nicht anders als italienische Hausungen sonst in irgendeinem Nest. (Jedes Ems ist saubrer, geleckter.)

Nur die Kleidel'n der Frauen und Männer in diesem Häusleingewürfel scheinen etwas gewählt. Und ein Geld geben sie aus, ob sie schon keins haben, das ist wie selbstverständlich, ohne Aufhebens. „Che vuole — ?!" Bitt' Sie . . .

XIII.

Ein altes Bad hoch im Grünen. „Wegen der leichten Luft geht man hin", erzählt mir ein junger italienischer Mensch.

Die Luft ist aber schwül — weshalb sich Hirsch Hyazinthos lieblich beklagt. „Wo man noch dazu bergauf und bergab steigen muß."

Ich stieg bergauf zur Quelle. Hier ist es frischer. Der Rauschegießbach tönt von unten. Eine grotta a vapore naturale spuckt Genesungsdampf.

. . . Sieh noch einmal hinab: — Enges Grüntal mit versteckten Windungen.

XIV.

Malt nicht Heine schon die obere Hauptquelle? Doch. (Ich habe mir das Buch verschafft.) . . . Er schildert, wie hier eine „pittoreske Häusergruppe in das reizende Tal hinabschaut".

Ist alles noch da. Die Häuser dort oben sind übereinandergebaut; schweben oder hängen. Das Ganze wirkt . . . vernutzt und vormalig.

Hier hat Gumpelino „O Jesu!" geseufzt.

XV.

Unten aber war nicht alles, was jetzt ist. Manches, was jetzt ist, hat Heine nicht gesehn. Einen Tennisplatz. Ein Hotel „Queen Victoria". Die Autos . . . o Jesu.

Auch eine Papierfabrik.

Doch sah er das „Königliche Kasino". Das steht noch wie damals — nur scheußlich-weiß übertüncht . . . Hier hinein schritt ehedem Marie Antoinette.

(Übrigens ist sie ohne Bedeutung. Es starben wertvollere Frauen für eine bessere Sache. Tot wär' sie eh'.)

XVI.

In summa zeigt sich das Lucca-Bad jetzt als Heil-Ort oder Tummel-Ort bürgerlichen Wesens . . . doch nicht halb so weltbetulich und wachbewegt wie das bürgerlichste Bad von Frankreich: auf dem Mont Dore.

XVII.

Die Wohnung der dicken Lätitia wie der zierlichen, der schwirrsam-kreiselnden Francesca war „in einem kleinen weißen Gebäude", das „vorn zwei große runde Fenster hat". Dieses Haus, o Geschichtsforscher, fand ich nicht.

Vielleicht hab' ich es nicht gesucht . . . Weshalb auch? sie waren ja bei mir — wie Hirsch Hyazinth und Christian Gumpel und Platen-August und Mathilde.

Neben mir gingen sie. Die Lätitia watschelte nicht schlecht. Aber die fußliche Francesca glomm vor Lust, den Tango zu lernen.

Ich sprach (rein aus Neugier; und zur Äffung meiner Stadtgenossen) auf berlinisch:

Heb' man's Been,
's wird schon gehn.

Sofort schwand sie . . . (Durch einen Umschlag verzog sich später meine Beule.)

XVIII.

. . . . . .

Vor dem Dom von Lucca, hoch über Vorsprüngen, sind etwa zwölf Löwen aus verschossenem Marmor, lungernd und gönnernd.

In mir sprang das Wort „Byzanz!" hoch — so wie es vor dem Krodo-Pult in Goslar, Sarazenenwerk vom Goldnen Horn, aufschrie. Wie es zu Braunschweig in Verwunderung sank vor dem Erz-Löwen des Welfenheinrichs . . . Byzanz! Einstens das Paris der Welt. Ausklang von Hellas.

XIX.

Etwas zu kühl ging Schriftsteller Heine hier an den Säulenbündeln vorbei; sehr lockenden, eckig-rundlichen.

Auf dem Domplatz war er bestimmt; denn er schildert, wie die kaiserlichen Österreicher dort exerzieren — bei deutschem Kommando.

Hundert Jahre her . . . Jetzt wird auf dem deutschen Brenner italienisch kommandiert.

Der gleiche Frevel — mit umgekehrten Vorzeichen. Der ungebesserte Wahn . . . mit vertauschtem Inhalt.

Das deutsche Brixen heißt Bressanone. Das deutsche Sterzing heißt Vipiteno.

Soll die Entwicklung immer nur eine Wippe sein?

XX.

Seit sechstausend Jahren überall auf diesem Stern die Wippe? Und ihr wundert euch — Staatsvögte, Portefeuillekletten des Erdballs —, ihr wundert euch, wenn entschlossene Weltbesserer, denen die Geduld riß, das Ding „Geschichte" mal vom andren Ende heut packen? wenn sie . . . zwar gleichfalls mit Gewalttat, immerhin mit Gewalttat für eine „Idee" (die nicht bloß Raubsucht ist und Rationalismus) —, wenn unbeugsame Vivisektoren jetzt ihre neue Lehre stiften . . . leider eine Mordlehre wiederum, Verzweiflung am Guten, Heilung durch das Böse —, die aber Tierisches wenigstens für ein menschliches Ziel einsetzen will?

(Wann wippt hier die Wippe?)

XXI.

Der alte mailändische Kaufmann, der mir sagte: „La Germania è caduta sui piedi" (ich schrieb zuerst falsch sulle piedi — er sprach jedoch richtig) . . . der kam als „Österreicher" in Verona zur Welt. Seinen Vater hat ein Kardinal vom Strick der Kaiserlichen gerettet.

Derlei war scheußlich. Aber den Anschluß zu sperren, ist jetzt, bei etwas verfeinertem Nervengefühl der Völker, ebenso scheußlich.

Wer macht die Wippe wagrecht fest?

(So, daß „Anschlüsse" nicht erstrebt zu werden brauchen . . . Da liegt der Punkt!)

XXII.

Ich ging zwar auf der Spur des verrufenen (und bis dahin obdachlosen) H. Heine . . . doch jenseits davon, und mit Staunen fand ich einen der schlummrigsten, feinsten, wohltuendsten, stehngebliebensten Orte von Italien. Das ist Lucca, die Stadt. (Stehngebliebene Städte sind, als Anblick, ertragbar.)

Lucca die Stadt? . . . Frei von Beschauern. Mit ruhigen Palästen voll Gewesenheit. Plötzlich irgendein Treppenhof in schnarchender Stille. Säulengewölb' am Garten. Versteckter Prunk am Torgang. Unaufheblich-quadratische Glockentürme. Sakramentshäuser. Sargmäler. Geplattete Plätze. Versteinte Straßen. Kurz: eine Kavalierstadt aus frühem Alter, Barock, Renaissance — und schläft nun vollends zeitvergessen seit einem Jahrhundert. (In Amerika Reichgewordene verdämmern hier den Daseinsrest.)

Dies war mein Fund . . . Es ließe sich, einen Monat, ruhevoll hier leben.

Die Stadt ahnt nichts, das Bad ahnt nichts vom vergangenen Mordkampf zweier toten Dichter aus Deutschland.

XXIII.

Ungleicher Größen . . .

Der Ansässigere, der sogenannte Bodenständler blieb dem eignen Volk fremd. Der zugekommene Weltwanderer jedoch klingt in hundert Liedern des Rastlandes. Im Sprach-Hausrat von sechzig Millionen; in hundert Versworten ihres Alltags; in tausend Takten ihrer Tonmeister. Der „Fremde" ward ein Besitz, der „Heimische" blieb nur ein Gast. Der „Knoblauchduftende" (so hat der Konkurrent Platen das Genie schäbig beschimpft) — der Knoblauchduftende haust auf den

Lippen; der bayrische Schaumgraf schimmert im Glasschrank.

XXIV.

Ein Mann, den die Zwei nicht erlebt, Otto Bismarck, sprach dann doch zu Rottenburg: „Heine ist nach Goethe der größte deutsche Lyriker." Nietzsche nennt ihn „ein europäisches Ereignis — nicht bloß ein lokales" . . . (Der andre blieb ein lokales.)

XXV.

Der andre schimmert im Glasschrank? Jedoch: er schimmert. Umharft von feierlichem Klangfall. Geliebt für manchen unvergessenen Ton hinrauschender Herrlichkeit.

An Platens Grab stand ich vor Jahren in Syrakus. Ich sprach:

XXVI.

„Was bleibt: was allen sichtbar emporzieht, ist nach den Irrtümern wilder Lebensstunden: die kühle, die heiße, die losgelöste, die ewig schimmernde Kunst . . . Auch deine."

So steht's in dem Werke „Die Welt im Licht".

So hieß es da; so heißt es jetzt.

XXVII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Palmaria, Lucca. . . . Was wirft mir dies alles ab? Zwei Geschichtslehren.

Die erste sagt: manches Kampfspiel mag ein köstlicher Anblick sein — doch letztens unnotwendig. Den Satz „Raum für viele" billigt und erkennt zwar kaum die eigne Zeit . . . doch eine spätere Welt. Das Nebeneinander ist viel denkbarer, als Beteiligte glauben — nicht nur das Gegeneinander. Es bedurfte keiner

Schlacht. Etwas bleibt ja von beiden doch; — nur getrennt. Aber . . . (Hier beginnt die andre Lehre.)

XXVIII.

In jenem Zweikampf gab es volle Werte beiderseits — trotz höchst ungleicher Kraft. Zuschauer kämpften mit . . . Indes heut — abgesehn von kindhaften Neuversuchern — das „Sympathische", das Weitschweifig-Dünne mit repräsentativem Bürgerton, also das, worauf man sich rasch einigt, harmonisch angelobt wird. Kurz: das ehrenvolle Romantalent mit notgedrungener Haltung. Wir in Deutschland haben und hatten bis zuletzt Wesenhaftes. Aber . . . die Nachkriegszeit ist nicht stark. Damals, 1828, lohnte der geistige Teil des Kampfes.

So die andre Lehre.

XXIX.

Gibt es eine dritte? (wovon die erste vielleicht genullt, die zweite gestärkt wird?) — Von Lucca westwärts und südwärts kam ich durch abends herrliches Gefild. Das nickte schon blinzend vor dem Schlafengehn. (Dort gen Mitternacht entschlief Platens Insel; dort gen Morgen Heines Bädertal.)

Friedhaft das Land; zwisthaft die Menschen. Tut also, zum Donnerwetter, das ewige Zerwürfnis not? das Gerauf der Geister?

. . . Doch! Doch! Doch!!!

XXX.

Unterliegende beklagen es . . .

Selig, wem das Denkmal bestritten wird — denn er lebt.

XXXI.

(Epilog.) Seliger, wer es nach Kampf erhält. Im August 1926 erhielt es Heinrich Heine.

Nachtrag zu Lucca

I.

Ich habe das jetzige Lucca neulich gemalt.

Literarhistorikern wäre man verächtlich, wenn eine Gegend unbetrachtet bliebe, welche der Dichter Heine zugleich schildert: die Strecke zwischen Lucca Bad und Lucca Stadt.

Heut verbindet eine Bahn die zwei Orte. Damals ging der Poet zu Fuß. Die Ausgabe her!! Was steht da?

Jawohl. Der einunddreißigjährige Dichter machte die etwa drei Meilen zu Fuß. Erst nachts kam er ans Ziel. Hatte sich im Gebirge verirrt. (Jetzt fährt man in drei Viertelstunden.)

II.

Heine vermerkt ein Gespräch, zwischen Bad und Stadt, „in Gegenwart eines alten weißbärtigen Ziegenbocks". Dieser Ziegenbock ist weg.

Meine Forschung ergab, daß er um 1829 verschied, ohne Heilung in dem benachbarten Kurort gefunden zu haben.

III.

Die drei Meilen von den Bagni bis zur Stadt nennt Heine „gartenhaft und geschmückt". Ja, so sind sie heute noch. Manchmal ist alles wie ein Hunsrücktal . . . doch mit Ölbergen und Weinfülle. (Manchmal bloß wie Süderthüringen.)

Was er nicht gesehn hat. An Kleinstationen steht heute: „Gillette-Rasierklingen". (Daneben: Known the world over. Made in U.S.A.) Auch: „Ferro China Bisleri", ein Kräftigungsmittel.

Beide Inschriften sind, wie nun festgestellt wird, erst um den Beginn des Jahrhunderts (und nach dem Tode des Ziegenbocks) angebracht.

IV.

Die Ausgabe her!! — „Es war schon Nacht, als ich die Stadt Lucca erreichte." Die Häuser der Stadt nennt er „hoch und trüb". Nein; heute wirken sie vornehm-verschollen . . . und edel-sauber.

Die Ausgabe her! „Vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler mit ausgestreckter Hand." Der sitzt noch da; seit 1828... Möcht' er den Mussolini bald überleben!

(Jener Palazzo heißt aber nun: Casa di Risparmio; Sparkasse.)

V.

Irrtümer liefen dem Poeten in Sachen des Doms unter. Ich stelle fest: Irr-tüü-merrr!!!

Gemälde, die er beschrieb, hängen gar nicht drin. Ich löcherte den herumführenden Militär um eine Hochzeit zu Cana, die Heine hier erwähnt; von Schülern des Andrea del Sarto. Er konnte sich die Hochzeit nicht aus den Schenkeln schneiden. Ich forderte sie. Beinah' kam es deshalb von mir zur Tätlichkeit. „Nooo, signor!!"

Was Heine dahingegen nicht beschrieb, ist eine dort vorhandene köstliche Jungfrau mit Kind, von Fra Bartolommeo.

Der Märtyrer Stephan, welcher dabeisteht, hat auf dem Bild einen Dutt am Hinterkopf. Dies ist, wie sich dann herausstellt, vielmehr ein Stein; Merkmal der Märtyrerschaft. Und nachdem ich ihn schon „Stephanie!" genannt hatte, zog ich alles zurück.

VI.

Der Militär machte den Eindruck eines Russen: weil er ein Wort von slawischem Klang böllernd entließ, „Pogalusche!", daß es durch den Dom scholl.

Er meinte jedoch: poca luce; wenig Licht. Es war sein Lucchesen-Dialekt. (Und zog einen Vorhang auf.) Statt ultima sprach er stets urrtima. Das führte, von mir, zu dem drohenden Geheisch: die Zunge seines Vaterlandes zu erlernen — und ich wollte schon wieder zur Tätlichkeit übergehn.

Durch Ablenkung auf zauberhafte Glasfenster vermied sich's.

VII.

Heine malt Oberbad und Unterbad getrennt.

Über beide war ich hoch hinaufgestiegen. Ein Anwesen liegt vor dem Kamm. Der Hausherr im kleinen Hochgarten flocht an einem Stuhlsitz.

Er wies mir den Weg — nicht hinab zur grotta a vapore naturale, zur Grotte mit dem Naturdampf. Sondern zum Gipfel, mit einem Kapellchen der Annunziata.

Und weil ich schon in der Nähe war . . .

Ich warf einen dankbaren Gruß zu ihr hin — — wie zu jeder Madonna.

Heines Denkmal in Lucca?

I.

Der „Mattino" tritt in Neapel, die „Stampa" tritt in Turin dafür ein: Lederers prachtvolles Denkmal für Heinrich Heine nach der Stadt Lucca zu versetzen; weil es in Hamburg nicht errichtet wird. (Im Anschluß an das über die „Bäder von Lucca" von mir Gesagte.)

In menschlicher Darlegung versichert Paolo Monelli: das Erinnerungsmal für den bewunderten, von Carducci übersetzten Dichter werde bestimmt in Lucca keinen Widerstand finden.

... So gibt es Einladungen, die ehrenvoll sind. Es gibt auch ehrende Einladungen, die eine Schande sind.

II.

Ein Satz, 1906, in meinem Aufruf zum Denkmal hieß: „Vor zwölf Jahren hat es der Eingriff namenloser Kaffern zu hindern vermocht."

Aber die namenlosen Kaffern von damals sind Edelgeister ... gegen die von heute.

Damals nur das verlogene Wort — es war Hochkultur gegen die Gummiknüppel. Gegen (rechts-amnestierte) Handgranaten von heut. Gegen die Schmierfarbe zum Anstrich von Kunstwerken.

(Rückgang des Erdpublikums, vermittels der großen Zeit.)

III.

Wenn trotz allem gar kein andrer Weg denkbar ist —: nur dann fügt euch dem italienischen Vorschlag ... (falls der Minister des Äußern die Bloßstellung Deutschlands vor den Kulturvölkern duldet).

Falls er zugibt, daß über das Genie die prächtige Frische einer bestimmten Hirnschicht in Deutschland siegt.

(Sentenz: einem Genius werden keine Schlingen gelegt, wo keine Knoten sind.)

IV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mittlerweile träumt jene Stadt Lucca ruhevoll in ihrem Glanz.

Und Mussolini hat nichts gegen einen Satiriker; wenn er tot ist.

Enthüllung des Heine-Denkmals

Rede, gehalten am 13. August 1926 in Hamburg

I.

Nach zwanzig schicksalsvollen Jahren schlägt nun die Stunde, wo ein alter Wunsch vieler Deutschen Wirklichkeit wird: die Weihe des deutschen Gedächtnismals für Heinrich Heine — Dichter und lachender Pionier; geboren am Rhein zu Düsseldorf; heimisch zu Hamburg; gestorben zu Paris vor siebzig Jahren; lebend in Schrift und Sang; geliebt und befehdet; nicht mehr wegzudenken aus Deutschland; nicht auszuschalten aus der Welt.

II.

Die Losung dieser Stunde heißt: Genug der Zwietracht.

Das bedeutet nicht etwa: Müdigkeit zum Kampf. Das bedeutet: einer Gegenwart, die von Kämpfen und Krämpfen zerfurcht ist, will dieses Denkmal nicht Grund schaffen zu neuer Spaltung und Verbitterung.

Sondern es will einem Genie, das ein deutscher Besitz ist, zu seinem Recht helfen.

III.

Als Heinrich Heine fünfzig Jahre tot war, begegneten einander zwei Wünsche. Ich erließ damals, 1906, den Aufruf, ihm ein Denkmal zu setzen — und in Hamburg hegte die Literarische Gesellschaft zur gleichen Zeit den gleichen guten Wunsch. Wir vereinten uns.

Ich habe noch die Listen von damals. Es waren durchaus nicht vorwiegend literarische Kreise, nicht vorwiegend kapitalistische Kreise, die damals beitrugen für das Erzbild, vor dem wir heute stehn — sondern es

waren viele kleine Leute darunter, aus allen Teilen Deutschlands, ja aus allen fünf Erdteilen. Ich weiß es noch: da war irgendein Kellner aus Sachsen, der zwei Mark schickte, neben einem Diplomaten aus Saloniki, neben einem Unbekannten aus dem amerikanischen Nest Fort Wayne. Deutsche Arbeiter, fremde Arbeiter sammelten für den Mann, der gesungen hat: „Es wächst auf Erden Brot genug für alle Menschenkinder." Ja, Arbeiter und Verkäuferinnen aus dem Warenhaus und Studenten und kleine Mädel. Und dann kamen die übrigen.

IV.

Mein Aufruf wurde damals unterstützt. Etliche seien heute genannt, die dafür eintraten:

Max Klinger; Richard Dehmel; Wilhelm Raabe; Max Liebermann; Engelbert Humperdinck; Gerhart Hauptmann. Es waren kaum die schlechtesten der Landsgenossen.

Noch einer ist anzuführen, der schon vorher, als Zwist um ein Denkmal für Heine sich erhob, für das Denkmal gestimmt hatte. Das war — Rottenburg hat es damals schriftlich bestätigt — das war Otto Bismarck. Bismarck hat bei diesem Anlaß Heine den größten deutschen Lyriker nach Goethe genannt.

Nietzsche wiederum nennt ihn „ein europäisches Ereignis".

V.

Diesen Männern gesellt sich nun durch die Tat (und dafür ist man ihr zu dauerndem Dank verpflichtet) die hohe Behörde dieser schönsten Stadt Norddeutschlands.

Hamburgs großherzige Haltung wird unvergessen bleiben. Sie stärkt in manchem Deutschen das tröstende Gefühl: daß es immerhin ein Vorwärts gibt.

Die klugen und gütigen Lenker des hamburgischen Staates vermeiden den historischen Mißgriff, den England einst beging: in der Westminster-Abtei fehlt Byron.

VI.

Es wäre banal und billig, manches zusammenzustellen, worin Heinrich Heine, der über alles gespaßt hat, auch über Hamburg spaßt ... Es wäre so billig wie unedel, ein paar Punkte seines Gesamtwerks herauszugreifen; ein paar Schritte seines Erdenwandels zu betonen — und sie für anfechtbar zu erklären. Ja, er war ein menschlicher Mensch, der, was man ihm auch vorwerfe, nie, nie, nie etwas verraten hat. Sondern der die stärksten Werte der Menschheit vorwärts gehöhnt, vorwärts gesungen, vorwärts gepeitscht hat.

Er schreibt im Brief an einen Freund: „Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir als Gutes; obzwar beides in kolossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute." Es ist das ergreifende Wort eines im letzten Sinn ehrlichen Menschen — der kein Pharisäer war.

Auch wir wollen keine Pharisäer sein.

VII.

Man hat ihm oft Unrecht getan.

Das Furchtbarste, was über die Deutschen gesagt worden ist, hat Hölderlin gesagt ... der trotzdem widerstandslos verehrt wird. Nach ihm hat Nietzsche über die Deutschen Entsetzliches vorgebracht — ohne daß es je dem nationalen Glück über das Auftreten dieses Mitbürgers Abbruch tat ...

Heine jedoch hat Deutschland nur geneckt — und sehr geliebt. Bloß nicht kritiklos geliebt. Das läßt man ihn entgelten. Es gibt aber nicht viel innigere Worte

seit dem Bestehen der deutschen Sprache — nicht hinreißendere Worte, die jemand an Deutschland gerichtet hat, als dieser wunderbar lose (und liebreiche) Mund sie sprach.

VIII.

Er ist der Unsre. Doch nicht nur der Unsre. Nietzsche hat recht: Heine war ein „europäisches Ereignis", nicht „ein lokales".

Während die früheren Dichter meistens durch Flur und Au' gingen, war Heine der erste Sänger der großen Städte. Der erste dichterische Anwalt der Massen; ein singender Genoß der Menge. Darum paßt sein Denkmal in eine große heutige Stadt wie Hamburg. Er sang jene Melodie: „Es wächst auf Erden Brot genug für alle Menschenkinder." Er sah manches vorher. Er schrieb die ersten Lieder des dritten Jahrtausends.

IX.

In lässiger Form hat er weltwichtige Dinge gesagt. Er hat — ich gebe nur dieses Beispiel — die Menschen eingeteilt in Nazarener und Hellenen. Das ist: Gewissensmenschen und Schönheitsmenschen. Oder Geistesmenschen und Tatmenschen. Heine sucht also schon jenes dritte Reich, wovon Ibsen spricht ... und Nietzsche träumt. Der Übermensch ist ja die Verschmelzung des Nazarenertums mit dem Hellenentum.

Nietzsches Visionen bleiben undenkbar ohne Heinrich Heine.

Wir stehn, was diesen Mann betrifft, erst im Anfang einer staunenden Erkenntnis. Er war nicht nur ein weicher Lyricus. Er ist ein Ahnherr so ziemlich aller heut modernen Gedanken. Er schrieb wirklich nicht nur die Lorelei oder „Das Meer erglänzte weit hin-

aus" . . ., sondern: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht". Auch seine kosmische Verwegenheit ist eines Denkmals wert.

X.

Man beginnt es einzusehn. Am Rhein regt's sich. Man will durch ein sichtbares Zeichen für ihn zeugen — auch dort. An der Spitze dort sind Männer wie der in Katholizismen versenkte Poet Adolf v. Hatzfeld; oder Herbert Eulenberg, der nicht eben undeutsch ist.

Wie gegenwärtig lebt uns allen Heine. Wer, wie ich, graden Wegs jetzt aus den Pyrenäen kommt, erinnerte sich dort an den heimgegangenen Atta Troll. Ich schlief in Köln — und dachte (mit Schumanns Musik): „Im Rhein, im schönen Strome, da spiegelt sich in den Well'n . . ." Er gehört uns allen.

XI.

Ich schrieb einmal: „Selig, wem das Denkmal bestritten wird, denn er lebt." Dieser Tote hat immer noch zornige Widersacher.

Doch die wertvollen der Widersacher verschmähen es bestimmt, sein ehernes Abbild zu schänden. Sie verschmähen es bestimmt, zugleich ein prachtvolles Kunstwerk zu mißhandeln. Die Schöpfung unsres großen Meisters Lederer, dieses Deutschösterreichers, welcher den Anschluß längst gefunden hat; der auch Bismarcks unvergleichliche Denksäule dieser herrlichen Stadt schuf.

Lederers Gebilde gibt, in Antlitz und Haltung, etwas Doppeltes, was jener seltsame, seltene Mensch in sich trug: das Lied — und den Gedanken. Lederer gibt hier den singenden Menschen — und den sinnenden Menschen.

XII.

. . . . . .

Wer deutscher ist als Bismarck; wer erkenntnisvoller ist als Nietzsche: der werfe den ersten Stein wider sein Werk.

Wir aber sagen: Eine Erfüllung stieg heut hernieder. Ein Wunsch ist gekrönt.

Doch unser Schibboleth heißt, nochmals: „Genug der Zwietracht."

Tilgt aus den Herzen den Haß. Laßt Feindschaft sinken — wie nun die Hülle sinkt.

Heinrich Heine, sei gegrüßt.

Nachtrag: Klinger und Heine

I.

Als ich für das Denkmal Heinrich Heines aufrief, bat ich Max Klinger um ein Wort. Er schrieb, mit einem seltsamen Ausdruck, daß er mir „zurolle" . . .

Dann trug sich Klinger eine Zeit mit dem Plan, Heines deutsches Denkmal selber zu schaffen. Am 10. November 1910 schreibt er mir:

„Der Platz. Wo? Bei meiner letzten Anwesenheit in Hamburg sah ich mir Verschiedenes daraufhin an. Und ich dachte an die Außen-Alster (ich weiß nicht, ob ich richtig benamse) vis-à-vis dem Fährhaus-Restaurant am Ufer vor den dort gelegenen Villen, möglichst Nähe des Wassers, so daß Spiegelung eintritt." .

II.

Der Senat (der in dieser ganzen Denkmalsfrage sich schon vor einem Jahrzehnt freundlich und voll vornehmer Gesittung erwies) wählte den Platz zwar nicht

an der Außen-Alster, doch in dem wunderhübschen Stadtpark. Es ist ein schöner, stiller Ort — sogar „mit Spiegelung", wie Klinger gewollt, in einem anmutigen Teichbecken.

Der Name des Bürgermeisters Dr. Petersen sei hier in Ehren genannt. —

(Und einen Gruß an die hilfreichen Hamburger Freunde: Dr. Müller-Rastatt; Leon Goldschmidt.)

Jetzt aber zurück nach Italien.

Armenier auf San Lazzaro

I.

Zwei Jahre nach dem Weltkrieg.

Abermals fuhr ich von Venedig hinüber nach dem Inselchen San Lazzaro.

Dort schwimmt in der Lagune, gefriedet, immer noch das Kloster der armenischen Mönche.

Mit Kreuzgängen. Mit Hallen. Mit einem Refektorium. Mit Kapellen. Mit Bibliotheken. Mit bemalten, frühen codices. Mit uralten Greislein: langbärtigen, weltfernen.

Mit einem Garten inmitten der Flut . . . hinter der Mauer des demütigen Eilands.

II.

Wie oft war ich früher dort! Mittlerweile hat sich einiges verändert in der Welt . . . Auch in Venezia — der marmornen und perlmutternen Stadt.

Im Dogenpalast waren die Bilder (nach dem Krieg) noch nicht wieder an den Wänden. Man brachte sie jetzt von neuem unter Dach. Die große Zeit schuf die Pflicht, edlere Gebilde von Menschenhand in Keller zu

stopfen . . . (Als ob man ein gewisses Schauspiel ihnen ersparen wollte.)

III.

Wundervolle Glasfenster der steilen, stolzen Grabkirche San Giovanni e Paolo waren durch die frisch-fröhliche Zeit in Splitter gefegt. Tiepolos Deckenbild von einer frisch-fröhlichen Bombe durchfetzt.

Als ich die geliebte Kirche zur Schönen Maria, Santa Maria Formosa, wiedersah, standen bloß die Mauern — das Innere war Schutt.

(Aber die holdselige Barbara darin, von Palma dem Älteren, mit ihrem rotschimmernden Haar; eine Venezianerin statt einer Heiligen: die blieb gerettet . . . Sie gilt, o menschliche Dummheit, als Schutzheilige der Artilleristen.)

VI.

Zuvor las ich irgendwo, es war in einem Zitronendorf, die Mauerinschrift beim Gemeindekampf: „Krieg denen, die den Krieg gewollt haben!" („La guerra a chi hanno voluto la guerra!")

Erfrischendes Wort. Anständiges Wort. Heut für jedes Volk der beste Wahlspruch. Der beste Wahl-Ruf. „Krieg allen, die den Krieg gewollt!"

V.

Der Friedensschluß hatte zuvörderst eine Republik abgeworfen für die Armenier.

Verbellt vom Haß — der die Klugen so oft umringt. Geschmäht von der Wut — welche die Geistigeren allemal trifft. Blöde zerfleischt vom plumpen Grimm der „Ehrlicheren" — die nicht ehrlicher sind, sondern schlechtere Geschäfte machen. Gepeitscht, niedergemetzelt, ausgehungert, gemartert von der wilden

Abwehrsucht des dummen Kerls in der Umschicht . . .:

Dies Schicksal sprach in den Augen manches guten Weltbetrachters für, für, für das armenische Volk.

Besonderes muß an ihm sein. „Du hast mich mächtig angezogen."

So fuhr ich, zum wievielten Mal im Leben, hinüber nach San Lazzaro.

Auf das Verdeck der Gondel quoll die Sonne des leuchtschweren Vorabends; des immer noch glühenden.

Tauchte man die Hand beim Gleiten ins Wasser: so schien ihr, als würde sie zum Fisch.

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich will Sie nun mit dem Pater bekanntmachen, der sich politischen Fragen widmet!" sprach im Lauf der Unterhaltung einer der Superioren. Kam nach kurzer Frist mit einem knapp mittelgroßen schwarzbärtigen Mönch zurück. Augen: klug, dunkel. Freundlicher Ernst.

Es war der Pater Aucher (armenisch Awkjer), der auf diplomatischen Reisen zu Beginn des Krieges nach Deutschland fuhr — und zu Matthias Erzberger ging. Mit dem war er befreundet. Der Pater sprach ihm von dem grausigen Massenmord unter Armeniern. Erzberger wollte sein Bestes dawider tun — dann jedoch schrieb er, die Nachrichten über das Gemetzel seien übertrieben . . . Sie waren aber nicht übertrieben.

VII.

Ist es Deutschland gewesen, das die schmierigen Greuel der Türken geduldet hat? — Nein. Bloß ein Teil des deutschen Militarismus.

Awkjer, so leid es ihm war, verhehlte nicht, daß deutsche Offiziere keineswegs nur zugeschaut; sondern

an den Schlächtereien mitgetan. Warum? Weil im Kriege sich das Tier entfesselt . . . Solcher allgemeine Trieb scheint mehr gewirkt zu haben als irgendein politischer Grund.

Blut haftet an der deutschen Politik. Hauptschuldiger bleibt Herr von Wangenheim, Botschafter am Goldnen Horn; — nach der Meinung des armenischen Paters.

Unsre Politik war auch hier im dicksten Irrtum! Statt die Armenier zu gewinnen, hoffte man, sie für eine Art Zwangsarbeit auszubeuten . . . nach der Verschleppung in halbwilde Gegenden, wo die Bevölkerung untauglich zum Bahnbau war . . . Daran erinnerte die gefaßte Rede des Paters — der sonst von Deutschland mit einer herzlichen, etwas betrübten Zuneigung sprach.

VIII.

Deutschland hat viel an den Armeniern gutzumachen — fand er. Die Metzgergreuel unter den Augen jener Offiziere: schauderhaft!

Bei Kriegsanbruch nämlich forderten die Türken von „ihren" Armeniern die Aufwiegelung der russischen Armenier; das wurde verweigert.

Da steckte man sie, Fünfziger bis zu den Sechzehnjährigen, ins türkische Heer — gab ihnen jedoch keine Waffen! Sie dienten als Kugelfang, an ausgesuchten Stellen . . . Zwischendurch wurden, ohne solchen Umschweif, die Waffenlosen karreeweise von Türken umzingelt — und niedergemacht. (In Haufen geschlachtet . . . wie das Vieh.)

IX.

Ich unterbrach ihn. Ich versicherte der Wahrheit gemäß, daß von solchen Untaten und ihren Begünstigern

das deutsche Volk erst nachträglich was erfahren hat . . . Der Mönch erwiderte nichts.

Er sprach dann von Enver-Pascha. Der Türkenführer war ihm seit Jahren menschlich bekannt — man hätte nie vermutet, dieser moderne Herr könnte für soviel Sadismus zu haben sein.

Der Mönch bewegte den Kopf, erkenntnisvoll . . . Wir standen am Fensterbogen — und guckten in den Abend.

X.

Das armenische Schicksal ist zu einem Friedensschluß, nicht zu einem Frieden gelangt. Wie das Schicksal aller heut.

Halbheit stümpernder Abmachungen!

Zwei Millionen des winzigen Armenierstammes kamen in dem neuen Staat nicht unter. Wieviel Pfuscharbeit!

Für andre Völker ist es ein Unglück, wenn der Boden nichts trägt — Armeniens Unglück aber: daß der Boden so viel trägt! Daher Frankreichs stürmische Neigung für das cilicische Land . . . (Auf Armenien paßt ein deutsches Dichterwort, das heißt: „Schön war ich auch, und das war mein Verderben.")

Der Pater zeigte bei alledem nichts von Schwermut. Sondern in seiner Haltung lag Beherrschtes; vom Verstand Überleuchtetes. Und Zukunftsglaube.

XI.

Die neue armenische Republik birgt ein handeltreibendes Volk. Aber man gab ihm keinen Meerzugang! Dies Halb-Armenien bleibt umringt von rohesten Völkerschaften — ungeschützt von der Entente.

Pfuscharbeit!

XII.

Seltsam die Antwort auf meine Frage, was für den jungen armenischen Staat bekömmlicher gewesen wäre: Republik oder Monarchie. Er sprach: „Zunächst eine Weile Monarchie!“ mit folgender drolligen Begründung:

„Es gibt in Armenien keine Durchschnittsköpfe. Jeder ist über dem Durchschnitt. Andre Länder haben die sogenannte Masse, daneben Führergestalten — das armenische Volk nicht. Hier fühlt jeder, noch der Letzte, den Marschallstab im Tornister.“

— „Darum eben Republik!“

— „Nein; ebendarum nicht; sie würden sich auflehnen gegen eine Regierung, die aus ihresgleichen besteht . . . Aber sie nähmen es wie ein Schicksal hin, achselzuckend, wenn irgendein ausländischer Prinz an die Macht kommt. Das wäre für sie nicht Konkurrenz . . .“

Er sprach mit Überzeugtheit, wie jemand, der seine Landsleute durchschaut. Mit Stolz. Und ohne Hermachen.

Ach, alle Vorbereitungen sonst für den armenischen Staat wären so günstig! Es gibt keine soziale Frage dort! Die Bettler Armeniens wissen, daß ihr Leid nicht von den Reichen kommt — sondern von . . . Dritten! Jeder Reiche wäre gewillt, Hab und Gut für den ungeteilten Armenierstaat zu stiften . . .

Im übrigen sind sie nicht so reich . . .! Nur etliche besitzen an zehn Millionen — trotz aller Klugheit; trotz allem Handelsgeist; warum? weil man ihnen allemal das Geld wieder wegnimmt; weil man ihre Entwicklungen bewußt unterbricht.

Ein elendes Trauerspiel . . .

XIII.

Er sprach: „Wer hat nach diesem Bankrottvertrag, den man Frieden heißt, eigentlich gesiegt? England? Tja, England besitzt nach dem Krieg alles, was es gewollt hat — — und wird alles verlieren, was es vor dem Kriege besaß: Ägypten (der Mönch war neulich dort) und Indien! Die Stunde kommt . . ."

Das Gespräch war ein Sinnbild für die Stimmung der meisten Völker — nach dem blödesten Krieg. Nach dem blödesten Frieden.

Silbern und lichtgrün lag vor dem Fenster die Lagune. Das Eiland schwamm in Stille. Die Welt war so schön — und die Menschen so dumm.

XIV.

Wir schritten durch das Refektorium, wo ein Greislein die Teller zum Nachtessen für wohl hundert patres rüstete.

Dann wieder durch das Gemach, wo Byron damals gehaust hat. (Einen Gruß!)

Von der Wand sah dann der deutsche Kaiser Friedrich — aus gewesener Zeit. Auch seine Schwiegertochter, Deutschlands letzte Kaiserin, hatte das Kloster mit ihren Kindern besucht.

Nun stand ich vor etwas Eingesargtem aus Ägyptenland; einer Mumie — die seit anderthalb Jahrtausenden vor Christi Erdenwallen fest schlief. Die regte sich nicht mehr auf.

Aber wir.

XV.

Der Gondelmann schimpfte zum Pförtner empor und zu dem begleitenden Mönch. Lebhaft, jedoch nicht ungemütlich. Er habe Hunger; es sei spät.

Die Gondel fuhr den silbern-opaligen Weg zurück. Der Abend floß — erdämmernd und leuchtvoll. Die Welt war so schön . . . und die Menschen so dumm.

XVI.

In halber Ferne drüben lag die einzige Stadt. Marmorn und perlmuttern und unsterblich.

Wedekind am Gardasee

I.

Jetzt ist der Krieg aus.

Noch ist kaum ein Deutscher in Italien — außer Dir, o Julia, und mir. Vor zehn Tagen war unsre Hochzeit.

II.

Dies Buch liegt im Koffer — das ich schon zu Haus lesen wollte.

Jetzt, an dem blauen Wasser, nimmt man es eines frühen Morgens zur Hand, wo noch Kühle herrscht, wo noch die Sonne nicht über die Zitronenhöhen zog; über die Zypressenweiler, die Sturzbäche von Rosen, ja hängend-wogende Haufen von roten, gelben, weißen Rosen, über die Olivenberge, die Feigenbäume, den begrünten hohen Fels am See.

Morgenfrische!

Spät am Abend, gestern, gab es Wetterleuchten — deshalb ist alles heut luftig erlöst, unter einem lichtblauen, lindklaren Frühhimmel mit etlichen Leuchtwolken wie von . . . Hieß der Kerl nicht Guido Reni, der so was gemalt hat? Doch, er hieß so.

III.

Das Buch ist von Wedekinds Gattin zusammengestellt und von einem verdienstlichen Universitätslehrer. Man liest und liest.

Aber der Blick wendet sich zu dem Verstorbenen — weg von dem Buch. Warum darf er nicht mehr atmen? Warum ist sein Auge heut geschlossen? Warum sieht er das alles nicht? Lieber, lieber, in Staub zerblasener, fast schon zum Sternbild gewandelter Frank Wedekind, — ich höre ja Deine Stimme noch. Wo ist sie?

IV.

Alles hängt an einem Haar. Du konntest von Deiner Krankheit ebensogut auferstehn damals — wie Du der Krankheit erlegen bist. Ein Nichts gibt den Ausschlag.

Du könntest heute weitersinnen, weiterfühlen, durch die Erdwelt wandern, abends Grillen fernhin wispern hören, an der Mauer des Mittags Eidechsen schlüpfen sehn, Du könntest nach der Berührung mit dem Tod zu neuem Glück Dich aufrichten — wenn Furchtbares geschehen ist und die Sonne wieder dennoch lacht.

Ich erfuhr's.

An einem Haar hängt alles. Dies Buch enthält . . . Deinen Nachlaß.

V.

Steckt ein Wert in ihm? Ja — für den Literarhistoriker. Nein — für den Genießer.

(Der Band ist berechtigt, weil man die andren Bände Wedekinds liebt . . .)

Für das Buch paßt etwa die Aufschrift: „Was zu vernichten er vergessen hat." (Dies hätte noch den Vorzug, ein fünffüßiger Jambus zu sein: Was zu vernichten er vergessen hat.)

Soll man die Schubladen der Kinderzeit aufschließen? Für den Druck Nichtbestimmtes drucken lassen? Undurchgesehenes veröffentlichen? Tageseinfälle preisgeben zur Kritik der Nachwelt? Wer es mir täte, dessen Hand soll schimmeln und abfallen!!!

(Doch für die Erkenntnis des vergleichenden Forschers kommt vielleicht manches heraus . . .)

Jedenfalls meint Nietzsche rechtens, daß die Gedanken auch eines Genies in der ersten Fassung beinah so dumm sind wie die Gedanken des Durchschnittlers — indem sie erst hernach durch Sichtung, Ausmerzung, Eingliederung etwas werden. Hier sind lauter erste Fassungen . . .

Jugendgedichte — nicht ohne Reiz; gewiß. (Aber Franz Schubert schrieb mit etwa Sechzehn den Erlkönig, Heine vor dem zwanzigsten Jahr die Grenadiere; nichts Verwandtes ist hier zu finden!)

Endlosigkeit eines jungen Poetasters. Was der Kalauer Dichteritis nennt. Verse voll schrecklichster Langweile. Wären sie unveröffentlicht geblieben, man hätt's überlebt.

VI.

Ein Spaßgedicht bei der Ermordung Alexanders des Zweiten, von dem Siebzehnjährigen, fällt auf. Der Literarhistoriker wird sagen: „Früh zeigt sich hier die später so vorstechende Neigung, Schauerliches mit Komischem zu mischen, die nur bei Wedekind . . .“ In Wahrheit könnte das auch von einem Gymnasiasten sein, der dann Regierungsbaumeister geworden ist.

Wedekind singt, als er achtzehnjährig ist, er wäre gern ein Schwein und abgestochen. Wiederum könnte der Historiker äußern: „Früh zeigt sich hier . . .“ Doch mancher in Sekunda reimt so Knallsaftiges, ohne dann den

„Erdgeist" zu liefern. Ohne den „Marquis von Keith" zu schaffen.

Das Buch ist wirklich nicht für den Genießer; vielleicht für den Historiker.

VII.

Auch in den halbpolitischen Gedichten aus dem „Simplizissimus". Die sind früh staubig geworden; obschon Wedekinds Kampf gegen die Wilhelmzeit gut war . . . in dem Augenblick, wo er ihn kämpfte.

Noch andres, das heute matt berührt . . . aber nicht matt in der Stunde des Erscheinens war.

VIII.

Neues über Wedekind lehren auch ein paar Erzählungen hier nicht. „Ein böser Dämon" — Provinznovelle, schlüpfrig. „Marianne" — schweizerisch-altertümlich; zwischendurch weichmütiger Kitsch. Dann eine Verführersache . . . mit Strumpfband-Lüsternheit, Eindringen in die Schlafkammer.

Alles durchaus gleichgültig; durchaus gleichgültig.

IX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was aber nicht gleichgültig wirkt auf den Sinn eines Menschen, das ist, lieber, steifer, schmunzelnd-ernster Wedekind, ein Erinnern an Deine Menschlichkeit. An Dein gutartig-mephistophelisches Gesicht, welches vor dem Daseinsrätsel so verwundert stand wie jeder von uns. An Dein Achselzucken. An Deine staunenden Lebensstunden.

An einen Abend bei Frederich, als Du, benommen von Deinem späten Erfolg, beglückt vom Glanz der Schauspielerin Orska, befangen durch Deine Poeten-

schaft ... als Du zu mir an einen Tisch kamst, wo aus der sogenannten vornehmen Gesellschaft ein blutjunges Mädel (die „Katzi") und ihre zarte, junge, zurückgelehnte, weltfeine Stiefmama saßen, — und Du halb hingerissen, halb verwundert mit ihnen redetest; etwas Sehnsucht war dazwischen vor ihrer literatenfernen Holdheit.

Das seh' ich heut wieder, wenn umschleiertes Morgenlicht auf das Nachlaßbuch im fremden Lande fällt.

X.

Ich denke jenes andren seltsamen Abends: mit Kerzen, Augen, Haaren, Kelchen, als Du mit einer noch nie gesehenen Verwandten, einer reichen Namensbase, bekannt gemacht wurdest; einer liebenswert-korrekten Dame (war es nicht eine Generalkonsulin Wedekind?) — und sie stand freundlich, nur mit etwas Mißtrauen vor dem berüchtigten Burschen, dessen Ruhm immerhin ...

Und Du tratest ihr steif, obschon gutwillig gegenüber, dennoch voll Unüberbrückbarkeit — o Poet! Und Bismarck nannte so was eine „Beriechung". Und hauste die Dame, der Zweig Deines Geschlechts, nicht meistens hier im Zypressenland?

XI.

Hast Du dies Land erblickt, bevor Du gingst?

Geschlossen sind Deine Augen. Man denkt an andre Augen, die sich schlossen; an mir Teure, die wegmußten, ohne solche Wonne zu sehn; einmal noch (stets wieder: einmal noch!).

XII.

Dein Nachlaß wird zugeklappt — mit einem Gruß an die Toten.

Und einem unsagbaren Dank an das Leben.

Florenz ein Jahr später

I.

Nach einem Jahr wieder in Italien, mit dir, Julia...
Was fühlt ein Deutscher jetzt in dieser Gegend?

II.

Das ewige Wappenwort für Italien heißt: „Immer noch ... immer noch!" Der Donatello behielt sein Unsterbliches — trotz allen gesehenen Rodins. Die Büste seines Affen-Staatsmanns zeigt immer noch frechbehende Meisterschaft eines wunderbaren Vorläufers.

Immer noch hat Michelangelos „Morgen" Beethoven-Schwermut. (Von den vier schief gleitenden Gestalten der Medizäerkapelle glaubt man, sie müßten abgerutscht sein indes; sitzen jedoch immer noch, immer noch oben.)

Oh, köstliche Büsten des Mino da Fiesole; durch Wahrheit bezaubern sie — immer noch.

Immer noch singen Engel-Jöhren dumm und hold ihre frommen, dummen Lieder.

Vollends die Wandbilder des Fra Beato Angelico, schmeichelnd-innig, reden immer noch, immer noch vom Glanz kindhafter Genies.

III.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daneben geistern, wo der angelische Bruder gemalt, in verlassener Zelle des Klosters, Erinnerungen an einen sehr verschiedenen Mönch — an den Wladimir Savonarola, Bolschewist (der jedoch die Künstler fälschlich nicht in die erste Klasse des Staates aufnahm . . ., sondern ihre Schöpfungen zerschmissen, zeräschert,

schließlich auch, was das Ungefährlichste war, verflucht hat).

Er selbst wurde später verbrannt von den „Burjuis"; nachdem sie zur Sicherheit ihn vorher gehenkt.

Immer noch ruht jene Tür in den Angeln, von der ihn die Weißgarde wegriß — ehe man die körperliche Veränderung mit ihm vornahm.

IV.

Immer noch schlafen die Toten in gefaßt-schweigendem Glanz: oben, vor der Marmorkirche San Miniato, auf dem heiligen Feld.

Während etwas tiefer ein dem Michelangelo nachgebildeter David auf jenem bergumdämmert linden Platz in den ruhevollen Himmel ragt; und während ganz unten die zarte Stadt mit braunroter Kuppel neben der durchbrochenen Nadelbüchse von Elfenbein und Ebenholz (was man Campanile heißt) am sommerlichen Fluß verschwebt.

Immer noch . . . immer noch.

V.

Das fühlt ein Deutscher jetzt halb lächelnd in dieser Gegend.

Dionysisches Tagebuch

I.

Bologna. — Gestern sah ich hier das berühmte bolognesische Hündchen, aus dem die Mortadella gemacht wird. Es war ein gewaltiger Eindruck.

II.

Florenz. — Man zeigte mir die berühmten Öl-Gobelins von Vietato Fumare dem Jüngeren. Der Ein-

druck ist erschütternd. Vietato Fumare muß ein Post-raffaelit gewesen sein — er trägt dessen Stempel. Seine Abhängigkeit von Wilhelm Busch ist so deutlich, wie Tizians Abhängigkeit von Hans Makart.

Wunderbare Stadt! Welche wirre Menge von Donatellos und Tiepolos. Wie wimmelt es auf den Kinderköpfen des Luca della Robbia!

Hoch über dem freistehenden Campanile sendet die bronzene Glocke des Messer Gorgonzola ihre Mahnungen an die Ewigkeit.

Hier am Arno war es, wo Dante täglich seine Beatrice vor dem Grand Hotel traf und in dem (später ausgeführten) Entschluß, erst nach ihrem Tod eine Familie zu gründen, bestärkt wurde.

Schwer von Erinnerungen ist Florenz! Nur die berühmten tanzenden Nacktfiguren von Botti-Celli de Rheidt fand ich nicht.

Sie sollen in den Aufizien hängen — (wofür der Berliner ungebildet Uffizien sagt).

Florenz nach dem Krieg

I.

Die Stadt zeigt manche Verwandlung. Besonders meine Kneipe Melini hat sich verändert. Dorthin ging ich vor Jahr und Tag schon um elf Uhr vormittags gabelfrühstücken. Mit weißem Chianti, ha! . . .

Böcklin lebte damals auf seiner schwebenden Besitzung. Von dieser Höhe fuhr er oft zu Melini. Er trank, bis die Italienerin, das Gesponz, Einspruch tat. Worauf er sie mit einem schrecklichen Blick angeschaut hat.

II.

Heut ist Melini abgelebt. (Mit Oberkellnern, mürrisch, unternehmungslos.)

Aber Bonciani? Ein leuchtendes Hotel war's, mit feiner Küche. Jetzt, nach dem Krieg: ein vernutzter Kasten — der kalte Saal voll Müdheit und Ödnis. (Alles murrt. Alles gähnt. Alles lauert.)

Kaum verläßt man diese Stadt für zwanzig Jahre, gleich begeht sie Mißgriffe.

III.

Florenz (Fortsetzung). — Immerhin: Giovacchino ist jetzt neu. Das bedeutet ein Wirtshaus.

Ein Volksspeisehaus? — Ein Götterspeisehaus für Deutsche nach dem Krieg; für den Blockadegaumen. Und doch nur ein Abfütterungshaus . . .

Auf der Straße sitzt der Mensch im Leinwandschatten. Oder in dem türoffenen, kräuterdurchwehten, mittäglichen, südhaften Raum ohne Schmuck. Nicht gegessen, sondern geschmaust wird. —

Wieviel gebacknes Gemüse; wieviel Vorspeisen, Früchte, Süßigkeiten . . . und welcher Wein! (Nach der Blockade; nach dem Kohlrübenfraß.)

Wer dort Roten, heurigen-feurigen, kaut, sieht eine goldne Welt . . . am hellen Mittag.

(Giovacchino! der Trost: weil es einen Nachwuchs gibt.)

Verona nach dem Krieg

I.

In Verona tritt am lichten Vormittag eine blonde Frauensperson, nachdem sie allerhand Eßwaren ge-

kauft, plötzlich mit einer deutschen Anrede zu uns . . . Es ist volksmäßiges Rheinisch.

Die junge Frau, nicht häßlich und nicht hübsch, hat sich von Köln an die Etsch verheiratet — mit einem Veroneser.

Ja, wieso? Ihr Vater besaß eine Wirtschaft in Köln; der Italiener war (wie sie schämig sagt) bei ihm „cameriere", also: Kellner. Mit ihm zog sie in die Ferne, gebar zwo Kinder; lebt hier glücklich.

II.

Sie erzählt behagensvoll, daß sie mit zehn Lire täglich in der Wirtschaft glänzend auskommt. „Uns geht nichts ab!"

Ein alter Italiano ruft ihr auf der Straße, wie einer lieben Bekannten, mit väterlichem Neckton zu: „Gutt Morrrgen!"

III.

Sie will wissen, wie es jetzt in Deutschland aussieht. Hätte so leidenschaftlich gern die Mutter besucht! Und das Elternhaus wiedergesehn! „Unser deutsches Heim!" sagt sie etwas geziert.

Ich antworte: „Das halbe Pfund Rindfleisch kostet jetzt in Deutschland . . ."

IV.

Da zieht sie den Korb fest an den Leib. Dann, wie mit einem Entschluß:

„Aus der Reise nach Deutschland wird nichts, weil man nämlich so schwer einen Paß kriegt." Pause.

Sie wiederholt: „Man kriegt eben keinen Paß . . ." (Wir stehn auf der Vormittagsstraße.)

V.

Der Alte kommt wieder vorbei; sie ruft strahlend: „Bonschorno!“, wie von einem Druck befreit.

Nimmt rasch Abschied und geht auf ihren, ihren italienischen Landsmann zu.

Mailänder Tagebuch

I.

Im Mittelalter zogen — wenn ich dem Lehrer in der Schule glauben darf — meine Vorfahren über die Alpen nach Mailand . . . und nannten dies Römerzüge.

Der Lehrer hat sich geirrt. Ich bin ganz unschuldig.

Aber die Mailänder rächen sich heute dafür. In großen Gasthöfen und feinen Wirtshäusern. Sie nehmen mir alles wieder ab, was meine Ahnen vielleicht gar nicht geraubt haben.

Seltsam.

II.

Scala. — „Nerone“ von Boito. Sechs ausverkaufte Stockwerke voller Logen . . . Phantastisch.

Phantastisch das Musikwunder: wenn Toscanini die Geigen bändigt. Wenn er (ohne Partitur; aus dem Kopf) auch den Sängern jeden Einsatz angibt. Wenn er mit seinem Stab Kreise zieht; nach unten sticht; mit der linken Hand besänftigt; mit dem Oberleib wütend Höhepunkte hißt; meist jedoch mit einer zurückhaltenden Erstarrtheit gewissermaßen bloß mit den Augen die Zügel hält . . . und manchmal stumm schimpft; schimpft; schimpft.

(So Toscanini.)

Der hagere Graukopf ist als Regisseur-Dirigent nach meinen Erfahrungen vergleichslos.

III.

. . . In Mailand war ein Fest. Mit Botschaftern, Ministern, Kommissaren, Gästen.

Alle wurden gefilmt. Langsam stieg man die Treppen hinab, lächelte, guckte sich um.

Ich sah mich hier zum erstenmal auf der Flimmerleinwand — und beschloß, diese Laufbahn einzuschlagen.

Die Arbeit war mühelos . . . Durch sie gewinnt man den Beifall auch der Unmündigen.

(Bloß der zählt für den Ruhm.)

IV.

Danach verließ ich, nicht ungern, diese Stadt.

Gläserne Delphine

I.

„Auguri e felicitazioni per il Nuovo Anno", Glück und Segen zum Neuen Jahr — steht mit roter Schrift auf einem weißen Kärtchen.

Aus dem herrlichen Gasthof gesandt, welcher im Grunde kein Gasthof ist. Sondern ein Landhaus des Ministers Zanardelli (für zeitweilige Besucher inmitten des Gartens zu einer schönen Bleibe hergerichtet. Weißt du noch, Julia?).

II.

Wohngenoß war die Veroneserin, mit kleinen Schuhen und einer zwei Stock hohen Frisur; junges Bürgerfräulein; vom Vater, vom Bruder, vom Bräutigam besucht . . .

III.

Oder: Die italianisierte Russin, Cousine des zarischen Botschafters am Quirinal; die abends in das Musikzimmer kam und (indem sie Rimsky-Korsakoff zu vier Händen mit einer Begleiterin spielte) selten ihr durch Revolution gekapptes Geld zu betrauern unterließ.

Aussprachen über Bolschewismus . . . (Unberührt hiervon draußen der Felsensee. Ein Wind zaust die Rosen.)

IV.

Daß wir Deutsche waren, hat nie eine feindselige Wallung, auch nur einen Schatten davon gezeitigt.

Jetzt, kurz nach dem Krieg.

Allen guten Italienern und guten Menschen dort: auguri e felicitazioni — von Herzen!

(Ich bin Pazifist.)

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus Venedig kam jedoch ein andres Zeichen . . . Von der berühmten Werkstätte für venezianisches Kunstglas.

Brief in französischer Sprache: „Geehrter Herr, der Krieg ist beendet; so erscheinen Ihre Drohungen als ein leichter germanischer Anachronismus. Ich versichere Sie, daß es keineswegs nötig ist, uns an die Erfüllung übernommener Pflicht zu erinnern."

Es war aber durchaus nötig. Denn falls jemand im Mai dort unten zwei große Molche, nein: zwei schöne Delphine von farbigem Glas mit goldgelbem Schimmer kauft . . .

VI.

Es hatte mit den zwei Delphinen folgende Bewandtnis. Sie aalten sich im Halbdunkel des mittagheißen

Luxusraumes am Markusplatz. Ihre Brüder (viel gläserne Delphine sind infolge des Kriegs nicht mehr vorhanden) schliefen in weiten, glasglitzernden Hallen der Werkstatt selber . . .

Zwei Delphine ließ ich freudvoll an mich schicken — nachdem ich sie bezahlt. Drei Monate später trafen sie wirklich ein.

Da ging ich aufs Zollamt in Berlin; öffnete die zwei Kisten. Der eine Molch: herrlich unversehrt — (wunderte sich über die Nüchternheit dieser Köthener Straße, wo das Amt liegt).

Der andre jedoch . . . distrutto, wie man in seiner alten Heimat sagt; „anzwee", in seiner neuen.

VII.

Amtliches Protokoll! Der geborstene Molch heimgesandt — an die Lagune.

Das Recht auf Ersatz unterliegt keinem Zweifel.

Ich schrieb höflich; wies auf die zu dünne Wandung der Holzkiste.

Hierauf geschah, was ich befürchtet hatte: —

Nichts.

(Ist es völkerpsychologisch . . .?)

VIII.

Die Handelsstätte, vordem so lebhaft, schwieg fünf Monate.

Fünf Monate kein Molch und keine Antwort.

(Völkerpsychologisch?)

IX.

Da schrieb ich (der moralische Wert ist hoch zu bemessen) . . . schrieb ich Mahnzeilen; bevor, zwecks rascheren Tempos, ich ein Konsulat bemühen würde. Nach drei Vierteljahren.

Darin lag die germanische Drohung . . . Deshalb der Hinweis, daß der Krieg beendet sei.

(Ich hatte davon bereits gehört.)

Völkerpsychologisch?

X.

Beigefügt war: der mir zustehende Molch werde nun abgesandt. Ja: sei schon unterwegs.

So daß ich in angenehmer Spannung einem neuen Delphinerich entgegenharrte — was mehr Vergnügen schuf, als wenn damals in guter Form beide gelandet wären.

XI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beide krochen auf Julias geschwungenen Schreibtisch. Noch heute funkeln und schimmern sie dort.

Ich aber bin Pazifist. Es kommt mir nicht drauf an. Ich trage nicht nach. Von mir aus. Bitte. Sogar dem gläsernen Handel hinten auf dem Markusplatz biet' ich: auguri e felicitazioni!

Allen guten Menschen dieser Welt, allen bekehrten Sündern dieses kurzen Lebens: auguri e felicitazioni!

Caput IV

BAYERNHIMMEL

Seeshaupt und Peperl

I.

Ein Jahr nach Inges Tod. Fast eine Wallfahrt. Ich bin an dem bergbewachten See — wo sie vergangenen Herbst mit mir bis ein paar Wochen vor ihrem Tode blieb.

In München auf dem Hinweg saß und aß ich im selben Wirtshaus, wie vorigen Sommer mit ihr.

Alles beim alten.

II.

Der kleine Peperl hier am See, der Sohn des Wirts, viereinhalb Jahr', der immer einen Sprung tun mußte, weil er das so gern und drollig tat, ja, der sein junges Leben gewissermaßen auf einem Bein hüpfend verbrachte, — der Peperl macht noch immer seinen Hupfauf, den ganzen Tag, am See.

Im letzten Jahr saß er beim Großvater auf dem Bock des Leiterwagens, als das Gepäck zur Heimfahrt fortgebracht wurde.

Sie sprach lächelnd: „Auf Wiedersehn, Peperl, im nächsten Jahr!" und hielt die Hand unter sein Kinn. Damals rief der winzige Vierschröter die halb sinnlosen Worte, geschwollen und träumerisch: „Im nächsten Joahr bin i schon a Knecht!" — wobei er auf den Ablader wichtig zeigte.

Der Peperl hüpft durch das Haus, die Wirtsleut' robotten, der Großvater schüttet jeden Tag dem „Scheckerl" seinen Hafer auf, Mannsbilder und Frauensleut' wirtschaften, gekocht und aufgewischt wird, manchmal zieht ein Duft von gebranntem Holz über die Treppen.

III.

Die alte Dame, die im vorigen Sommer hier war, sie auch ist indes gestorben. Weißhaarige Witwe von einem Maler und süddeutschen Akademiedirektor. Ein betagter Mensch war sie, der sich geistig frei- und hochgerungen hatte.

Die eignen erwachsenen Kinder sah sie skeptisch an; doch hier, in dem Haus am See, stand sie mit Verzückung vor der Lichten, Blutjungen. Die wurde wie ein spätes Kind von ihr staunend vergöttert. Die alte Frau tastete beinah scheu nach ihren Duftgewändern, wie man ein Schmuckstück nicht anzufassen sich getraut.

Gab Ratschläge, sooft sie, nicht absichtslos, auf uns zukam. Schrieb Rezepte für leckere Süßspeisen auf; das wurde lächelnd empfangen.

Sie erzählte von ihrem schmerzreichen Dasein, das ihr zu lang währte. Hinter ihr lag allerhand. Nervenentzündungen. Grausame Operationen. Lesen war ihr dann ein Trost geworden für manches. Doch sie wünschte den Schluß.

Zuweilen spielte sie mit Peperl.

IV.

Ein Brief kam noch von ihr aus München im Winter, nach dem Grunewald.

Jetzt hat sie den Tod gefunden — öder, gräßlicher, hartherziger, als sie gewünscht. Sie lag, als der Sparta-

kistenaufruhr losbrach, zu München in einem Krankenhaus . . . niemand konnte hinein, die Schüsse knatterten, kein Kind, kein Freund war bei ihr, als sie mitten im lärmenden Wirrwarr umkam wie ein Hund.

Mir ist in diesem See-Haus manchmal, als säße sie noch auf ihrem kleinen Söller vor der grünblauen Flut.

Ihr Andenken sei gesegnet.

V.

Ich bin hier mit Inges Mutter, meinem alten süßen Pietchen.

Gestern kamen liebreiche Zeilen von Jula — dem lebenspendenden Mozartle; so nenn' ich sie manchmal. Sie hat mich aus dem Sarg erweckt — in ihrer klingenden Beherztheit.

Lebenspendendes Mozartle.

VI.

Die Leute hier tauen jetzt leichter auf als vormals. Sie kommen, als ob sie sagen wollten: „Ja, net woahr, das Leben is scho' a b'sondere Sach'!" Sie fangen an, ihr Herz zu erleichtern und ihr bisher Verborgenes auszukramen.

In der Nachbarschaft liegt ein Gasthaus. Die Wirtin ist Ende Zwanzig. Ein schmales Gesicht, wie von feiner Hand in Ton geformt. Der Mann gutmütig, riesenstark; es ist ein Verlaß auf ihn.

Die Wirtin kommt bei einer Einkehr — niemand sonst ist da — gewissermaßen mit einem Entschluß auf den Tisch zu, setzt sich gegenüber und beginnt nach einer Weile. Sie hat auch über den Tod eines Menschen schon zu klagen gehabt. Er war Arzt, im Bayrisch-Schwäbischen, wo sie aufgewachsen ist. Als es

anfing, war sie sechzehn. Als er starb, achtzehn. Sie hat's monatelang nicht glauben wollen. Es ging ihr nicht in den Kopf. Er war natürlich bedeutend älter. Er sprach eines Tages von seiner Herzkrankheit. Sie müsse sich gefaßt machen, daß er in Meran, wohin er jetzt ging, sterben werde. Dort ist er auch gestorben. Er hat es ruhig vorausgesehn. Niemals ist ihr ein Mensch soviel gewesen. Sie war monatelang wie abwesend und kam elend herunter; die Eltern waren verzweifelt.

Sie sprach ohne dumme Scham über alles, was damals gewesen war. Und sie sagte mit gesenktem Blick, dies sei das Höchste, was sie auf der Welt kennengelernt. Später hat sie geheiratet. Sie seien sehr glücklich, Gott sei Dank.

VII.

Die Berge schauen hier im alt-ewigen Glanz über die Halden; über das Baumgrün; zur Flut . . . Über dem Heimgarten, der Dreitorspitze, dem Krottenkopf schwebt und schwält wieder etwas wie ein glimmendes Scheit aus blaurosa Asche — doch wohl ein andres Licht als im vorigen Jahr: vielleicht weil jetzt schon September ist . . .

Auch Sternschnuppen fallen keine. Vorigen Sommer, als welche fielen, sollte man sich was wünschen und sprach: „Hab' ich nicht mehr nötig!"

VIII.

In herbstlicher Witterung versammeln sich Dorfmänner und Mädel im Gasthaus. Tanz ist in der Erntezeit verboten — aber der Wachtmeister kann nichts gegen einen „Verein" tun, der sich der Pflege „heimischer Tänze widmet".

Die Mädel meist in stadtbürgerlichen Röcken. (Nur gelegentlich eine mit kleinem bäuerlichen Rundhut über

dem karierten Landkleid.) Die Männer schön in Gebirgstracht, öfters mit roten Krawatteln und Münzengehäng.

IX.

Etwas Wahres ist schon an dem „Vereins"-Begriff, denn sie üben wirklich die alten Tänze, damit solche nicht aussterben. Schuhplattltänze sind ja doppelt schwer — denn die Reihenfolge der Bewegungen bleibt schwer zu merken; und die Bewegungen sind schwer auszuführen.

Das alles grenzt schon, wenn sie fortwährend in streng vorgeschriebenem Gespring die Fußspitze wie den Absatz mit der Hand berühren —, das grenzt an Akrobatik.

Zugleich erinnert es, mit sonderbaren Regeln und strengen, wenn auch zweckarmen Bräuchen, an den sinnlosen Zwang der Meistersingerei. (Denn manche Bewegungsreihe folgt nicht, weil sie schön ist, sondern weil sie schwer ist — „wie's Brauch der Schul'".) Nimmt man aber das Springlebendige daran wahr, dies Geschickte, Federnde, Mimische, wie sich's im ganzen Deutschland sonst nicht findet: dann kommt einem wieder der Gedanke, daß hier eine andre Rasse haust. Keltischer Einschlag?

Der „Vurtänzer" winkt mit eindringlichem Blick eine Kellnerin des Gasthauses herab, spricht auf sie ein, zieht sie in den Saal — bis an den seitlich hingestellten Vurstandstisch, und ich dachte: jetzt wird sich ein Brauch von besonderer keltischer Eigentümlichkeit entfalten ... er bot ihr jedoch ein paar Damenstiefel zum Kauf, die er nachher weit billiger ließ.

Die Pepi braucht's halt zum Winter. Wo er sie her hat, das kündet kein Lied, kein Heldenbuch. Er hatte

die Stiefel gleich mitgebracht — in den Schuhplattlverein. Sie juchazten noch lange. Die Pepi zog mit den Stiefeln ab.

X.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Abschied von diesem Dorf ist nicht leicht.

Von diesem Seeshaupt mit seinem Ernsten und seinem Ulkigen. An die Seele packend, fast erschütternd ist mir die Landschaft; spaßig die Menschen, doch anmutvoll dabei.

Es ist alles wie das Untertauchen in ein abseitiges Leben. Die Menschen sind hier noch ohne Wellblech. Die Seelen fern vom Asphalt. Der Unterschied zum preußischen Rattergetrieb . . . so groß wie zwischen einem Fabrikhof und einem Heustadel.

XI.

Die Heustadel hier sehn lieblich-schlicht und lockend aus wie in längst verschollenen Kindermärchen. Ohne Zusammenhang ziehn einem entwöhnte Reime vor ihrem Anblick durch den Kopf. „O Falada, da du hangest, — o Königstochter, da du gangest!", wie es die Brüder Grimm vor Jahr und Tag aufgezeichnet.

XII.

Der Grummet liegt und duftet auf den verschimmernden Wiesen, wohin fernher die Zugspitze schaut. Es ist das zum zweitenmal in diesem Sommer Gemähte. Grummet . . . woher mag das Wort kommen? Die letzte Silbe wird wohl mit „Mahd" zusammenhängen; aber die erste? Heißt es: das grau Gemähte?

Solche Vermutungen sind gewagt. Die Bayern haben ein Wort für gemütlich, das lautet: grüebi. Sie sagen: „Am letzten Abend sa ma noch recht grüebi!" Hängt

es mit Grübchen zusammen? Ach, keine Spur. Es kommt von dem englischen Wort agreeable oder vom französischen agréable; daraus wird bayerisch „grüebi". Jetzt soll einer vermuten, woher Grummet kommt.

Hol's der Teufel, — auf den Wiesen liegt er und duftet; Hauptsach'. Das Karwendelgebirge blaut verschwebsam dahinter. Ab und an gibt's den einsamen Torfstich und Heidekraut (in der Farbe schon verschossen), woran das „Scheckerl" mit dem leichten Jagdwagen um die Spätnachmittagsstunde vorbeirennt.

Der Sommer nimmt Abschied; leuchtet aber zuvor noch einmal, in überirdisch vollem Glanz. Auf den Wiesen liegt Grummet — und duftet.

XIII.

Die junge Maja Sappl, sommers am See ansässig, die hier zur Freundin der holden Verstorbenen wurde, kutschiert das Scheckerl, wie vorm Jahr. Das Scheckerl fängt schon an, sein Winterfell zu kriegen. Es rennt.

Die Heustadel sehn manchmal aus wie große Starkästen, inmitten verwunschener Gefilde, — vor dem blauen Wall, zwischen Birken und ungeheuerlichen Schwarztannen.

Mit dem Zinnkraut, das hier wächst, putzen die Bauern ihr altes Geschirr, ihre Zinnteller und -krüge. Heißes Wasser muß dabei sein — trocken geht es nicht. Dies Kraut ist so zäh, daß man es zum Scheuern benutzen kann . . . es sondert wohl einen Saft ab, der zum Blankmachen hilft. (An ein silbernes Etui für Zigaretten in trockenem Zustand gewendet, hinterläßt es grimmig-blinde Schrammen. Das hat man wieder zugelernt — und schreibt es als Warnung hin für Leser,

die etwa mit silbernen Zigaretten-Etuis je in diesem Teil Bayerns durch einen Wald fahren) . . .

XIV.

Aber was kuckt denn da vor? Das ist die Lauterbacher Mühle! So weit ist das gute, starke Scheckerl schon getrabt. Da drüben liegt sie, an den Osterseen.

Hat jenes weibliche Sagengeschöpf, das hier einen Strumpf verlor, in den Osterseen gebadet? oder bei welchem Anlaß verlor sie den Strumpf? hä? „Z' Lauterbach hab i mein' Strumpf verlorn — ohne Strumpf geh i net heim! Drum geh i halt wieder nach Lauterbach — und such' mir mein' Strumpf zu dem ein'." Mädel, Mädel, wie geschah es? Heut hast du die Ungelegenheit mit dem Strumpf überwunden, längst. Bist eine alte Frau? Oder lebst nicht mehr? Um das zu wissen, müßte man feststellen, wann das Volkslied entstand. Keine Ahnung. (Dazu hat man Germanistik studiert? Weder von Grummet, noch vom Lauterbacher Strumpf, also vom Allernotwendigsten, besitzt man genauere Kenntnis? Dafür ist einer jedoch in den isländischen Edda-Sagen oder in dem angelsächsischen „Beowulf" . . . Nein, auch nicht so sehr bewandert. Alles was wahr ist.)

XV.

Das Scheckerl bleibt ein wackres Tier, Lauterbach strahlt in Septembersonne, von hundert Halden duftet es, das Zinnkraut gabelt sich in erdunkeltem Grün, — und der Wirtssohn Peperl ruft immer noch mit seinen viereinhalb Jahren die derbsten, vierschrötigsten Wort' in die Luft, über den See, zu den Wipfeln.

Auf seine Eltern, die zum Herbst einen Nachfolger in diesem Gasthof kriegen und die schwierigen ersten

Schritte des nun beginnenden Holzhandels erörtern, tritt er zu — und schreit in einem Anranzton: „Warum habt's nacha verkaaft?!!"

Der winzige Mann in den kleinen Lederhosen, hemdärmelig, mit abgeschabt ledernen Hosenträgern, hat schon entzückend breite Schultern; und ein Gehab' wie ein Alter. Er geht mit seiner Mutter durchs Dorf, da begrüßt sie den Herrn Lehrer, der grade vorüberwandelt und stehn bleibt. Peperl macht einen Schritt auf ihn zu und schreit: „Z' Eahna kemm' i aa bald!" Also: „Zu Ihnen komm' ich auch bald!", wie jemand sagt: wollen dir mal ein bißl auf die Finger sehn!

Die Mutter verbeißt sich das Lachen, der Lehrer krümmt sich, der Putz lacht mit. Er liebt sein Mutterl über alles und sagt oft zu ihr, sie habe so schönes Haar. Das wird praeter-propter stimmen. Doch als er eines Tages böse mit ihr ist, schreit der Zwergrüpel: „Weißt, — 's gibt no andre Frauen mit scheeni Hoar!!" Die Mutter ist entrüstet . . . und beseligt.

Neulich machte der Peperl ein ganz frommes G'sicht und sprach zu seiner Mutter, er möcht' an die Frau Professor schreiben, an die alte Dame, die vorig's Jahr mit ihm oft herumstieg im Haus und am See, „an' recht liaben und guaten Brief", obschon er noch nicht schreiben kann. Aber die Frau Professor ist, wie gesagt, mittlerweile gestorben.

Der Peperl sah aus wie ein Heiliger, der sich damisch freut, daß er so heilig ist.

XVI.

Am Samstag war eine Hochzeit im Dorf. Um sechs kamen sie zusammen und aßen im Gasthaus; sie blieben bis zum Morgen. Bezahlt alles der Bräutigam? Der

Bräutigam war jener „Vurstand" im Schuhplattlerverein, von dem ich sprach. Er hat aber nix. Da wurde vorher g'sammelt. Auch die Kellnerin hat zwei Markl'n zu'geben. Jeder hat was 'geben, auch der Wirt, so hat's g'langt; und es war eine unbändige Fraid — bis um sieben Uhr murgens.

XVII.

Allmählich kam in den Hochzeitssaal wer wollte. Auf dieser Hochzeit tanzte hoch und niedrig (wie der Ausdruck heißt), das ganze Dorf drang ein, sogar die erklärten Feinde des Bräutigams tanzten mit, Fremde dessengleichen, und alles durcheinander.

Die Frau Oberleutnant, eine Sommerfrischlerin, tanzte mit dem Schmied, bis sie nicht mehr stehn konnte, die Kellnerin mit dem Wirt, die Wirtin mit dem Bader, eine Malerin mit dem Hausknecht, die Braut mit dem Postboten, die Doktorin mit dem Bäcker, der Bräutigam andauernd mit dem Nachbarmädel. Es war a Fraid.

XVIII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Peperl saß auf den Stufen des Saales, bis er ins Bett geschleppt wurde. Viele Hektoliter endeten in dieser Nacht. Zuletzt gab der Wirt nichts mehr zu trinken, weil sonst —. Aber erst um drei Uhr . . .

Draußen vor dem Gasthaus glänzt blaugelb der Mond — über allem Holden, was mich zu diesem Lande zieht. Mir ist, als hätt' ich in Bayern einen Strumpf verloren — und müßte stets wieder hin, ihn zu suchen.

Obschon man weiß, daß er nicht zu finden ist.

Caput V

SCHLESISCHER HIMMEL

Breslau im Kriege

I.

Der Krieg tobt . . . In der alten lieben Oderstadt, wo man gegen zehn Uhr abends landet, ist noch viel von der Lebendigkeit — die sie besaß, als Friede war.

Die Hauptstraße mit Paaren und Familien . . . es scheint, daß in der Provinz die Menschen mehr truppweise des Abends ausgehn als in Berlin. Vater, Mutter und die Töchterschar — und die Freunde des studierenden Sohns; alle mitsamt.

II.

Bald sitzt man an der holzgetäfelt alten Stätte, wo ein besonders schwärzliches Bier ehemals rann. Der Trank, von dem die stadtsässigen Greise behaupten: „Das Bier erhält mich!" Als wär's das Hauptwerkzeug zum Weiterleben . . .

Einer der willkommensten Stabreime für Schlesier heißt: Kißling und Kulmbacher.

Dieses Bier ist im Schlachtengraus den Weg aller Biere gegangen, hat sich verharmlost; blieb aber noch trinkbar, zumal wenn etwas Pechgeschmack das Faß durchdämmert.

III.

Die Räume selber sind . . . nein, verödet sind sie nicht. Aber die alte Fülle scheint nicht mehr vorstell-

bar. An den Wänden seh' ich Druckzettel, auf Pappe geklebt, mit einer Inschrift: daß Frauenspersonen von auffallendem und unsittlichem Benehmen oder Wesen (so ist es stilisiert) in diesem Lokal nicht geduldet werden. Seltsam.

Gab es denn so viele davon? . . . Es ist Krieg.

IV.

Um elf Uhr wird Zappen duster gemacht; man ist wieder auf der Straße. Schöne alte Stadt! Längst nicht nach Verdienst gewürdigt.

Der Aufbau der Plätze voll anheimelnd-verschollenen Geschmacks. Man denkt an weit südlichere Gegenden . . . Wie das wunderbare Rathaus mittendrin steht! Noch das Stadthaus, die Denkmäler, dann ein kleiner Platz neben dem großen — es liegt sehr Trauliches, ja, sozusagen Gemütlich-Erhabenes darin.

Ringsum die ältlichen Häuser, oft mit schmalem Giebel, die aber nicht zusammenbrechen, sondern zwischendurch gestützt, erneut sind.

Und schöne alte Namen, wie die Naschmarktseite, die Becherseite, die Siebenkurfürstenseite, die Riemerzeile. Vertrauter Klang von ehedem! Dort guckt der Elisabeth-Kirchturm vor — aber wo ist nur die alte Konditorei von Manatschall, so im Knabentagebuch Ferdinand Lassalles eine Rolle spielt . . . und in unsrem Gymnasiastenleben auch eine Rolle gespielt hat? Verschwunden.

Das helle Nachtlicht fällt auf diese Ringseite; Manatschall vom Erdboden getilgt. Fahr wohl! . . .

Aber der Käseböhm lebt noch; will sagen: das winzige Häusel am Torbogen vor der Kirche, wo wir Elisabetaner für zehn Pfennige (vielmehr für einen „Böhm"

oder Silbergroschen) ein Kümmelbrötchen mit Schweizerkäs und Butter kriegten; in der Frühstückspause; ohne Butter hat es nur einen Sechser gekostet.

Was mag der alte Böhm (denn der Besitzer heißt, um die Verwirrung vollzumachen, gleichfalls Böhm) jetzt im Krieg auf die . . . Weißbrötchen, hätt' ich beinah gesagt, legen? Von dem einst berühmten Käse nur noch die Löcher . . .

V.

Ein paar Minuten zurück — da ist der Roßmarkt. Hier hat jener Lassalle in der Jugend gewohnt. Lebtest nicht lange genug, Ferdinand — was diese Sauzeit bestätigt.

Der schmale Platz liegt in schweigend schwerem Dunkel. Ein Menschenpaar steht umschlungen im dämmrigen Eingang. Sie küssen sich.

Irgendwo, in der Ferne, tobt Krieg. Eine Welt liegt im Sterben — oder im Gebären? Die Zukunft ist . . . ungewiß.

Dieses Paar, wohl ein Handwerker und ein Dienstmädel, ahnt, was indessen das Sicherste bleibt.

Gerhart Hauptmann in Breslau

I.

Inmitten dieser anscheinend glücklosen, von jeder Düsternis bedrohten Zeit gibt es Genugtuungen. Es ist . . . irgendein kleiner Aufstieg in der Gesittung. Unter Wilhelm von Amerongen-Doorn waren die Feste zu oft von kaffriger Art. Ein adligeres Gefühl empfand immer einen Stupps — und sah eine Komik.

Hier in Breslau zum erstenmal erlebt man ein großgeartetes Fest zugleich für die Wenigen; zugleich für

die Vielen . . . bei dessen Erinnerung einem wohl wird ums Herz.

II.

Ich sehe von meinem Zimmer auf das Baumgrün des verträumten Stadtgrabens; weg über den besonnten, weiten Platz, wo in meiner Knabenzeit Schlesiens Landwirte drei Tage lang den „Maschinenmarkt" jedes Jahr abhielten. Das Kulmbacher Bier bei Kißling floß dann in Sturzbächen. (Es ist jetzt wieder so schwarz und schwer wie im Frieden — dies unter der Hand.)

Die Welt schreibt 1922.

III.

Ein Fest für die Wenigen und für die Vielen. Durchgeistigt — jedoch voll frischester Sinnlichkeit.

Eine Stadt ist auf den Beinen . . . für die Kunst. Für einen Landsmann, der nicht nur Bewohnern dieser väterisch-herrlichen Ecke Deutschlands etwas geworden ist — sondern ferne Träumer andrer Kontinente durch sein gestaltendes Wort erbeben ließ; ihre Herzen, trotz dem fremden Sprachklang, aufrührt; und Menschen besser macht.

Das ist es: einer, der mit seinem Werk die Menge nicht nur sättigt, sondern sittigt. Ein Schlesier.

IV.

Wunderbares vollzog sich in dieser Stadt . . . wo Lassalle geboren ist und Menzel und die Sorma. Ich bin auch hier geboren, zum Donnerwetter! . . .

Als die Massen abends in die Jahrhunderthalle strömten; als die Straße nach Scheitnig zu (dem Scheitnig meiner Jugend) voll war von Wagen und Wanderern —: das hatte was Isthmisches.

Ein schönerer Hauch, ein neuer, war merklich. Ein innerer Vorstoß. Ja, es gibt Genugtuungen in dieser umtobten, vielleicht sturznahen Gegenwart. Wir haben viel verloren . . . und Einiges gewonnen.

(Es hat nur zu teuer gekostet.)

V.

Fritz Ebert jauchzend begrüßt. Volksfeier. Schwarze Massen. Man kommt nicht durch. Vor dem Rathaus; über der Menge; durch die Luft: was Schwingendes, verheißungsvoll.

Schwarze Massen abends in der Jahrhunderthalle. Stehn sie denn auf der Landenge von Korinth . . . oder im Umkreis von Masselwitz, Hünern, Weidendamm, Hundsfeld, Morgenau?

Tausende wimmeln. Der Blick auf die Zuschauer bleibt, noch für jemanden, der jüngst aus Amerika heimkam, groß.

Und sie grüßen kein tönendes Erz . . . sondern einen Dichter — samt seinem Geyerwerk.

VI.

Schade — der Raum schluckt zuviel! Alles zerflattert. Fernschall wie in Kirchen. Unerwünschtes Echo. (Ich höre gleich die ersten zwei Aufführungen zusammen . . . weil alles zwiefach kommt.)

Nachher, vorn, ist es besser. Vom „Florian Geyer" dringt immerhin ein Abglanz her. Die Leute fühlen's.

Als Hauptmann am Schluß über die Stufen emporgeholt wird, schwillt Unerhörtes durch die Lüfte. Halb zwölf Uhr nachts ist es. Im August.

Absonderliche Stimmung . . . Ich fahre mit Hauptmann im Auto davon. Sie stürmen dem Wagen nach. Laternenblitze. Sommerwind. Die Massen sind unter-

wegs; auf dem Heimgang. Das Dunkel schwebt über den schlummrigen Bäumen von Breslau.

Und über der Zeit.

VII.

Am Nachmittag des nächsten Tags geschieht Verwandtes in der altstädtischen Albrechtstraße.

Nach einem Mahl beim Oberpräsidenten Zimmer. Dieser noch junge Sozialist, von einnehmender Gelenkigkeit, mit oliv getöntem Antlitz, vormals Handarbeiter, hat klug die Gäste begrüßt und einfach geatzt.

Nun kam es.

Vor dem Oberpräsidium staut sich die Menge, Hauptmann und Ebert zu grüßen. Als der Dichter (neben meinem sehr lieben Jugendfreunde, dem Breslauer Bürgermeister Dr. Hans Trentin) dann aus dem Tor trat: da scholl es wie ein Donner durch die schwarze Straße, hoch an den Häusern hin: „Gerhart Hauptmann! Gerhart Hauptmann!" Die Menschen klebten an Türbogen, Hauspfosten, Fenstersimsen . . .

Es war irgend etwas Neues in dieser Art, einen zivilen Kerl zu ehren.

VIII.

Ebert war gegen zwei mit den Begleitern, mit Loebe, dem Präsidenten des Reichstags, auch mit dem General Gröner (den ich als Oberleutnant gekannt), mit Köster (den ich als Studenten gekannt), ins Rathaus gekommen; in das kostbare Zaubergebild aus alter Zeit, mit Erkern und steinernen Menschen und Firsten und Turmkringeln. (Und Würsteln.) Die Aldermänner von Breslau hatten sich schon versammelt. Von draußen durch die Steinwände drang das Rufen. Ein gleitender Hall.

IX.

Der Obmann der deutschen Republik, des wieder werdenden Deutschlands, hat gewiß nie besser gesprochen als hier. Mildes . . . und Entschlossenes.

Es ist der Klang, der nötig wird. (Die nach rechts Gerichteten in Deutschland sind nur durch Bestimmtheit zähmbar. Das hat Respekt, wenn es den Herrn spürt. Unheil ist zu meiden, wiederholtes Unheil zu verhüten —: wenn das den Herrn spürt!)

Der Präsident sprach sachbewußt, einfach, fern von aufgetragener Forsche. Kein Schnarrton lag darin.

X.

Der Erste Bürgermeister von Breslau, Dr. Wagner, hatte zuvor den Dichter und das Staatshaupt anmutend floskelfrei begrüßt.

. . . Als ich im Rathaus meine Rede geschlossen hatte (sie ging an Gerhart Hauptmann, tat noch einmal, auf dem Boden unseres Jugendlandes, Zeugnis für ihn — und faßte drei Menschenjahrzehnte zusammen): da stieg Hauptmann selber auf die bekränzte kleine Rostra.

Man erfuhr in Deutschland, was er gesagt. Aber nicht, wie er's gesagt — mit seiner umleuchteten Wesenheit.

Der „Remter" des Rathauses, ein wölbiger, gestreckter Raum, war voll von Blumen, von grünendem Strauchwerk . . . und vom dämmernden Gefühl einer seltnen Stunde.

XI.

Genug. Am Abend jenes Tags spielte man im kleineren Theater den „Fuhrmann Henschel". Als Hauptmann erschien, begab sich ein in dieser Stadt nie gesehenes Schauspiel. Die, sonst kühleren, Menschen

erhoben sich, ein ganzes Haus schien ihm die Hände hinzustrecken — es war ein erschütternder Ausbruch.

Ich vergesse den Abend nicht.

XII.

Seit hundert Jahren ist in Deutschland kein Dichter so geehrt worden.

Zum dritten und letzten Mal: es gibt Genugtuungen in dieser anscheinend glücklosen, von mancher Düsternis bedräuten Zeit.

Wir haben viel verloren . . . und Einiges gewonnen. Sichtbar auf der Sonnenseite wird manchmal ein Aufstieg in der Gesittung.

Breslau — sollst leben!

Rede für Hauptmann in Breslau

(Gehalten im Remter vom Rathaus 1922)

I.

Herr Reichspräsident! Geehrte Versammlung!

II.

Lieber Gerhart Hauptmann.

Ich möchte heut — ohne spartanisches Verhehlen wirklicher Gefühle — sagen, wie teuer es mir ist: daß ich hier, in Deiner schlesischen Heimat, in meiner eignen, alten, schönen Vaterstadt, noch einmal Zeugnis ablegen kann . . . für Dich.

Seit der ersten Begegnung mit Dir hat unsereins vieles erlebt: Freudvolles; Schmerzliches. In alledem fühlte man zwischendurch das Glück, Dich zu besitzen . . . um einen Grad stärker als Deutsche sonst: weil Du von hier gekommen bist; aus dem Jugendland.

III.

Oft, wenn ich im Getrieb draußen einen Schlesier traf, ging mir das Herz auf.

Das ist nicht zuckrige Heimatstümelei.

Und aus Deinen Dichtungen klang, neben allem andren, immer noch dieser besondre Laut: der nie zu vergessende Ton der frühen Tage.

IV.

Aaaaber mit dem Bewußtsein: Deine Kunst ist nicht Heimatskunst.

Nicht Kunst eines Landstrichs, weit von der großen Welt. Sondern Kunst eines Landstrichs, die sich die weite Welt erobert hat.

Die einzig wahrhafte Heimatskunst.

Die Deine war es, die heut Menschen in Argentinien; die noch in Tokio Mitbewohnern dieser Erde etwas sagt, etwas gibt, etwas ist.

V.

Fühlt man die Teilung zwischen der selbstherrlichen Macht der Sprache . . . und der besonderen Sprachform des dramatischen Gestaltens: so bist Du der Stärkste heut auf Erden, der dichterisch Menschen wandeln läßt.

Bei Deinem Aufkommen haben wir es geahnt, 1889, — heut wissen es alle.

Tore hast Du geöffnet. Gabst erschwellende Symphonien für Tausende: den „Florian Geyer"; die „Weber".

Verstummende Kammermusiken für Wenige: den „Michael Kramer"; die „Einsamen Menschen".

Dein Michael, aus der schlesischen Stadt, der in Vielfalt Suchende, wandelt . . . wie auch Dein Fuhrmann, aus dem schlesischen Dorf, der in Einfalt Suchende, wandelt, wandelt.

Wehrhahn und Crampton wandeln. Die Waschfrau Wolffen wandelt; und die schlesische Rose Bernd.

(Wenn Pippa und Hannele schweben.)

Es wandelt die Bauernmagd, die zur Gräfin wird; der Stromer, der zum Schloßherrn wird . . .

Ich kann sie nicht aufzählen, alle. Deine Schuld: weil es zu viele sind.

Ein seltner Mensch atmet in Dir; schon was er früh gewirkt hat, langt für ein ganzes Hiersein.

VI.

Gestern sahen wir den „Florian Geyer". Dunkle Eroica. Dein großes deutsches, leider allzudeutsches Trauerspiel. Dein warnendes Prophetenwerk. Das Trauerspiel des Aufschwungs . . . und der Zwietracht Des Emporstiegs . . . und des Sturzes. Der wirren Spaltung . . . ja, auch das Trauerspiel vom Zwiespalt der Parteien. Aus einem ahnungstiefen Gebild ragt jenes zürnende Wort an die Heutigen:

„Ein jeder von euch hat gedacht wie der Narr in der Komödie:
‚Ich sollt billig König sein'. Hanswurste seid ihr gewesen!"

Ein seherischer Geist schuf dieses Werk. Es heißt nicht Florian Geyer.

Deutschland heißt es.

VII.

Wer steht gegenüber von Geyers bäurischen Brüdern? Die Industriearbeiter. Die schlesischen Weber.

Dieses Schauspiel wird in hundert Jahren der „Wilhelm Tell" einer empordringenden Menschheitsgruppe sein.

VIII.

Und der das insgesamt ersann: der ist kein schönheitsglänziger bloßer ... Künstler. Sondern alle Deine Werke bedeuten:

Eine Hochzeit von Kunst und Gewissen.
Eine Hochzeit von Kunst und Mit-Gefühl.
Darum: eine Hochzeit von Kunst und Zukunft.

IX.

Ich hab' es einmal gesagt — und sag' es heut:

Von Menschenglück und Menschenqualen
Schriebst Du der Welt ein neues Blatt:
Ein wundersames Widerstrahlen
Der Sehnsucht, die a Jeder hat.

X.

Gerhart Hauptmann, es ehrt Dich, daß dem Sechziger Deutschland huldigt.

Aber Dich ehrt auch: daß es nicht das ganze Deutschland ist. Daß noch heute nicht jene lauwarm-fatale Gesamteinigkeit nickt. Daß Du noch in Schlesien bekämpft wirst ...

Darin liegt unser schönster Ausblick.

Uns bessert es die Stimmung. Dich schützt es vor dem Älterwerden.

XI.

Was Menschen heut um Dich versammelt, ist eine Tröstung in dieser Zeit. In einer vorübergehend glücklosen — dennoch, dennoch, dennoch, ob auch in langer Frist, Neues und Besseres zeugenden Zeit.

Beglückend in der härtesten Gegenwart ist . . . dies kulturgeschichtliche Schauspiel, das wir in . . . diesem schlesischen Rathaus heut erleben:

Dich grüßen ja nicht nur die freien Künstler der deutschen Hauptstadt (die noch immer die erste Theaterstadt der Welt ist); andre Bühnen kommen dazu . . .

Auch der Obmann des deutschen Landes, der deutschen Republik, ehrt heut und hier Deine Kunst.

Kein Machtspruch versagte Dir jetzt wohl . . . auch nur das bißchen Schillerpreis, wie ehemals, in der Monarchie.

(Torheit wär's, noch so eine Genugtuung zu verschweigen.)

XII.

Ich selber spreche hier im Namen der Freunde. Die mit Dir geritten und gegangen sind; dreiunddreißig Jahre lang.

Niemals unkritisch.

Die Dein Werk begleitet haben; und Dein Leben.

Die finden: diese Ehrung ohne Beispiel (die nicht in einem Bankett besteht, sondern in einem Vergegenwärtigen Deiner Arbeit) — diese Ehrung bleibt Deiner wert.

XIII.

Und was ich für mich zu sagen habe, heißt: Gerhart Hauptmann, wir freuen uns, daß Du da bist.

Unser erstes Wort ist heut (wie so oft!) ein Gruß.

Unser letztes Wort: ein Dank.

. . . Lang lebe Gerhart Hauptmann.

Hans Trentin

Aus Breslau meldet man den Tod jenes herrlichen Mannes, der dort Bürgermeister war — bis Krankheit ihn wegrief.

Er hing an seinem Land ... und an freiheitlicher Entwicklung. Sohn einer katholischen Offiziersfamilie; Schüler vom besten Jahrgang des Breslauer Elisabetans. Mit allen guten Zügen eines wahren Schlesiers: kernhaft und menschlich.

Wer ihm begegnete, war ihm zugetan. Wer ihn von Kindheit kannte, hat ihn geliebt.

Als meine Mutter starb, war er vor mir auf dem Friedhof.

Im Jahre 1922 sahen wir uns zuletzt.

Was von ihm bleibt, ist ein reines Gedenken.

Grabrede für die Schlesierin Sorma

Gesprochen auf dem Friedhof in Wannsee. (Am 7. September 1927)

I.

„Du Sumserin von Gold, wo kommst du her?" — so hat sie gefragt: als Gerhart Hauptmanns Rautendelein. (Noch mit einer Spur von schlesischem Klang: wo kommst du „här"?)

Wir fragen heut: wo kamst Du her?

Aus einer unwirklichen Welt. Aus einer Gnadenwelt. Aus einer Sehnsuchtswelt rätselhaft. Aus einer Welt, die sich nur manchmal öffnet: um ein besonderes Antlitz zu zeigen — das fortlebt, auch wenn sein Auge sich geschlossen hat.

II.

Es geht nicht an, vor diesem Sarg zu sagen: daß die große Künstlerin „auch ein herrlicher Mensch" war ... Sondern man muß, umgekehrt, vor dieser Gesamterscheinung bewundernd feststellen: daß ein so herrlicher Mensch überdies eine unsterbliche Künstlerin war.

Der Mensch ist hier das Tragende gewesen. Der Zauber einer bestimmten Wesenheit. Das war die Voraussetzung. Dann erst kommt die Kunst . . . Daraus floß die Kunst.

III.

Die Sorma, Agnes Saremba, Tochter des schlesischen Volks. Sie war von der Wiege her ein adliges Geschöpf.

Sie hat von diesem eingeborenen Aristokratismus; von dieser letzten Grazie (die zugleich edle Vornehmheit, zugleich himmlisches Volkstum war); von diesem Innigen und Schalkhaften; von dieser durchseelten Lieblichkeit; von dieser lächelnden Trauer; von diesem stummen Reiz; von dieser Schmiegsamkeit der Leidenden bis zur Lockenden, der schmerzvollen Beterin bis zur lachenden Vernichterin —: sie hat von alledem, in Kunstgestaltungen, der Welt Wunderbares mitgeteilt.

Sie hat ihren Zauber nie angeboten; immer drang er hindurch.

Nein, wir denken heute nicht an eine Künstlerin, die „auch menschlich wertvoll" war. Sondern: an einen seltnen Menschen, der (wohl deshalb) auch so wunderbar Theater spielen konnte.

Das ist es.

IV.

Wo kommst Du her? . . .

Aus Schlesien. (Standesamtlich und vorgeblich aus Schlesien.) Aus der Glanzzeit dieses wesentlichen deutschen Bezirkes, der in einem Jahrhundert Kräfte zum Licht gefördert hat wie Lassalle, Hauptmann, Menzel — und, neben den Männern, diese Holdeste.

Als sie starb, schrieb ich:

So ziehn die Holdesten und Besten
Dahin mit unbekanntem Ziel.
Es funkt ein Blitz aus fernem Westen:
Daß dieser Zauberleib zerfiel;

Daß dieser Augen Stern zerfallen,
Daß dieser Liebesmund verdorrt.
Ein Traum lebt, Agnes, in uns allen
Beglückend fort.

In Träumen weint die altersgraue,
Die Oderstadt. Ach, sie gebar,
Agnes, in Dir die Liebe Fraue,
Die eines Landes Leuchten war.

Dies Land war: Deutschland.

V.

Ich nenne heut nicht ihre Rollen. Sie alle münden, vereint, in diese einmalige Gestalt.

Nur ein Symptom ihres menschlichen Wirkens will ich mitteilen. Es war in der Wohnung Bernard Shaws. Wir sprachen miteinander; heiter, sachlich . . . und, gewissermaßen, ironisch. Mittendrin erwähnte Shaw, von sich aus, freiwillig, plötzlich, den Namen Agnes Sorma —, und (ich hab' es damals festgehalten) das Gesicht dieses Halb-Asketen, dieses Bewußt-Trocknen, dieses Skeptikers begann zu leuchten . . . wie er, mit einer seltsamen Veränderung im Wesen, den Namen „Ag-nes Sor-ma" skandierte.

Er hat sie erkannt — oder geahnt.

„Wie geht es Ihnen?" sprach sie damals auf der deutschen Bühne (die Lady Cicely, von Shaw) zu jedem Banditen, der ihr nahekam. Zu jedem Knoten sprach sie bezwingend, lächelnd, reizvoll, überlegen, menschenaristokratisch: — „Wie geht es Ihnen?"

Unvergänglich in ihrer hinreißenden Kunst . . . die keine Kunst mehr war.

VI.

Wie ging es ihr? —

Diese schlesische Mignon trat mit vierzehn Jahren in Breslau auf die Bretter. Im Chor.

Sie bedarf zwar keines Vergleichs mit Goethes Suleika — die, auch vierzehnjährig (zur Wonne der Frau Rat), auf den Brettern erschien . . . doch etwas von diesem Kindhaften und Weibhaften, von dieser frühen, süßen, nachdenklichen Art blieb ihr — für Lebenszeit.

VII.

Ihre Lebenszeit . . . Ich kannte die Sorma, als der Sohn ein ganz kleiner Mensch noch war. Ein paar Jährchen alt. Er hat sie weder damals noch später — er hat sie nie auf den Brettern gesehn. Doch er hat diesen Menschen gekannt: es war dasselbe. Das ist es: es war dasselbe! Der Privatmensch und der kunstschaffende Mensch: dasselbe.

Wenn sie von dem Sohn sprach, mit einem liebendbesorgten Blick der unvergleichlichen Augen: da war sie die Mutter aller Mütter — und deshalb, deshalb, deshalb war sie als Frau Alving die Mutter aller Mütter.

VIII.

Sie ist ihrem Sohn übers Meer gefolgt; in das starke, das hoffnungsreiche Land.

Vor wenigen Jahren sah ich sie dort, in Chicago. Mit jeder Liebe war sie umhegt von dem Sohn und seiner Frau.

Sie ruhte dort von allem, was sie den Menschen geschenkt. Ja, es war seltsam: am Michigan-See strahlten jetzt wiederum diese uns wohlbekannten Augen. Dort war sie, wirklich, mit ergrautem Haar ein Mädchen. Ein grauhaariges schönes Mädchen, selig mit ihren Enkeln.

Und es bleibt für mich ein Lebensglück, daß ich ihr die Hände dort noch einmal küssen konnte.

Zwei Jahre darauf waren wir zum letztenmal, hier, zusammen. Sie kam, zum letztenmal, nach Deutschland.

Nach diesem Land, an dem sie gehangen hat. Dem sie, still, im Weltkrieg, ihre Liebe gezeigt hat. Ich traf sie damals in Potsdamer Bezirken; sie war Samariterin, fast insgeheim . . . ohne Aufhebens davon in der Öffentlichkeit zu machen; auch hier ein aristokratischer Mensch — wie sie es in allem gewesen ist.

IX.

In der Friedrich-Wilhelm-Straße zu Breslau ist sie auf die Welt gekommen — heute bleibt es doppelt wahr, was man bei ihrer Lebzeit empfunden . . . und gesagt hat:

„Sie müßte" (so hieß es damals) „künftig und dereinstens in der alten Oderstadt, im Witterungskreis der Friedrich-Wilhelm-Straße, wo sie zur Welt kam, ein weißes Denkmal haben, auf einer grünen Bauminsel; von Schwänen umschwommen; in lichtem Marmor — mit Feinmeißelei."

X.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dort, in Breslau, auf einem Friedhof ihrer Vaterstadt, ist ein Grab . . . das Grab des größten deutschen

Agitators aus dem neunzehnten Jahrhundert. Darauf stehn die Worte (von dem Gräcisten Böckh einst geformt): „Hier ruht, was sterblich ist, von . . .“ Dann kommt der Name.

Auf dem Grab seiner schlesischen Landsmännin (wie anders auch sie gewesen ist) müßten wiederum die Worte stehn:

„Hier ruht, was sterblich ist . . . von: Sorma, Agnes; welche die Hoheit war und die Anmut; ein Entzücken der Menschen, denen sie geleuchtet hat.

Hier ruht die Schönheit selber und die Kunst.“

XI.

Und für alles dies haben wir heut, noch einmal, zu danken; zu danken; zu danken.

Caput VI

HEIDEHIMMEL

Verden an der Aller

I.

Etwas kennenzulernen, was man nicht gekannt hat... Das war für mich die Lüneburger Heide. (Trotzdem die Stadt Lüneburg mir vertraut ist.) Jedoch was man so Heide nennt, die große, weite, hingestreckte — sie stand noch bevor . . .

Jetzt wurde mir klar (o schändlicher Geographiemangel!), daß die Heide sich viel weiter ausdehnt, als mir geschwant hatte. Das Wort „Lüneburger Heide" ist nur eine Zufallsbezeichnung. Man könnte genau so gut von einer Harburger Heide, von einer bremischen Heide, von einer Soltauer Heide sprechen. Es gibt heidenmäßig viel Heiden. Hi, hi.

II.

Ein Ortsname war mir ins Ohr gefallen: Walsrode. Das klang so ladend, so lockend. Daneben lag ein Ort namens Fallingbostel. Seltsamer Klang. Dort mußt' ich hin.

Ach, von solchen rein akustischen Dingen läßt man sich beeinflussen. Ich hab's nicht bedauert.

Jedenfalls fuhr man hinter Bremen etwa zwei Stunden lang fort — und ich war froh, daß man das Nachtquartier in Verden an der Aller nehmen konnte, weil dies eine sonst wenig aufgesuchte Stadt ist.

III.

Allerhand Schulerinnerungen stiegen empor. Hat nicht Karl der Große bei Verden ein paar tausend Sachsen geschlachtet? Doch, er hat sie da geschlachtet.

Ich nahm nicht an, daß heute Spuren des barbarischen Vorgangs (barbarisch, doch im Verhältnis zum Weltkriege kleinstädtisch) in der Landstadt entdeckbar wären. Trotzdem, los!

Unter der Bewußtseinsschwelle summt, nur zum Spaß, ein Vers, der die Bevölkerung anging — denn es heißt: „In Verden (Fährden) und in Nöten zeigt erst ein Volk sich ganz" oder „sich recht"; weiß nicht genau.

Dieser Reim musiziert abends in einem unüberschaubaren Teil des Brägens beim Einzug in die Stadt.

IV.

Am Morgen stand ich auf dem Lugenstein. So heißt der geschichtlichste Platz Verdens, — wo angeblich die Schlächterei stattgefunden.

Er hat sich seitdem verändert. Vom Heiligtum der alten Niedersachsen gibt es nichts zu sehn. Sondern: gewinnende Häuschen, sorgenlos und niedlich, stehn auf dem einst blutigen Boden.

Die Namen der Leute, die dort ringsherum und in naher Ferne hausen, klingen auf eine ganz unpathetische Art niedersächsisch. Viele davon haben mir, in der ganzen Gegend, so gut gefallen, daß ich sie zwischendurch ins Tagebuch schrieb. So schön sind sie nicht, wie die friesischen, — aber sie lassen sich hören.

Ich verzeichne:

Hebenbrock, Kressenbuch, Vierfuß, Rauchfuß, Dietrich Ruge, Frerichs, Büsing, Wilkens, Tietje, Christoph Cordes, Lindthorst, Schwiening. (Soll das ein Kosename

sein —?) Etwas süddeutscher klingt: Klostermeier. Dann wieder: Büssenschütt, Schoote, Claus Vollstedt, Christian Jasper, Wehrhahn, Drost, Bennigsen . . . Das Ganze, die Namen, die Landschaft, die Häuserchen, die Bewohnerinnen haben mir sehr zugesagt.

(Frisches, Offenes; von irgendeinem Mangel gar nicht Umdüstertes.)

V.

Und der Dom, der mitten in dem Städtchen über die fetten Allerwiesen hin winkt, hat ein Dach . . . beinahe so grün wie all die Wiesen selber.

Sofort fiel mir der Hildesheimer Dom ein — (bloß wegen einer äußeren Besonderheit). Kuck' mal hin! Die zwei hannöverschen Dome haben gemeinsam: das tiefhinuntersteigende Dach, das schräg von einer recht geringen Höhe sich niederwärts neigt. Willst es greifen, Julia? Das macht (etwa nicht?!) einen viel stärkeren Eindruck, als wenn die Dächer nur in schwindelnder Entfernung oben dem Zusammenhang mit mir gewissermaßen entrückt sind . . .

Ach, vielleicht ist in so tief herabsteigenden Kirchdächern (das denk' ich mir) eine Verwandtschaft mit dem tief herabsteigenden Dach des anheimelnden Friesenhauses; wie es in Schleswig der niederdeutsche Bauer noch heute bewohnt. (Aber ich bin kein Fachmann.)

VI.

Jedenfalls: man trottet sorglos durch das ruhige Städtchen, in seiner guten Luft; geht an überwachsenen Mauern zur Aller hinab; sieht Frauen (und Männer) gemächlich mit Einholkörben; beguckt sich vor dem Haus eines Senators zwo uralt-kleine Löwen, die Kaaklöwen, so einst auf dem Kaak, der Richtstätte, den Eingang bewachten . . .

Jeder Löw' ist nur so groß wie ein Katzl. Und Gesichter haben sie — mit einem unvollkommen in Stein ausgedrückten Grimm . . . der trübselige Menschen zur Heiterkeit zwingen muß.

Aber was ist das? Auf dem Rücken tragen sie eiserne Stacheln — die sind jedoch nicht ein Merkmal der Furchtbarkeit; sondern bloß, damit sich keiner draufsetzt.

VII.

Ein Verdener, der am Fluß ein kleines Haus bewohnt, schon mehr eine Hütte, sagt mir, als wir ins Gespräch kommen, mit prüfendem Stolz: er hab' in seiner Wohnung eine „Barocktür" — die sei was wert! Kiek' einer an! Dabei zog der Mann gleich darauf einen Handwagen, war auch völlig ungelehrt und schlicht.

Das Erwachen des Heimatbewußtseins zeitigt erste Spuren. Sie schaffen sorglich eine Heimat für fremde Hundertmarkscheine, die hier geborgen sind. Sachsentreue.

(Er sagt mir auch, sie haben dort einen Verein gegründet, durch den alles Ältliche gesammelt werden soll. Ist recht. Seid bedankt, wackre Verdener: Verdiener.)

VIII.

Im Dom: von Karl dem Großen keine Spur. Er hat ihn ja nicht gegründet. Sondern das tat ein Kirchenfürst später... an dem Ort, wo einst jener hölzerne Dom Karls ein (vermutlich bescheidnes) Leben geführt.

Karl hin, Karl her — der Dom ist innen fesselnd. Nämlich ein Steingebäu, machtvoll-hell, großgeartet. Keine Kinkerlitzchen . . . aber doch (dem Schicksal Dank!) nicht die Kahlheit so vieler protestantischer

Kirchen. Mit Schmiß und Wurf, der sich in aller Schlichtheit nicht lumpen läßt.

Dazu fällt ein heiteres Licht durch riesenhohe Schmalfenster, sonnenvoll und strahlglänzend. Sehr ein netter Dom . . . Darin — —

IX.

Darin steht ein ulkiger Bischofsstuhl, — im Dunkel des Mittelalters von argloser Hand geschnitzt.

Der Steinmetz oder Holzmetz gab dem Teufel hier das Aussehen eines breiten, spitzbübischen Bäckermeisters, — während jedoch der Heiland zuverlässig wie ein Ehrenvorsitzender dreinschaut.

Der Bischofsstuhl hat eine neutestamentliche Seite, auf der sind viele Weintrauben, zum Lohn für die Bekenner der richtigen Lehre . . . Dagegen sind auf der alttestamentlichen Seite mehr die sündhaften Ereignisse bevorzugt, kleiner Antisemit; so wenn Adam und Eva sich in bezug auf den Apfel etwas zuschulden kommen lassen; oder wenn Simson von der unverehelichten Delila auch oben verkürzt wird; oder wenn Esther sich für den Ahasverus unerlaubt schön macht, einen frevlen Spiegel in der Hand.

Zur Strafe gibt es für die Linksgruppe keine Trauben! . . .

X.

Der gediegene, nach innen gekehrte Sinn der Bevölkerung im Mittelalter zeigt sich am Fuße des Bischofsstuhls: indem rechts unten ein teuflisches Tier, die Eidechse, in holzgeschnitztem Zustand einzudringen sucht, — worauf aber zur Beruhigung die Eidechse links beim Herausschlüpfen dargestellt ist. Jetzt war alles gesichert . . . Was hattet ihr bloß gegen

Eidechsen? Ein so holdes Getier. O Wilde! O Kaffern des Mittelalters — während ich bedeutend länger entafft bin.

XI.

Aber so schön der Bischofsstuhl ist, — schöner bleibt mir der grüne Platz vor der Kathedrale. Mit altertümlichen Häuslein. Mit alten Bäumen. Mit anheimelnder Stille. Mit Quergebälk, das man in Niederdeutschland so oft findet.

Wa . . . ?! Drüben steht schon wieder eine alte Kirche, noch älter als der Dom, ach, mit einem spaßig gequetschten Turmhut. (Auch Quergebälk.)

Und am Dom selber blickt eine steinerne Gestalt hinab, beugt sich über den Domgarten; es soll ein versteinerter Dieb sein, welcher den Kirchenschatz rauben wollte. Nach andren Quellen ist es jedoch ein Lebensmittelschieber (des Mittelalters); die Strafe des Versteinerns wird in Deutschland nach der frisch-fröhlichen Mord- und Hungerzeit . . . die Strafe wird mit Genugtuung empfunden.

XII.

Sonst zeigen die Verdener nur gegen Kaiser Karl eine etwas nachtragende Gemütsart; jenes zu Verden geschätzte Gedicht, von einem in der Ortschaft angesehenen Bürger verfaßt, murrt nachgrollend:

> Doch was ein tapf'res Volk hier hat erlitten,
> Liegt schattenschwer auf Karls des Großen Ruhm.

Abgesehn von diesem leisen Vorwurf, den sie dem Verewigten halt nicht ersparen können (als ob sie äußerten: „Recht war's doch nicht! da gibt's keine Widerrede!"), — abgesehn davon sind die Beziehungen der Verdener zu dem Monarchen ungetrübt.

XIII.

Ich ging durch Seitengäßchen. Trat bei einem schlichten Bürger ein, welcher den hier auffallenden und abweichenden Namen „Kindl" führt — und mit altertümlichen, sonderbaren Sachen zu handeln schien.

Ich hoffte hier, aus verschollener Zeit vielleicht eine Zittertasse, „trembleuse", für Nora zu finden — oder sonstiges Gerät.

Herr Kindl war, wie sein Sprachklang bald erwies, ein Tscheche. Seit vierzig Jahren in Verden ansässig — nachdem er als Schuhmachergesell an die Aller gekommen. Dann mit einer Eingeborenen vermählt. Er hatte nichts Antikisches.

Zuletzt brachte die Frau doch ein Teekännchen; Empire. Aber die Schnauze des Kännchens war völlig zertrümmert. Ich nahm es nicht, — obschon Kindl, um mich zu ermuntern, nachdrücklich (und beinah finster) den Satz aussprach: „Wann nich is zerbrochen, is ja gornix wert!"

Ich reiste hernach ab, mit den freundlichsten Eindrücken einer frischen Ortschaft, — — und merke, daß ich noch kein Wort von der Heide gesagt. Nun, morgen ist auch noch ein Tag, Leser.

Nichts wird geschenkt.

Fallingbostel und Walsrode

I.

Jetzt mach' ich die Drohung wahr, das Heideland unerbittlich zu schildern.

Ich hab' die wahre Heide gar nicht kennengelernt. Die nicht, von der man ein Leben lang bis dahin geträumt.

II.

Man hatte sich eine bestimmte Vorstellung gemacht: Unendliche, nicht übersehbare Flächen, ganz dicht mit Erika bewachsen; ab und an eine Köhlerhütte; manchmal ein einsam Häuslein, wo es nach verbranntem Holz riecht; mitunter eine kleine Schafherde, ein von der Zeit losgelöster Hirt; eine braune Frau am verlorenen Anwesen, die erstaunt auf den Besuch blickt.

Da hätte man, als ein fremdartig beguckter „Wanderer", gesagt: „Guten Tag, ihr guten Leute . . ."

III.

Sie hätten dann Schafkäse, Milch (und wenn ich offen sein soll, auch etliche Spiegeleier mit Schinken) angebracht; der Abend hätte sich natürlich niedergesenkt; man wäre von der Ferne selbstverständlich umhüllt worden. Und so.

IV.

Statt dessen gab es in dem einen Heideort acht Gasthöfe, darunter ein als erstklassig bezeichneter; im andern elf Gasthöfe; zu schweigen von manchem Pangsionat.

Ich war nicht auf die rechten Heideplätze gestoßen — sondern auf die empfohlenen. Warum undankbar sein; auch sie waren herrlich.

V.

Das Heidestädtchen Walsrode hat ein besonderes Merkmal: daß es von Wiesen umgeben ist, aber auch nicht vom kleinsten Stück Heide. (Bleibt ein ganz lieber und erholsamer Aufenthalt.)

Ältliche Häuschen; Überlieferungskultur. Zum Haustor führen Stufen; dort oben vor der Tür links und rechts ein Sitz, mit dem Treppengeländer als Lehne.

Walt Whitman hat mal gesagt, nachdem er seine Schriften abgefaßt: „Und nun will ich mich vor die Tür setzen und mir die Leute ansehn" — (so ähnlich). Die Walsroder haben ein verwandtes Gefühl, selbst ohne Verfassung von Schriften.

VI.

Was weiter — Herr des Himmels? Tja. Ist man ihre Straße bis zum Schluß gegangen: so kommt ein waldartiges Gehölz; Eckernworth. Nun wohl; schöne alte Bäume. Ein altes Gasthaus (gebälkdurchzogen, am spitzen Dach zwei hölzerne gekreuzte Pferdeköpfe) — das Gasthaus duckt sich unter den alten Bäumen breit hin. Zugegeben.

Ein plattdeutscher Spruch, sehr unhöflich, steht an seiner Stirn:

O Herr, nimm uns in deine Hut.
Lat Doktors un Awkaten but.

But heißt also draußen. Awkaten heißt: Advokaten.

Ohne mich bei dieser Beleidigung aufzuhalten, sei betont, daß hier am Vorabend angenehme Friedlichkeit herrscht.

VII.

Sieh da — ein altes Heidehaus; das man allerdings aus der Heide dorthin gebracht und aufgestellt hat.

Hierin sammeln sie allerhand auf die Heide bezügliche Gegenstände, Gerätschaften, Öfen, Schränke, Wiegen, Bauernbetten.

(Es erinnerte mich an das Husumer Haus in der herrlichen Schleswig, welches eine Wohnstatt der Bauern

dort getreu wiedergibt — wie dort alles mitsammen wohnt, Mensch und Vieh im selben Raum; und wie der Kessel über dem Herd hängt, während Stroh raschelt und ein Rind blökt. Aber . . . : in Schleswig-Holstein ist alles das noch weit schöner; wie es überhaupt ein mit nichts zu vergleichender Landstrich bleibt.)

VIII.

Oben in dem Heidehaus haben sie noch Erinnerungen an den letzten hannöverschen König verwahrt. Auch eine sehr schöne breite, goldfarbige „Dichtertasse", die ein hannöverscher Hauptmann gestiftet hat, nämlich die Tasse, woraus Heinrich Heine bei seinen Eltern in Lüneburg trank. Nicht weit ab davon hängen Uniformen aus der Schlacht bei Langensalza — kurz: der Heidecharakter wird hier so recht vergegenwärtigt.

IX.

Etwas mehr Heide liegt bei Fallingbostel. Bei Fallingbostel klettert man in die Höh', ach ja, und sieht von einem Gehölz in den, na, Abgrund der Lieth. (Ein Flüßchen von bescheidenem, nicht unlieblichem Charakter.)

Dann kommt man zuletzt in die Albrechtsheide. Das ist aber nur ein miekriger Fleck, mit Erika bewachsen, am Waldrand. Ganz hübsch, hm, ja . . .

Unterwegs treff' ich einen hannöverschen Jungen, zwölfjährig. Der rät, nach dem „Deil" zu wandern, dreiviertel Stunden ab. Dort, sagt er, sei die Heide, wie man sie sich „vorßtellt". (Auch er hat Enttäuschungen erlitten — eine bestimmte Heide vorher erträumt . . .)

X.

Am Spätnachmittag geht also die Wanderung nach dem Deil. Erst Felder — (die kann ich in der Mark haben). Dann ein Wäldchen; hei, auf, hindurch!

Endlich die Heide? Ja, wirklich fast, wie man sie sich „vorßtellt". Das Schönste daran: daß man auf dem Heidekraut bißchen wie auf einer Sprungfedermatratze liegt.

(Aber auch die Heide-Sprungfedern sind in Schleswig-Holstein schöner, gediegener, kräftiger, holziger. Es kommt halt nichts gegen diesen Teil Deutschlands an . . .)

XI.

Die Sonne blickt am „Deil" über Bäume, die Heidebienen summen, die Luft ist rein und frisch. Hier könnte man, mit einer bestimmten Arbeit im Kopfe, mal auf drei Wochen hingehn, ach ja — und sich jeden Tag dort auf den Rücken werfen.

Jetzt hat man's erfaßt: die Heide ist schön. Nur . . . so schön, wie sie vorher ein Leben lang gewesen ist (ehe man sie sah) — so schön ist sie lange nicht.

XII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es wird auch zuviel umgegraben; Erika ausgerottet; dafür Wiesenland, Ackerland hergestellt. Hm.

Hier scheint etwas zu vergehn, was einstens jung, fremd und reizvoll war.

XIII.

In das Erinnern an diesen violetten und vergoldeten Vorabend, der im Gedächtnis haftet, zieht ein Schimmer von Nachdenklichkeit. Die Zeit jagt. Nichts hat Bestand.

Mensch, genieße die Stunde.

Caput VII

SCHWARZER HIMMEL

Essen

I.

Gestern sangen die Menschen in ihrem klingend rheinischen Tonfall — hier aber, in der rußigen Stadt, ist kein Erinnern an ihre Melodie.

II.

Was Rauchiges liegt über dem Ort — welcher im Grund eine einzige Verkehrsstraße hat . . . oder ist. Alles zusammen: gigantisches, gepflastertes Fabrikdorf mit mehreren hunderttausend Einwohnern.

Gesamtwirkung: düster-zweckhaft. Machtvoll. Der Mensch gewinnt hier den Eindruck von etwas in Deutschland Vergleichslosem.

III.

Die Bewohner sind nicht von überflüssiger Heiterkeit. Machen Wege nicht zu ihrem Spaß — sondern anscheinend immer zu irgendeinem sachlichen Ziel. (So sieht es für den hineinschneienden Gast aus.)

Viele sind zugezogen; Ab- und Hinfluten — denn die kyklopische Gewerblichkeit holt fremde Kräfte von allen Teilen Deutschlands her: fremde Hirne, fremde Arme . . .

(Gesellschaftsleben soll, innerhalb der Oberschicht, eben darum abwechslungsvoll sein. Den Grundstock bilden jedoch Gemüter, die mehr den westfälischen Ernst als den rheinischen Schmiß haben.)

IV.

Dies gesamte Schauspiel (mag weichlicher Ästhetensinn von manchem hier abgestoßen sein) ist für saftigere Geblüte . . . fast überwältigend.

Es liegt hier seelisch was in der Luft: als fühlte man gedrängtesten Arbeitswillen; ja den Eisengewerbgeist eines ganzen Jahrhunderts auf etliche Quadratkilometer zusammengepreßt.

Dazu kommt das Auf- und Absteigende dieser starrend verfinsterten Welt, die nicht eben, sondern hügelhaft ist . . . in ihrer rauchigen Geschäftigkeit.

V.

Wenn einer durch die seltsame Stadt zu Tal gegangen ist; durch das schwarzsteinerne Riesenfabrikdorf: so rauchen die Essen.

Die größten Deutschlands.

Zwischendurch, an mancher Ecke, hat man als Durchwandernder das vage Gefühl: in einer Goldgräberstadt zu sein . . .

Der letzte Eindruck wie der erste: Ganz großer Zug! Etwas Ungeheures!

VI.

(Mittendrin trinkt man das gute Unionbier, das nach dem Krieg wieder stark eingebraut ist.)

VII.

So Essen.

Caput VIII

SEINEHIMMEL

Das Glück in Paris
(1926)

I.

Monate sind verflossen, seit ich dort ein Glücksgefühl empfand: weil einer der seltnen Augenblicke dieses kurzen Lebens gekommen war — wo der Weltenwahnsinn für eine Schar von Menschen zehn Tage lang, zehn Tage lang wich.

Wo die künstliche Trennung seelisch Verbundener eine Pause fand. Wo vorübergehend keine Scheidung herrschte durch Politik; durch unbestimmten Lebensgroll; durch Fremdenwut; durch Argwohn (Argwohn drüben wider Schweres, Argwohn hüben wider . . . Leichtes); kurz: wo das Mittelalter, für eine Gruppe bewußter Gefährten auf diesem Stern, schwand und schwieg — zehn Tage lang, zehn Tage lang.

Es war im Januar 1926.

(Hinterdrein kam bei uns die Parole, den guten Vorgang zu schmälern. Landesbrauch. Also die heitere Bestätigung.)

II.

Die zehn Tage waren das Herrlichste mit, was ich auf meiner verwunderlichen irdischen Bahn erlebt.

Einmal muß, muß, muß — ohne Kümmernis um Unken und Hyänen — ein Dank an die Freunde ge-

sandt sein, die dazu gehört; die es mitempfanden; die mir nahebleiben, bis zum letzten Tag.

Und alles das hat mit alltäglicher Politik nichts zu tun.

III.

Leider ... Der Damm, der durchbrochen wurde, war etwas Nurmenschliches; Unstaatsmännisches.

Daß ich zu „Feinden" (die es nicht sind, wie ich es nicht bin), daß ich zu Friedmenschen in ihrer Gallier-sprache geredet, stempelt man zu einem Unrecht — mit Unrecht.

Was ist Sprache denn andres als ein Verständigungs-mittel? Weshalb macht ihr ein feierliches Wesen da-von? Was liegt schon daran, ob einer hüben, einer drü-ben es anwendet? Seht in der Sprache kein mystisches Prinzip; keinen heiligen Punkt. Sondern: ein Instru-ment für die Näherung zwischen den hienieden auf etwa siebzig Jahre Zugelassenen (und hernach für immer, für immer Genullten).

... Soll man sich da Zwang antun? Das Wort nicht simpel handhaben für die Klärung; für das Ende des Bestialischen; für den Tod überalterter Schmierigkeit?

IV.

Laßt sie schelten; laßt sie scheelen. Ob es irgendein harter Wirrkopf ist, ob irgendein kleiner Giftnickel, in welchem das unterbewußte ressentiment schnurrig kocht. Laßt sie schelten, laßt sie scheelen; laßt sie pürschen, laßt sie knirschen. Zehn Tage lang währt ein wacher Augenblick dieser schlafenden Welt. Ich hab' ihn erlebt. Man klimmt hernach gesänftigter in die Urne.

Und alles das hat mit Alltagspolitik nichts zu tun.

V.

Wie lange noch sind Künstler und Politiker getrennt? Der geistige Wille hier, der stoffliche Wille dort? Das Reich der Schönheit geschieden vom Reich der Wirtschaft? (Politik ist Wirtschaft!)

Mir war: als säh' ich in der ganzen Welt zwei große Auto-Wagen mit je zwei Stockwerken. Sie möchten zueinander. Obendrauf stehn, in jedem der zwei Wagen, die Künstler, die Willigen — unten hausen die vertrackten Völkerhirten; die sechs Jahrtausende lang Erfolglosen; die Portefölchkletten; die Bockigen; die Phantasielosen; die Hemmlinge; die Autoritäten; kurz: die Staatsmänner.

VI.

Künstler Deutschlands, Künstler Frankreichs — wir haben bloß den Platz auf dem Verdeck. Wir wollen gern zueinander... doch unten wird gedreht; unten wird gebremst; unten wird geherrscht — wenn wir, die Arme hissend, liebreich entern möchten.

Das ist der tragische Humor.

Ja, wir oben sind heut einig. Was uns betrifft: so wäre der ewige Streitfall aus.

Doch die Chauffeurmannschaft besorgt immer noch die Weltgeschichte.

Wann werden Künstler zu Chauffeuren?

VII.

Seht hin. Sogar auf dem Verdeck regte sich (bis vor kurzem) Feindschaft, Widerstand, Argwohn . . . von einem Weltomnibus wider den andren.

Ich habe dieses Mißtrauen zerstört.

Erst jetzt wissen die Geistigen dort sicherer: daß Menschen ihrer Art hier atmen. (Wir selber wissen, daß Menschen unsrer Art bei ihnen sind.)

Wir Unstaatsmänner können bloß die Stimmung heben. Wir können bloß ein Quentchen durch die Luft jagen. Wir können bloß vorbereiten.

Ich hab's versucht. Ich hab's gekonnt.

Das Bewußtsein hiervon ist ein Lebensglück.

VIII.

Aber ich bin kein Sachlichkeitsheuchler. Auch ein persönliches Glück.

Man soll nicht selbstlose Betrachtungsfalten ins Gesicht spreiten und Persönliches „zufällig" einfließen oder „durchblicken" lassen... Bitte nicht nazarenische Reklame! Nicht so tun, als wäre der Kernpunkt Rechenschaft über das Erfüllen einer Pflicht — während man mit Kleinigkeiten Tamtam schlägt. Ich beichte lieber offen die vielleicht eitle Lust: daß man in den Menschen dort etwas wecken konnte; daß alles aufeinander einging vom ersten Augenblick bis zum letzten; daß manche Worte, die dort erschollen, mir ein Besitz für immer sind.

Jenseits von amtlichen Ehrungen — die r ın sonstwo zusammenstellen mag. Sie waren übrigens von einer nicht gewohnten Anmut.

IX.

Ich will — in dem klaren Bewußtsein, daß politisch durch so einen Besuch nichts erreicht wird — den oder jenen Menschen doch schildern, der mir begegnet ist; auch wenn's Politiker sind. Als Privatgeschöpfe.

Die Trennung zwischen Geistigem und Stofflichem schien meinem Laiengefühl aufgehoben, so oft ich mit Painlevé sprach. Im Hause von Paul Clemenceau; dann in der Botschaft.

Painlevé, Mathematiker, wirkt wie ein begreifender, darum gütiger und fähiger Mensch. Unsereins ahnt: hätte man bloß mit solchen Leuten zu tun, die Welt wäre leichter zu ordnen. (Die Ordnung wird ja eines Tags nicht von überspitzter Klugheit kommen, sondern von fester, hartnäckiger — vielleicht ungeduldig werdender Güte.)

Daß dieser Schlichteste (dieser milde Hirnmensch mit den freundlichen Augen; eines Zivilisten Urbild) so wirksam als Leiter der Wehrmacht sein konnte: das gibt Hoffnung für das regierende Geschlecht einer menschlicheren Zukunft. Mit Mild-Starken am Steuer.

X.

Philippe Berthelot, schlank, junger Weißkopf von bald Sechzig, ist mehr geschlossen und erwartend; läßt eher die Dinge zu sich kommen.

Er hält stets die Nerven mit einer gewissen Spannung bereit. Gönnt sich nicht viel; arbeitet sehr; schläft nur vier Stunden.

Die Beziehung zu dieser geistigen Gestalt ist im ersten Augenblick da. Das Zusammensein mit ihm stört keine Hoffnungen.

XI.

Daladier, während meines Besuches Unterrichtsminister, vierzigjährig, erscheint als junge Energie, ohne Krimskrams. Er sprach, Vorsitzender eines mir gegebenen Banketts, über Deutschlands geistigen Wert, zugleich über mein Lebenswerk, im „Cercle Républicain", — eindringend mit ungemachter Herzlichkeit. Ich empfand ein Glück. Alles blieb fern von Augurentum.

Herrlich war hier die Stimmung: wie das Aufatmen in einem Waffenstillstand. Man fühlt: auch mit den Daladiers ließe sich auskommen. Wären die scharfen Gewohnheitstrottel nicht — und die Generale.

XII.

Daladier spricht mir fast zärtlich von dem lieben Gémier bei Tisch. Bewundernd nennt er ihn „cet enfant de Belleville" — Belleville heißt Rixdorf. Er sagt lächelnd, der Mann sei „notre ambassadeur"; unser Friedensbotschafter.

Das ist Firmin Gémier in Wahrheit. Einer von den Menschen, die man lieben muß. Gémier hat im Wesen erstaunlich Verwandtes mit dem weitab geborenen Schlesier Gerhart Hauptmann. Komische Welt. Dieselbe Schmucklosigkeit, die ein Nationalist naiv als „deutsch" bezeichnen würde — (und die genau so oft in Frankreich vorkommt).

Gémier, der vor tausend Jahren unter Antoine gefochten hat, ist heut ein Regiekönner hohen Ranges. Er spielt etwa den „Kaufmann von Venedig". Nicht Shakespeares. Vielmehr eine ganz ferne, ganz unabhängige Bearbeitung, „nach Shakespeare". Der Schluß, wenn zwei Gruppen einander gegenüberstehn (sein Shylock tritt allemal umringt von Ghetto-Genossen auf) — hier die machthabenden Venezianer, dort die verurteilten Juden, beide Gruppen die Arme zum Himmel gereckt —: dieses Bild wird ein Symbol von unvergänglicher Macht.

Nein, mit unsrer Shakespeare-Darstellung hat es nichts zu tun. (Auch nichts mit dem — bei uns ernst genommenen — dinner jacket Hamlets und seinen Zigaretten.)

Gémier, welcher die „Weltgemeinschaft des Theaters" durchführen will, ist weit mehr als ein großer Bühnenmensch. Sein tapferes Herz bangt um die Besserung irdischer Zustände.

Nicht jenseits von der Kunst: sondern durch die Kunst. Die Gegenwart braucht ihn.

XIII.

Für zwei Vorträge hatte man mich eingeladen. Ich sprach über „L'état actuel du théâtre allemand". Dann über „L'art dramatique, point de contact entre les peuples". Ein Zug besonders liebevoller Aufmerksamkeit: der Universitätsrektor Professor Lapie hatte mich auf dem Bahnhof durch den amtlichen Vertreter der Sorbonne empfangen lassen; jetzt erschien er mit den Dekanen der Fakultät zum Willkommensgruß am Beginn meiner Vorlesung. Dies alles fand ich wohltuend. Hernach, im Hörsaal, gab der Professor Henri Lichtenberger die Einführung.

Ich hatte mir diesen aufrichtigen Mittler deutscher Kultur in Frankreich als Typ eines Gelehrten vorgestellt ... und fand einen Weltmann.

Ganz unzimperlich gesprochen — die Freude darüber soll nicht verhehlt sein: wie er mein dramaturgisches Hauptwerk in den Grundzügen dartat; wie ich vernahm (Menschen san m'r alle), daß Etliches aus meiner Arbeit in der französischen Arbeit schon Platz gefunden hat.

XIV.

Ich bin mit dem Persönlichen immer noch nicht zu Ende ... Jeder neue Tag bot herzlich Beglückendes. Das führende Kunstblatt, „Comoedia", von Alphaud fesselnd geleitet, gab mir einen champagne d'honneur, und hier zeigte sich an folgendem beispielhaften Zug das Überwinden politischer Hemmnisse doppelt reizvoll.

Gabriel Boissy, des Blattes Kunstgewissen, steht politisch rechts. Er war im Krieg und liebt sein Land. Jedoch der ehrlich verfochtene Gedanke, daß auch durch die Kunst heut ein Nahekommen und Begreifen denkbar sei, wird von ihm gefühlt. Das Mißtrauen poli-

tisch entgegengesetzter Hirne schwand. Sein Blatt erbat und druckte meinen zweiten Vortrag; — die Erinnerung an den mich ehrenden Empfang, zu dem Schriftsteller Frankreichs und fremder Nationen sich versammelten, bleibt mir unverlierbar ... in all seiner geistigen Heiterkeit.

Auch das war eine Insel — in der See des Weltenwahns.

XV.

Noch ein paar Gesichter dämmern, wenn ich heut zurückblicke. Noch ein paar Minuten kehren wieder. Wie, auf dem Bankett des Kultusministers, Tristan Bernard spricht. Lustiger Nebel rings. Ich antworte. Wann ist man wieder so vergnügt? Ein brouhaha des voix ...

Daheim in zwanzig Jahren seh' ich so viel Schriftsteller nicht auf einem Fleck. Hier gut vermischt mit Amtlichkeiten. Der Exminister Chaumet redet Schlager. Es ist, als ob Menschen, die bald auseinandergerissen werden, sich für einen Augenblick vernünftige Worte sagen dürfen, dürfen, dürfen. Sie wissen, daß die Welt im Argen liegt — und daß hier ein Versuch zur Lösung, zur Erlösung wittert ... jenseits von Politik.

Der Tischnachbar Hoesch verhehlt nicht, wie froh berührt von dieser Herzlichkeit er ist.

Über ihn ein grüßendes Wort. Dr. Leopold von Hoesch zählt für uns Künstler zu den Wertvollen — auch weil er etwas von unsrem Saft in den Adern führt. Er ist ein ernster Arbeiter: gewissenhaft; illusionslos; innerlich. Die Franzosen sprechen gut von ihm.

XVI.

Thomas Mann, mit dem ich auf der deutschen Botschaft zusammentraf, erhob in den „Münchener Neue-

sten Nachrichten" mit Recht Einspruch, daß er in dem bayerischen Blatt in einer Art Abhängigkeitsverhältnis zu mir dargestellt wurde — was ein kaum verständlicher Kohl ist. Das liegt in der allgemeinen Taktik, den deutschen Besuch (ich spreche für mich und weiß nicht, was Herr Mann dort erlebte) herabzusetzen.

Das Gespräch mit ihm vollzog sich wortgetreu so:

Mann: „Wir hatten noch keine Gelegenheit uns zu begrüßen, guten Abend."

Ich: „Guten Abend, wie geht es Ihnen?"

Mann: „Danke, man schlägt sich so durch."

(Ende des Gesprächs.)

XVII.

Der zweite Vortrag in der „Salle des Sociétés Savantes", vor tatentschloßnen Friedensfreunden, geistigen Bünden, auch Arbeitern, war für mich das Schönste.

Greise, wie der uralte Herr Buisson, wie der weißköpfige Historiker Aulard, waren auf das Podium geklettert. Yvon Delbos, vormals Kultusminister, straff, hochgewachsen, der mich durch eine Kennzeichnung meiner Lebensarbeit einführte, weckt abermals die Empfindung: mit seinesgleichen ließe sich manches bessern — (wenn...)

Ich sprach über die Möglichkeit, entrohenden und entdummenden Einfluß durch die Kunst zu üben. Es war ein herrliches Einvernehmen; eine brausende Harmonie.

Drollig, daß (meist in deutschen Provinzblättern) der Versuch zweier serbischen Studentlein, zu stören, mit einem gewissen Ernst dargestellt worden ist. Sie erklärten mich für den Verfasser gereimten Blödsinns, den ich nie geschrieben. Doch an dem wenig beachteten Auftakt war menschlich hübsch ein Zug: nach der kur-

zen Widerlegung klatschten schließlich die zwei loyal mit. . . Heitere Fälle sind nicht hoffnungslos.

XVIII.

Ich habe selbstverständlich nie aus meiner deutschen Haltung im Krieg, bei aller heftigsten Verdammung des Kriegs als Einrichtung, ein Hehl gemacht. Dieser Dualismus war damals in jedem fühlenden Menschen. Man sah sein Land in tiefster Not, von allen bedrängt, haßte den ganzen Vorgang — und wollte doch helfen. Ich meldete mich sofort freiwillig zum Heeresdienst als Soldat. Die Belege sind heute noch vorhanden.

Worauf es ankommt: ich habe, schärfer als jemand in Deutschland, den Wahnsinn des Krieges gekennzeichnet, mitten im Krieg. Ich habe von vornherein den in Deutschland Mitschuldigen am Krieg Abrechnung schwerster Art angekündigt, wenn der Kampf aus sei. Doch erst war der Kampf ... (Neue Rundschau, September 1914). Im Krieg erschien mein fünfbändiges Hauptwerk, „Die Welt im Drama". Das Vorwort geißelt, noch im Krieg, das „viehische Begebnis", den „elendesten Rückfall" . . . Ich vertrat also diesen Standpunkt nicht erst 1926 in Paris. Wer hat euch, Serben, alles das vorgelogen? hä?

Ich habe Frankreich, o Balkanjünglinge, schon deshalb im Krieg niemals in Versen oder Prosa angegriffen, weil ich in seiner Zusammenarbeit mit Deutschland ja den politischen Ausweg sah. Vielmehr (Neue Rundschau, September 1914) hab' ich im Kriege nachdrücklich betont, das „edle Frankreich" sei vom zaristischen Rußland überstimmt, ins Schlepptau genommen worden. Ich habe den „Führern", wie es in einem Gedicht

hieß (nicht den Völkern, wie es gedreht worden ist) — ich habe den „Führern bei der Deutschlandhetze" galgenhumoristische Krankheiten wie „Rheumatismus im Popo" und so weiter gewünscht. Aus vollem Herzen. Ich habe das Versöhnungsgedicht „Begegnung" im „Tag" veröffentlicht, das besänftigend für das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen sprach — mitten im Krieg; 1914. Das Bekenntnis wurde dann von mir abgelegt: „Ich habe Frankreich immer sehr geliebt. Der Weltkrieg ist kein Grund, es feig zu vertuschen." Acht Jahre, bevor ich nach Paris ging.

Der komische Zwischenfall dieser erfolglos vorgeschobenen armen Teufel aus Serbien war eine verunglückte Schmierigkeit; pechhaft angestellt.

Ihr slawischen Studentlein — ich kämpfe, seit ich öffentlich eine Feder handhabe, für die (nach meinem Ausdruck) „Zivilisierung der Menschennatur". Ich erwarte das künftige Heil von der Wirksamkeit geistig heller, tatentschlossener Gruppen in allen Völkern. Ich bin und war Pazifist; aber nicht sentimentaler Pazifist — ich halte keineswegs die rechte Backe hin, wenn mich einer auf die linke schlägt. Ich vertrat einen antikriegerischen Standpunkt; aber damals, mitten im plötzlichen Krieg, nicht einen nurpazifistischen Idiotenstandpunkt. Ich habe massenhaft Verse zugunsten meines kämpfenden Landes im Krieg hinausgesandt (etliche noch 1926 zur Erinnerung in den Gedichtband „Caprichos" aufgenommen) — ich habe jedoch weder die mir zugeschriebenen Miststrophen „Jeder Schuß ein Russ'" verübt, was man euch vorgeschwindelt hat, noch ließ ich eine Zeile jemals gegen Frankreich drucken — das über Gebühr zu lieben ich von deutschen Blättern drolligerweise verklagt worden bin.

Kurz: ich habe dauernd, Serbenjünglinge, während des Kriegs gegen die bestialische Torheit dieses menschlichen Atavismus gewettert. Aber ich habe nicht als einzige Beschäftigung das Enttäuschtsein geübt, sondern damals den Wunsch gehegt: daß nun, wenn einer in dem elenden Verbeißungsknäuel siegen soll, es natürlich nicht die Andren sein mögen. Begreift ihr das? Schön. Oder, wie ich es später einmal ausgedrückt: Hätte Shaw damals als Deutscher in Deutschland gelebt, er würde so getan haben wie ich: er hätte das Ganze verwünscht — aber sich gewehrt! ... Arme, lütte Serben; nachträglichen Dank für den Applaus.

Ich schrieb, im Hinblick auf besinnungslose Nurpazifisten, anno 1917, folgendes:

> „Ich stehe bei diesem Schwarm in keinem guten Geruch, weil ich, als die überrumpelten Geister sich schieden, in dubio die Partei Deutschlands nahm. Deutschlands, das, von allen Botokuden geächtet, von allen Buschmännern sittlich verdammt, von Tibetanern verworfen, von Feuerländern abgelehnt, von Eskimos verklagt, von Boliviern bemängelt, von Portugieserichen mißbilligt, von Alaskanern geschnitten, — — das in solcher Lage, wenn es, wie Karl Moor, mit ein paar Genossen in die böhmischen Wälder zieht, zu schützen eine Wonne bleibt. Mit tausend Lied chen ... oder was der Einzelne sonst kann."
>
> (1917. „Die Welt im Drama", Bd. III, S. 160)

Deutsche Tagesblätter tun, als ob ich das je verheimlicht hätte. Hoffnungslos unbegabt. Der Nachweis ist so leicht.

In meinem Vorwort zu dem wertvollen Buche des berliner Gymnasialdirektors Dr. Siegfried Kawerau „Denkschrift über die deutschen Geschichts- und Lesebücher" heißt es:

„In die Überraschungen des Weltkrieges rief ich manches Wort, das ich heut nicht vertrete; doch ich vertrete, daß ich es damals rief." Da ist der ganze Fall.

Haltet, Jünglinge Kroatiens, Jugoslaviens, Montenegros, dies Eine für immer fest: ich war es unter den Deutschen, der, gleich im September 1914, folgendes Grundsätzliche drucken ließ — und mich daran hielt während des ganzen Krieges:

„Wir wollen helfen bis zum letzten Hemde; bis zum letzten Fingernagel; bis zum letzten Wurf Speichel: aber nicht vergessen, was uns angeht — inmitten dieser Welträude."

Dies zugleich mit zornigem Drohruf an die Mitschuldigen im eignen Land:

„Wenn der Friede kommt, kommt eine Abrechnung. Habt ihr verstanden?
Dann erst beginnt es.
Im Frieden ein Dreißigjähriger Krieg.
Das wird sein: der Weltkrieg."

Auch in diesen „Weltkrieg" griff ich ein . . . Ja, ich hatte, schärfer als jemand in Deutschland, den Wahnsinn dieses Atavismus gekennzeichnet, mitten im Krieg. . . . Den Versuch, meine Gesamthaltung zu fälschen (bei keuchender Lunge zu kappen, was dies edle Arrangement als unwahr entlarven könnte), fand ich lehrreich: da hier auf ehemals von mir ausgeteilte Tritte sich mancher Getroffene wutulkig gemeldet hat. Nicht stören! laßt sie! weiter! feste! kss-kss!

Nur glauben dürft ihr ihnen nicht. Weil, indes ich eine Zeitlang zusah und sie auf meine stille Geringschätzung bauten, der ungeheuerlichste Schwindel über mich, die dümmste Verdrehung in aller Erbärmlichkeit

von deutschen Zeitungen versucht worden ist. Mit welchem Pech . . .

Um euretwillen sprach ich heut.
Liebe Serben; liebe Serben.

XIX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß der alte Kämpfer André Antoine auf die deutsche „Volksbühne" wie auf ein Vorbild wies, unter Berufung auf meine Rede, hat mich mit heimatlichem Stolz erfüllt.

Französische Blätter haben bei diesem Anlaß die Bereitschaft zur Näherung unmißverständlich und mutig kundgetan; es muß denkenden Menschen willkommen sein.

XX.

Ich denke gern an etliche schöne Stunden bei Paul Block. Zugleich an die Unverwüstlichkeit meines Freundes Joseph Chapiro, der in Vollblut-Spannkraft nicht nur eine gute Sache, sondern wie ein Vater (oder wie ein Sohn?) mich selber betreut hat.

Manche Menschen in Berlin, auch wertvolle, sind gegen ihn; warum? Weil er mit noch unabgestumpfter Wucht frischgebliebenen Bluts Dinge bewegt, die sonst korrekt auf demselben langweiligen Fleck blieben; weil er wallungsforsch Leben in die Museumsbude bringt. Und weil das hier ungewohnt ist. In dem Widerstand gegen ihn liegt ein Teil von jenem Selbsthaß der Gezähmten, Ruhsamen, Durchglätteten — denen schmissige Wüstenkraft verloren ging. Mein Herz ist auf der andren Seite.

XXI.

Jenseits von den erwähnten deutschen Zeitungen sei das, für sich zu betrachtende, Blättchen des Herrn

Kraus in Wien gestreift, weil er . . . Pst! dieser Herr hat sich in den Schutz der Justiz gestellt.

Nach meiner früheren spaßigen Durchleuchtung seines moralbetonten Waltens hat er mein Verhältnis zum Krieg etwas ungenau dargestellt. In der Wut war ihm kein Schimpfwort zu wild — und als er sie geäußert, als eine heitere Entgegnung zu erwarten stand, lief er zum Richter. Da senkt man gerührt das Pustrohr.

Herr Kraus ist, literarisch betrachtet, ein fleißiger Satirikstreber. Noch dann mäßigen Grades, wenn er bei Andren borgt. Aber sehr geschickt im Gruppieren. Eine allererste Tüchtigkeit in jenem Journalismus, den er bekämpft — und, falls er wo gelobt wird, als beweiskräftig zitiert. Etwas gernegroß.

Er schreibt ein schwaches Deutsch . . . und erklärt sich für einen Prosaiker. Außer in seinen Versen ist er das nicht. (Heine und die schrecklichsten Folgen.)

Er hat meine Stellung zum Kriege sehr emsig gruppiert. Meine Stellung wurde nicht so deutlich wie seine Entstellung. Wenn ich einen leidenschaftlichen Aufsatz gegen den Krieg (im Kriege) schrieb, hat er ihn als eine Kriegshetzerei gruppiert. Daß er für mein Verhältnis zu Deutschland kein Organ hat, ist nicht seine Schuld.

Herr Kraus nagelt scheinbare Widersprüche, bei Andren, mit aufrechter Strenge fest. Er nennt Hermann Bahr (Kraus ist früher wegen unwahrer Behauptungen über ihn bestraft worden) — er nennt Bahr streng einen „damals (1914) national, jetzt katholisch spekulierenden Literaturfilou".

Kraus, Karl, seinerseits, rühmte bei Beginn des Weltkampfes den obersten Kriegsherrn Kaiser Franz Joseph und seinen Kriegserlaß, psch . . ., er sprach ehrfurchts-

voll ergeben („Fackel", Dezember 1914) wörtlich im Hinblick auf den Kriegserlaß von „jenem erhabenen Manifest, jenem Gedicht, das die tatenvolle Zeit eingeleitet, dem einzigen Gedicht, das sie bis nun hervorgebracht hat" — pschsch! — er sprach bewundernd von „dem menschlichsten Anschlag, den die Straße unsrem Auge widerfahren (!) lassen konnte". Das hat er hinterdrein — mit Schimpfworten gegen andre — als reinste Bewunderung für die Sprache gedeutet. Der Enthusiast.

Nachdem Herr Kraus den Franz Ferdinand schmeichelnd gerühmt; nachdem er den Franz-Joseph-Kaiser festlich, kriegsmani-festlich gepriesen: nachdem hat er (in einem andren Zeitpunkt — denn die Zeiten ändern sich) witzelnd angedeutet, wie der eine sich auf den Tod des andren gefreut haben mag. Und wie der andre statt auf dem Thron auf dem Nachtstuhl saß. Die Zeiten ändern sich.

Der Filou, also Hermann Bahr, wird gelegentlich streng von ihm sogar „Schwachkopf" in einer besonderen Überschrift genannt — obschon er doch die Herkunft gewisser Witze des Kraus richtig mitgeteilt hatte. (Der Gesinnungsmangel des Bahr bestand in der gerichtlichen Verurteilung des Kraus... Der war sich dieses Zusammenhangs nicht bewußt.) Auch gegen mich kann er vorurteilslos kaum sein: ich bearbeitete seine Person gelegentlich derart im „Pan", daß er mich kurz entschlossen totsagte, nach zwölf Jahren den Leichnam verklagte, Prozeßkosten aus meinem Nachlaß erwartet. Kleiner Spiritist.

Außer dem erhabenen Manifest und außer dem einzigen Gedicht, das die tatenvolle(!) Zeit eingeleitet, verriet der sittlich empörte Kriegsgegner (verriet heißt:

bekundete) eine militärische Willigkeit ersten Ranges, als er, beglückt vom Besuch seines Vortrags durch dienstfreie Marineoffiziere, schlechthin uniformekstatisch (vooor dem Kriege) wörtlich drucken ließ, daß „der Militärhaß der Demokratie die Überlegenheit des Mißwachses über die Männlichkeit bedeutet". Herr Kraus ist ein Demokrat. Er war es damals kaum, als Barone, sehr entzückt von seinem Antisemitismus, seinem Vorstoß gegen die Pressefreiheit, seinen Verneigungen vor dem Franz Ferdinand, ihn manchmal heranzogen. Heut ist er bestimmt was Ähnliches wie ein Demokrat; hat seine Haltung bei veränderter Zeit verändert. Er verdächtigt also meine Haltung im Kriege.

Wäre die „Neue Freie Presse" gegen den Krieg gewesen: dann hätte Herr Kraus am Ende kriegerischen Sinn gehißt. Noch begeisterter über das erhabene Manifest. Die Freie Presse war jedoch für den Krieg . . . Nicht zu wenig verspottete nun Herr Kraus eine Wiener Journalistin, Alice Schalek. Na! (Sein Standpunkt zum Weltkrieg ist eigentlich die Auseinandersetzung mit der Schalek — er nannte das jedoch „Die letzten Tage der Menschheit". Heine und die allerschrecklichsten Folgen.)

Solche Zusammenhänge vollziehen sich ganz im Unterbewußtsein.

Nach dem Herzensgruß an den Kaiser Franz Joseph (hat die „tatenvolle" Zeit denn viele Väter gehabt?), nach den Marineoffizieren, deren Mangel an Mißwuchs ihm auffiel, nach den kernigen Huldigungen an Franz Ferdinand, welcher „das Maß eines Mannes" neben andrem in sich trug: nachdem hat er mich (als ich eine seiner Vorlesungen kritisiert hatte) inniger und ausführlicher gebrandmarkt: wegen meines Anteils

am deutschen Schicksal — neben allem, was ich schärfer als er Kriegsfeindliches im Kriege geäußert. Pschschsch!

Sardonisch eifert er dauernd gegen meinen „kleinen Mund" — (unwissentlich befangen in der Vorstellung des großen Mauls). Er schreibt wörtlich: „Von Körpermerkmalen mag man wohl sagen, daß es unziemlich wäre, sie hervorzuheben"; also hebt er meine hervor.

Er berennt somit, ziemlich unziemlich, den kleinen Mund — welcher bisher mein ganzer Stolz war . . . und ein Körpermerkmal ist, oder es gibt keins.

Vollends über das Französisch, das mein wiederholt eindrucksvoll ins Treffen geführtes Körpermerkmal in Paris gesprochen hat, ist Herr Kraus schwer gereizt. Er kann's halt nicht verbergen. Er war . . . auch in Paris. Er, seinerseits, habe dort nicht französisch gesprochen (was ich ihm glaube), sondern: wie ein Wiener. (Er verwechselt Wien; wenn auch nicht mit Gitschin, wo seine Wiege stand, sondern . . . Er verwechselt Wien.)

Er hat aus Paris einen ganz privaten Bericht erhalten (wer den und wozu man ihn angefertigt hat, sagt er nicht; seeehr schade). Ich will ihm helfen. Es waren Krausjüngel auf Redaktionen in Paris gewandert. Wanderten zu dem (deutschfeindlichen) Antisemitenblatt, „Liberté" — und äußerten über mich Einiges, damit es dann in der „Fackel" des Kraus zitiert werden könnte. Er hat zitiert . . . und die „Liberté" nicht genannt. Denn das wäre so, als zitierte man zum Zweck eines sachlichen Berichtes den „Miesbacher Anzeiger" oder die „Fackel". Die panegyrischen Franzosenstimmen über meine Beherrschung der Sprache kamen ihm nicht zu Gesicht. Er hätte sie sonst abgedruckt. Alles zum Kugeln.

Er war . . . auch in Paris. Franz Josephs und Franz Ferdinands Verehrer las dort ein erhabenes Manifest gegen den Krieg nach dem andren. Er blieb in einem, gewissermaßen, passiven Incognito. Herr Kraus kam in sittlichen Zorn, weil die (verachtete) Öffentlichkeit es kaum bemerkte. Dies alles ist unterhaltend.

Mein unziemlich hervorgehobenes Körpermerkmal wird jetzt nicht mitteilen, was Victor Adler, der edle, hochstehende Sozialistenführer Österreichs, zur Kennzeichnung des Kraus und seiner hier gestreiften Methoden drucken ließ. Damit will ich ihn verlassen.

Ein armer, kleiner Schmierian, von kariösem Duft, mit Gaunerfrechheit, ein sogenanntes Menubbel, das ist: zu kurz gekommener Mensch, mit einem wehmütigen Zug auf dem Rücken (was zum Quell hohen, vorurteilsfreieren, verstehenderen Weltgefühls werden kann — hier jedoch zu schnappender Unsauberkeit geführt haben mag) suchte mich im Gespräch über Herrn Kraus zu überzeugen, daß dieser Israelit, wenn er (in seiner mehr katholischen Zeit) die Juden einen Grund zur „Verwesung" nannte, von Weininger abhängig sei. Aber ich hatte das nie bestritten.

Das Jüngel, vordringlich zugleich und bösartig, das an niemandem ein gutes Haar ließ, fuhr fort, als Anhänger des Kraus ihn selber zu verdächteln. Es ist mir denkwürdig in der Erinnerung — und gehört dazu.

Er begann (genau kann ich den Dialekt nicht wiedergeben) so: „Weiningers Philosophie, Herr Doookta, ist krank. Er hat übrigens an' Buckel g'habt." (Ich war fast erschüttert von dieser Selbstentäußerung, die, um jemandem was anzuhängen, von sich absah; oder sich verkannte.) Dies Jüngel, jeder Zoll ein Zeitungsinsekt,

jeder Nerv ein Tüftelgauner, jeder Millimeter eine Literaturlaus, grinste, halb aufdrahend, wie Leute seiner Art — als er fortfuhr: „Der Kraus hat manches vom Weininger. In der Weltanschauung, in der Argumentation, sogar in der Beziehung zu dem sölig'n Houston Stewart Chamberlain. Wenn Kraus von die Marineoffizier' Schmeichelhaftes g'sagt hat auf Kosten von der Demokratie, das hätt' der Weininger auch schreiben können. Kraus und Weininger sind halt verwandt — der Kraus kommt nur hinterher. Er ist nicht immer abhängig ... der Weininger zum Beispiel ist protestantisch geworden, er katholisch. Der Weininger hat sich erschossen — jener ist selbständig am Leben. Und, Herr Doookta, Weininger ignoriert das Transzendente von die ethischen Kategorien, no, — dafür hat Kraus Aphorismen gemacht, die zwar nicht immer von ihm sind, aber transzendent, wie sie wo früher g'standen sind."

Er fuhr fort: „Wenn beim Kraus was steht, was von Rückert ist oder von Lichtenberg oder von sonstwemenem, sagt er, daß seine Leistung im ‚Einschöpfen' lag; aber erst, wenn's ihm nachgewiesen ist. Vorher leistet er nur die Einschöpfung. Trotzdem: die Erhabenheit am Kriegsmanifest hat er nicht vom Weininger — das is ka bloße Einschöpfung, das hat er aus sich."

Das Jüngel sah frech-melancholisch mich an — und vorbei. Ein echter Zweig vom Baum der Menubbel. Ich wußte, was er hinterdrein tückisch und dumm haarspalten würde. (Sofern Zweige haarspalten.)

Zuletzt sprach er: „Die Zwa, Herr Doookta, gehören nebenanand. Weininger ist die spekulative Ausgabe, der kleinere Kraus die ethische — aber vom gleichen Typ.

Beide sind wie Tante und Nichte; . . . 'leicht kriegn's a gemeinsames Denkmol im Stadtpark."

Ich sah ihn davorstehn . . .

XXII.

Nur in den letzten Tagen war endlich Zeit, von der Stadt selber was zu schmecken, nach aller guten Ermüdung. Von ihrem unvergleichbaren Gassenglanz. Von dem trödligen, tiefen Zauber des linken Ufers. Von wiederaufgesuchten Fenstern der Erinnerung.

Und ich verstand abermals die Worte, so Hebbel beim Abschied von der Stadt Paris wie segnend ins Tagebuch gesetzt hat. Kein Franzose sprach je von ihr mit solcher Inbrunst — wie ein Mann aus Wesselburen, preußischer Regierungsbezirk Schleswig, Kreis Norderdithmarschen.

Ulkige Welt.

XXIII.

Etliche Zeit ist seitdem vergangen. Der Aufstieg des Planeten übereilt sich nicht . . .

Aber das Bewußtsein, daß wenigstens die Kunst (und hier müßte jetzt eine himmlische Melodie von Franz Schubert erklingen) — daß wenigstens die Kunst auf ihrem Gefild Menschen, zwecklos Geschiedene, für eine kurze Frist aneinanderzuführen vermocht hat: das bleibt etwas Leuchtendes.

Ganz fruchtlos kann es nicht gewesen sein.

So sicher unsre Gilde heut nur Geistiges wirkt, dem Groll und Krampf der Gegenwart voreilend: ein menschlicher Schritt vorwärts ist getan.

XXIV.

Es war herrlich. Ein Beginn.

XXV.

Carlyle sagt: „Arbeiten und nicht verzweifeln!"

Freundliches Allegretto

I.

Unter dem feierlich-komischen Titel „Alfred Kerr und Thomas Mann" drucken Zeitungen in Deutschland, in Österreich, sogar in Ungarn etwas aus einem Artikel Manns (veröffentlicht in einer Monatsschrift), worin er seinen Pariser Aufenthalt zu schildern versucht — ein Versuch, der hier nicht kritisiert werden soll.

Th. Mann bespricht bei diesem Anlaß meine Beurteilung seiner Literatur, in einem sorgfältig hergestellten Abschnitt.

Obschon, wenn zwei deutsche Schriftsteller als Friedenstäuberiche nach Frankreich gehn, ihre eignen Auseinandersetzungen dabei nicht vorbildlich wirken, legt Herr Mann hierauf Gewicht. Er äußert sich mit emsig betonter Gelassenheit — und irgend jemand hat, gewiß ohne sein Zutun, diese Zeilen schon vor dem Herauskommen der Monatsschrift an eine ganze Zahl von Zeitungen verschickt, zum Zwecke des Vorabdrucks der Gelassenheit. (Mit dem Zusatz, dieser Artikel „werde" erscheinen.)

Die Erörterung zwischen den zwei Ölzweigträgern stammt also nicht von mir.

II.

Zum Glück redet Herr Mann in der gewinnendsten Art über mich. Er äußert „Bewunderung" — und es ist ein Schicksal, daß man sie so gern erwidern möchte, zugleich aber (Max-Piccolomini-Zwiespalt) auch nicht unehrlich sein will. Wer hilft einem da?

III.

Nicht ohne Schnippischkeit, ei, ei, beschuldigt er mich aber doch des Wunsches, ihn zu töten. Töten wollen ist ein vorbeitreffendes Wort — wenn jemand seine ganz abweichende Gattung ausdrückt. Es gibt kritisierte Gestalten, die schlechter als Mann, und solche, die besser sind: ohne daß man bei der Wertung an ihren Tod dächte. Sie leben alle fort. Das Gegenteil wäre ja noch schöner! (Der Ton liegt auf „noch".)

Geltend bleibt das Gesetz: „Du sollst nicht töten." Allerdings auch das Gesetz: „Du sollst dir dein Lächeln nicht verbeißen."

IV.

Gegen die Andeutung, daß wir beide von der Musik herkommen, kann ich nichts tun — aber da sind es zwei verschiedene Arten von Musik.

Die Musik seiner künstlerischen Art äußert sich beispielshalber in folgendem Satz des Artikels:

„Als ich mein Verständnis einräumte für die Weltantipathie, die die Verbindung habe erzeugen müssen, die der Romantismus im neuen Reich mit derbster Imperialwirtschaftlichkeit eingegangen sei, so daß man sich Deutschland endlich unter dem Bilde eines reichlich brutalen Generaldirektors habe vorstellen müssen, der sich usw. usw. vorspielen ließe, wollte . . ." (Mit „wollte" beginnt der Nachsatz) . . . Das kann ich nicht erwidern.

„— — — — — — — Es erheben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust;
In mir ist Nacht . . ."

(Max Piccolomini)

V.

Mann sieht, weil er auf „unerwiderte Sympathie" stoße, darin Mystisches. Das zeigt aber doch (freundwillig sei es geäußert) mangelnde Vorstellungskraft. Es bedarf keiner Mystik, um in angeregter Stimmung zu sein.

VI.

Daß Herr Mann die Demokratie jetzt für ein „Hindernis" erklärt und statt ihrer die „aufgeklärte Diktatur" erhofft, bleibt unwichtig gegen seinen Satzbau.

VII.

Gleichviel! Da er den, ein Leben lang von mir gepriesenen, weißen Bordeaux namens „Graves supérieur" nun auch entdeckt zu haben scheint (er habe ihm „beifällig zugesprochen", sagt . . . nicht am hundertachtzigsten Geburtstag J. W. v. Goethe, sondern dieser Romanschriftsteller) — so gibt es immerhin für uns eine Berührung: in jenem Graves, dem ich, sogar wiederholt, beifällig zugesprochen habe.

VIII.

Noch eine Formel des Entgegenkommens läßt sich ausdenken. Man könnte folgendes mit sanftem Augenaufschlag äußern:

„Beide haben wir in Frankreich einer guten Sache gedient — wenn auch in recht abweichender Art . . ."

Also, schön.

Caput IX

HELVETISCHER HIMMEL

Gruß an die Schweiz

I.

Ich soll über die Schweiz reden? Vor Schweizern? — Es droht mir die Gefahr: grundsätzlich zu loben.

Ich hätte zwar ohnehin gelobt; aber was Peinliches meldet sich trotzdem, für mein Gefühl. (Man ist eine Cordelia.)

Gibt es keinen Ausweg? — Doch. Ich will, am Schluß, meine früheren Bemerkungen über die Schweiz, vor Jahren gedruckt, anführen.

Das entlastet mich vor mir. Jetzt wird's gehn. Also los.

II.

Zu sprechen ist:

Von dem Staatengebilde Schweiz? Von ihrer Dichtung? Von eignen Begegnungen mit der Schweiz und Schweizern? . . . Aber ich, der Sprache Knecht (und Herr!), muß über meine Schreibart zuerst etwas aussagen — die von expressionistischen Dramatikern verhunzt, von gewerbsmäßig Kernhaften dank deren gesunder Natur nicht erfaßt, von vielen durch Nachahmung anerkannt worden ist.

Zwar stammt mein Stil nicht aus der Schweiz, vielmehr aus einem bestimmten Hirnwuchs — doch was

bei C. F. Meyer an Gehämmertem, an Gefugtheit lebt (Der Heilige, Die Versuchung des Pescara): das fand in meinem Herzen ein wahres Willkommensglück. Ich merkte früh bei dem helvetischen Meyer etwas von der nachbar-lateinischen Formkraft und limpidezza — die mir ein Leben lang teuer gewesen sind.

In Kellers oft gravität-schalkhafter Phantasie war mir die wundervolle Dämmung, die Gehaltenheit (was man mittelhochdeutsch die „maasze" nennt) unendlich kostbar. Ich hätte Keller der Sprache wegen geliebt — noch wenn seine Inhalte mir feind gewesen wären. Aber sie wurden eine Steigerung des dasigen Wohlgefühls.

Ja, was im Vorwort meines Hauptwerks, „Die Welt im Drama", verlangt (und in meinem Werk betätigt) ist: „Lieber Extrakt sein als Limonade". „Die innere Form sei Zusammendrängung" — wieviel Wesentliches davon haben die zwo Schweizer! Wenn es gleich auf dem Acker eines himmelweit andren Weltgefühls wuchs: nämlich fern vom keimträchtig gelockerten Erdreich großer Städte — wohin mein Hoffen fliegt.

III.

„Große Städte" sind ein geistiger Begriff . . . nicht eine Mammutzahl von Einwohnern. Id est: Städte für heutige Menschen. Seid ihr etwan ein Hirtenvolk?

Dies Hirtenvolk weiß mit Kontoführen gut Bescheid. Gottfried Keller bucht es ironisch; ich fast feierlich. Nein, es genügt nicht, ehren- und wetterfest und herzensprächtig und von echtem Schrot und Korn zu sein — wenn einer nicht von heut ist.

Ihr hütet nicht nur das Lämmlein: sondern die Sommerfrischler eines Planeten. Das hält auf dem Damm.

Das weitet den Blick. Das wird Gift für Kleinsinn; Dünger für Weltsinn.

Und wenn mein Freund Bernard Shaw den Sohn eines schweizer Hotelwirts als Wunschbild für heut' noch mögliches Soldatentum hinstellt, in einem „Helden"-Lustspiel: ist das eine Willkür? ist das ein Zufall? — Es ist ein Dank. Es ist eine Quittung.

Und ich schrieb sie vor ihm.

IV.

Ich habe den Glauben an die großen Städte, das ist: an durchgestufte, hochnervige Siedelungen. Nicht zugleich den Glauben an die großen Länder. Ich betonte das hinreichend oft! Die Schönheit der Welt kam aus dem kleinen Griechenland. Das Gewissen der Welt aus dem kleinen Juda.

Von der kleinen Schweiz kommt seit langem das Merkbild für Sprachsymbiose, für Völkergefährtung. Dies starke Beispiel. Dieser Trost in irdischer Verbocktheit. Dieser Rüffel an frühstufig gebliebene Hirne. Dieser herrliche Beweis für Mögliches . . . Die Schweiz ist nicht nur ein Land: sondern ein Argument.

Damit bin ich bei dem andren Punkt: dem Staatengebilde.

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was seid ihr für den Völkerbund? Nicht nur der Ort: auch der Hort.

Nicht nur der Sitz: auch der Sinn. Nicht nur der Standplatz: auch der Standpunkt. Nicht nur das Obdach: auch das Muster.

Die Einwände gegen ihn sind verdammt berechtigt. Aber verdammt billig. Was gelang hienieden auf den

ersten Streich? Die Menschheit ist ja gewissermaßen eine Schnecke, die von Kiel nach Konstanz laufen soll ... und heute kaum bis Hamburg lief. Das erste Zweirad war ein Dreirad — möcht' man sprechen. Die erste Nürnberger Uhr keine Longines. Das erste Daguerrotyp längst kein Goerz-Anschütz-Werk. Das Wesentliche, meine Lieben, an der Eisenbahn sind nicht die Unfälle — sondern die Eisenbahn.

Wie man jahrhundertelang die deutsche Einung für aussichtslos hielt; bis sie Wirklichkeit war: so mag ein Völkertrust bespöttelt werden — bis er Wirklichkeit ist.

Dreimal selig, wer ihn einst erschaut.

VI.

Völkertrust? Das Gegenstück zum alten Österreich; zur alten Türkei (Deutschland war, ach, mit zwei Türkeien im Weltkrieg verbündet). In Österreich, der andren Türkei, lebten die Völker so, wie bei Hagenbeck in Stellingen das Getier: der Löwe scheinbar geruhig bei dem Lamm — doch eine Blechgrube mit Stacheldraht lag dazwischen.

Der wahre Völkertrust soll das Gegenstück zu derlei sein.

Auch das Gegenstück zu dem Deutschland Wilhelms oder Bismarcks mit mehreren gewaltsam eingeordneten und nicht gleichrechtigen Sprachgruppen. (Das ist eine Wahrheit ... Aber wahr ist auch dies andre: daß mit uns jetzo dasselbe Unterdrückerspiel gespielt wird; in Westpreußen, Oberschlesien, Böhmen oder sonstwo. Wahnsinn bleibt Wahnsinn, auch bei umgekehrten Vorzeichen. Die Erdbewohnerschaft lernt sehr langsam.)

Die Schweiz leuchtet in solchem Wirrwarr mittagshell. Mit der genial-menschlichen Parole: Nicht

Anzwängung, sondern Gesellung. Mit Henrik Ibsens Gewissensruf: „In Freiheit — unter eigner Verantwortung."

Dies Hirtenvolk ist ein allerheutigstes Volk.

VII.

Als andre sich weißbluteten, blieb die Schweiz neutral. Ich bereue nicht, was ich, in französischer Sprache, 1912, zwei Jahre vor dem Ausbruch der Weltverblödung schrieb, als man Shaw, mich, noch ein halbes Dutzend Stimmen in einer Pariser Zeitschrift zum Sprechen brachte. Damals hieß einer von meinen Sätzen:

„Ce sont des hommes point infaillibles qui commencent les guerres. Souvent des diplomates beaucoup moins intelligents que moi. Est ce-que je dois expirer pour leur manque de talent? Je les critique. Par la critique des individus, la guerre périra: il n'y aura à la fin qu'une police mondiale."

Weiter schrieb ich, voll Bedauerns:

„La santé de ce monstre: la Guerre, est menacée, mais elle continue à exister. Votre Voltaire a parlé contre ce fléau et ce crime qui contient tous les fléaux et tous les crimes.

C'est beau qu'on ait déjà dit cela il y a deux cents ans. Mais c'est triste qu'il y ait déjà deux cents ans qu'on l'ait dit."

So mein Credo 1912. (Le Monde Illustré.) Die „Weltpolizei" war der Kernpunkt. Sie ist auch für den Völkerbundgedanken der Kernpunkt. Ich will mit Leidenschaft als banaler Humanitätstrottel gelten: und von solcher Trottelei, solcher Banalheit nicht lassen bis zum letzten Atemzug auf diesem Stern Erde.

Der Zustand seit dem Weltkrieg hat meine Gewißheit nicht widerlegt: sondern erhärtet. Er bewies nicht eine Unmöglichkeit: vielmehr eine Notwendigkeit.

Ganze Völker ahnen das heut'. Programme werden gemacht. Richtlinien festgelegt. . .

Aber die Schweiz ist den Zukunftsordnern durch ihre Geschichte voraus. Die Schweiz darf zu ihnen, wie Schillers Fiesco zu dem Künstler, sprechen:

„Ich habe getan, was du — nur maltest."

VIII.

. . . . . .

So das Politische . . . Gern über eigne Begegnungen mit dem Schweizerland ein paar Worte zum Schluß.

Der schweizerische Sprachlaut kam, als ich ein Kind war, zuerst an mein Ohr: von den Lippen einer Schneiderin, die wer weiß welcher Wind vom Züricher See nach der schlesischen Hauptstadt versetzt hatte. Sie hieß Minna K.; war in wohlhabenden Häusern sehr gesucht. Dann aber ging das Gerücht, sie sei nicht nur in Kleidern tätig — sondern abends außerhalb solcher. Das entzog ihr den Boden.

Bis dahin schollen aus dem elterlichen Schlafzimmer bei Anproben seltsame Laute, vom schlesischen Klangfall sehr getrennt. Das prägte sich ein — und erwachte, merkwürdig, mit einem Ruck, als, Jahrzehnte danach, ein schweizerischer Schutzmann mir den Weg zu einer „Kchilche" wies. Auch als Sanktgaller Leute vom „Goppfried Kchäller" sprachen . . .

Nichts, was ein Kind aufnimmt, geht völlig unter. Die Gouvernanten, erst Marie Sibille, dann Marie Sappey, aus Grenoble beide, hatten von der grenznahen Schweiz Wunderhaltiges erzählt. Die Eltern schwärm-

ten von Gießbachfällen, von Rigi-Kulm, von Matten und Kehren — man bekam hellseherisch einen Begriff. (Er ist hernach bloß bestätigt worden.)

Wovon bringen solche Wesensahnungen Zeugnis? Von der Unterschiedlichkeit eines Landes; von seiner starken Sonderart.

Die Schweiz ist wirklich nicht zu verwechseln.

IX.

Als Zweiunddreißigjähriger betrat ich sie zuerst. Auf einer Wanderung: über das Schlapinajoch, aus Vorarlberg. Ich mußte lächeln, wie sofort etwas vom Wesen eures freien Staates in das Bewußtsein sprang. Auf drollige Art.

Ich kam von Venedig mit meiner Mutter, in Innsbruck trennten wir uns, dort warteten Österreicher, fünf oder sechs Mann. Arthur Schnitzler dabei. Von Gargellen gingen wir eines Nachts hinüber, und ich habe noch das (durch Beer-Hofmanns Kodak festgehaltene) Bild: wie der schweizerische Grenzpfahl selig in der Morgensonne stand und ich zu seiner Spitze klomm. Ein Norddeutscher in unsrem frühen Schwarm, kaum zwei Schritt jenseits des Pfahls, rief die jauchzenden Worte: „Wilhelm der Zweite ist ein — !!“ Das durfte man hier, endlich, sagen. (Heute wär' uns wohler, wenn es viele rechtzeitig gesagt hätten) ... Dies war meine erste Begegnung mit der Schweiz.

X.

Ich vergesse den Nachtgang und den Morgen nicht und alle darin beschlossene Wonne des Daseins, die man unbekümmert sozusagen mit dem Absatz von sich stieß — weil die Welt sie zu liefern hatte.

XI.

Als Zwanziger, Student in Berlin, war ich durch Erich Schmidt in das Haus des schweizerischen Gesandten — damals der Oberst Roth — gebracht worden, um seine siebzehnjährige Tochter Emmy, ein tanagrazartes Mädchen voll zaghaft-feiner Anmut, in klassischer Literatur zu unterrichten.

Ich kannte schon ihre Freundin im selben Haus der Regentenstraße, Else A., später Messels Frau. Das Episödchen dieses Unterrichts währte nicht lang — doch die schweizerisch-feste, prachtvoll entschlossene Gestalt der Mutter neben dem leisen, insichgekehrten Kind blieb mir Jahre durch anziehend im Gedächtnis. Jetzt hausen beide, glaub' ich, bei Appenzell. Der Oberst ist lange tot.

XII.

Öfters traten an der Spree Schweizer wohltuend in meinen Radius. Einmal wurde Böcklin uns auf die Kneipe mitgebracht. Er saß mit hellen Augen und trank dunkles Bier. (Später, in Fiesole, sah ich ihn gealtert; oft fuhr er zu Melini Wein schlürfen — oder gießen) ... Ich denke gern an die Meistersängerin Emilie Herzog und ihren breitschultrigen Mann, den Musikkenner Dr. Welti. Gern an eine gütige Tierfreundin, Frau Schmidt-Bürkli, die sich leider dann getötet hat; einmal war ich bei ihr mit Wedekind, als er seinen korrekteren Verwandten (Generalkonsuls!) dort erst vorgestellt wurde. Die Beriechung — so nennt es Bismarck — der zwei Wedekindgruppen haftet in mir bis an meinen Tod.

Aus Genf kam Adrien Lachenal mit seiner damals noch unvermählten Schwester; die Erinnerung an sie bleibt wertvoll. Ich verbrachte fröhliche Stunden mit

Dr. William Martin (dessen kluge Schrift „La crise politique de l'Allemagne contemporaine" vor dem Krieg manches leider Wahre bei uns festgestellt hat). Ein Schweizer, allerdings schon eingepreußt, hat mich in Öl gemalt: Gustav v. Meng-Trimmis. Der vorletzte Gesandte der Schweiz in Berlin, A. v. Planta, kam gelegentlich zu uns. (Er starb unvermutet nach dem jähen Tod seines Sohnes — von manchem hier herzlich betrauert.) Spätere Freundschaft mit Eduard Korrodi, mit Max Rychner schuf eine herrliche Begegnung in Zürich, die aus dem Gedächtnis nie zu tilgen ist. Junge Schweizer sah ich gern im Grunewald. Zuletzt Dr. Helbling aus Rapperswil. Schweizerische Musiker, Schriftsteller kamen.

Doch mit Unzünftigen und Namenlosen hab' ich, wie stets, am liebsten geschwatzt. Unterwegs; in manchem Himmelsstrich. Ich kam dabei zu folgender Beobachtung.

Fast jeder durchschnittliche Schweizer wirkt in einem gewissen Maß freiheitlich . . . obschon er letzten Endes wohl stockkonservativ ist. (Er ist halt konservativ im Freiheitlichen . . . Also: kein Emporkömmling in diesem Gefühl. Das wird es sein.)

In meinem Werk „Die Welt im Drama" steht der Satz: „Die sogenannte Fortschrittshoffnung vertreten oft widerliche Burschen. (Aber deshalb zur Abwendung von ihr zu kommen, ist Sache kleiner Hirne.)" Wenn ich mit Schweizern sprach, entstand mir der Eindruck von Leuten, die vorgeschritten in der Denkart, aber nicht ekelhaft sind.

XIII.

Bei der Hebbelfeier 1913 sprach ich in Zürich und St. Gallen. Ich habe dieser Fahrt immer in Freuden ge-

dacht. Mit Hans Trog blieb ich im Gefühl freundschaftlich verbunden. Dr. Bodmer führte mich den Dolder im Vorfrühling hinauf; ich denke noch immer dran.

Die „comestibles"-Geschäfte, welche damals in mich eine dem Fanatismus ähnliche Zuneigung pflanzten, sah ich im April 1923, nach einem Jahrzehnt und einem Weltbrand, noch unverkümmert. Obschon Planta mir früh schweizerische Wirtschaftsnot und Warenstauung voll Besorgnis ausgemalt hatte.

In diesem April 1923 schien die Schweiz (auf der Durchfahrt) mir immer noch ein Kanaan. Auch meiner jungen Frau, welche die Geographie fast wissenschaftlich auf das Vorkommen von Schlagsahne beklopft. Zwei Tage blieben wir.

Es ist ein Kreuz, daß man die Sonne Zürichs und Genfs, die Klarluft eines Gipfelreichs heut (im Nachkriegselend, fünf Jahre nach Friedensschluß) für ein paar Wochen dieses kurzen Daseins zu kosten gehindert wird; daß ein dummer Weltzustand eine große wesentliche Menschengruppe von der Schönheit aussperrt.

XIV.

Mit diesem Donnerwetter will ich schließen. Wovon sprach ich? Vom Völkerbund; von C. F. Meyer; vom Schlapinajoch; von Menschen eures Landes — das nicht nur ein Land, sondern ein Argument ist.

In den zwei Büchern „Die Welt im Licht", wo Sankt Gallen, Rapperswil gestreift und Genf, der „Vorhof Liguriens", gemalt ist, steht folgender Satz — gedruckt schon vor dem Weltkrieg:

„Ja, wir bedauern die Deutschen in Rußland, wir bedauern die Deutschen in Siebenbürgen, wir bedauern die Deutschen in Österreich — aber diese Deutschen in der Schweiz hat noch kein Mensch bedauert; denn sie leben in einem freien, glücklichen Land. Mögt ihr lange blühen in Herrlichkeit."

XV.

Ich wiederhole das.

Caput X

SCHIFFSHIMMEL

Auf Deck vor London

I.

— — und wachte verwirrt in meiner Kabine auf. Es war zwei Uhr nachts. Ich hörte: das kleine Schiff lag still. Vielmehr, ich hörte nicht mehr, daß es ging.

„Wir sind in London", sagte jemand zu mir, als ich oben war. Ich blickte nach rechts und links. Stockdunkel.

„Das ist die Towerbrücke." Er hob den Arm. (Ich sah Riesenlanges, Dunkles, mit gelbtrüben Lichtflecken.)

Vor dreiundfünfzig Stunden hatte das Schiff Hamburg verlassen . . . Ich schritt auf und ab; machte mir klar: dieses ist London.

II.

Ich sah es zum ersten Mal.

Ich freute mich, daß es so dunkel war. Die Vorstellung von London, die ich hatte, konnte noch ungestört auftreten. Morgen war sie weg.

Ich prüfte sie jetzt, bedrängte sie schärfer. Sehr erstaunt fand ich, daß sie mit einem unscheinbaren Platz in meiner Vaterstadt verknüpft war, — den ich oft in nebligem Laternenlicht gesehn. Seltsam: seit vielen Jahren war dieser Christophoriplatz für mich London gewesen (ohne daß ich es wußte). So töricht sind schlummernde Ortsvorstellungen.

(Ich griff eine andre heraus. „Irland“. Grüne Wiese, die ganz zu übersehen war, von Wasser umschlossen. Dumm.)

III.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es befand sich auf dem Schiff eine Mutter und eine Tochter, Schumacher mit Namen. Die Tochter dreiundzwanzig. Deutsche, die seit fünf Jahren in London lebten und jetzt von einem berliner Besuch zurückkamen. Sie fuhren zweiter Kajüte, gingen jedoch in Filzpantoffeln immer in der ersten spazieren.

Es hatte sich nachts der Vater, ein Bruder, zwei Schwestern und ein Bräutigam an Bord rudern lassen; denn erst am Morgen durfte man vom Schiff.

Alle saßen auf dem dunklen Unterdeck — und ich hörte Bierflaschen klirren. Sie lachten viel. Die Frau wollte zu ihrem Mann sagen: Du hast gut reden. „Ja, Vater,“ sprach sie, „ja Vater, du kannst jut scheißen, du hast deinen Arsch bei dir.“

IV.

Das Wort hallte nächtlich über die Themse hin. Sie waren die einzigen Landsleute.

So sah ich London zum ersten Mal.

Yankees in Cherbourg

I.

Ein Schiff, mit dem ich von Cherbourg an die Hanseatenküste gefahren bin ... Es kam aus Newyork und war von riesigem Umfang.

Ich bin schon mit Schiffen gereist, die weniger als fünfzehnhundert Tons hatten; dies aber hatte ... Die Zahl ist gleich.

II.

Ich selber fühle mich auf kleinen Schiffen wohler. Ich schaukle gern. Zum Reiz der Meerfahrt rechnet Seekrankheit der Andren.

Sonst ist mir nicht halb so gut.

Auf diesem Koloß ging alles mit Stetigkeit, in ebener Bahn. Sehr nett; aber nicht das Richtige. (Da war ein Carlton-Restaurant von Ritz, mit Zigeunerkapelle. Lichtbäder. Ein Wintergarten. Blumenläden. Ein Schwimmteich. Ich hatte zu tadeln, daß es nicht schaukelte.)

III.

Das Schiff kam aus der Neuen Welt, — jedoch viele Söhne der alten Heimat befanden sich darauf; das beweisen folgende deutsche wie deutsch-israelitische Namen, welche die Liste der ersten Klasse dieses Luxusschiffes meldet. Unter den hier vertretenen Yankees ist eine Mrs. E. C. Wettlaufer; Mr. Wohlgemut; Mr. E. G. Spitz; Mr. Oskar Abrahamson; Mr. Bernhard M. Baruch und Diener, Mrs. Bernhard Baruch und Mädchen, Miß Isabel Baruch und Gouvernante, Mr. S. W. Baruch jr., Miß Renée Baruch und Amme; Mr. Adolf E. Bendheim, Miß Ethel Bendheim; Mr. Martin Cohn, Mrs. Martin Cohn; Mr. Max Einstein; Mr. Meyer Frank; Mr. Michael Fischel, Mrs. Michael Fischel; Mr. A. Gottlieb, Mrs. A. Gottlieb, Mr. H. H. Gottlieb, Mr. B. L. Gottlieb; Mrs. Minnie Guggenheim; Mr. E. Hirsch, Miß Hirsch; Mr. Josef Hildesheimer; Mr. Alexander Joske; Miß Selma Levi; Mrs. Artur Levinson; Mrs. Mahnke; Mrs. G. L. Morgenthau; Mrs. Charles Moses; Mrs. Naegele; Mrs. David M. Pfaelzer; Mrs. M. Rosenshine; Miß Blanche Rosin; Mr. John Reisenweber; Mr. Josef Schiffer; Mr. Moses

S. Strouse; Miß Leila Saks; Mr. Ferdinand Stern; Mrs. Fanny Selig; Mr. Aug. Schraubstaedter; Mr. A. Schwarzmann, Mr. Norman Schwarzmann, Miß Belle Schwarzmann; Mr. Mayer; M. Swaab. Die Familie Wettlaufer hab' ich bereits erwähnt . . .

IV.

Alle diese Yankees hatten die Sehnsucht, ihre alte Heimat noch einmal zu sehn.

Und als sie dann in der Bahn weiterfuhren, blickten sie fast gerührt auf das lieblich-friedvolle Landschaftsbild; freuten sich in lauten, chorisch lauten, Tönen, wieder in Deutschland zu sein; obschon Yankees geworden; taten sich gütlich im Speisewagen, bis die Küche nichts hergab; und tranken Benediktiner.

V.

Ein alter Herr (war es Mr. Rosenshine?) stand vorher im Seitengang. Mit zwanzig Jahren ausgewandert. Wie das Leben verfliegt! Er sah nach dem reizend waldigen Flußufer — und sprach (nein: sang fast wie ein Kantor) tiefgerührt: „Oi-jei! . . . Oi-jei! . . ."

Nach einer Weile sprach (oder sang) er, weich: „Deutschland is ä so ä romantisches Land . . .!"

Er nickte bewegt — als ob er Jahrzeit nach seinem seligen Vater hätt'.

VI.

Der Zug fuhr weiter.

Ich war in Südamerika

I.

Nach dem Krieg.

Ich war in Südamerika — diesmal nur im Film.

Immerhin von Seemannshumor umtalkt — denn der Captain Karl (sprich Korl) Herbert aus Hamburg hat solchen.

Da fährt man also von der Elbmündung durch Treibeis; und Winterßtürme ßtieben man so über den Sztrom — — aber wenn ich 'ne Weile gefahren bin, bei Vigo 'lang, igittigitt, wie liegt das schöün, und auf dem Markt von Coruña herumgeschmeckt hab': dann wird es, Minsch, so waarm, daß man die leichtesten Sommerklüfte überßtülpt.

Das Wunder! das Wunder! In welchem talentlosen Erdteil wohnen wir.

II.

Zuvor sah ich Lissabon wieder. Den goldnen Turm von Belem, der mir fünfmal in meinem irdischen Hiersein zuvor, nicht bloß im Film, von Abendglanz umleuchtet, vorüberglitt — als die Welt noch keiner Pasteur-Impfung bedürftig war wie heut.

Die spanisch-afrikanischen Kanarienvögel-Eilande sah ich abermals, wo an brüllender Brandung unter Palmen und Araukarien auf kohlnachtrabenschwarzem Lava-Meersand ich einstens Zaubertage verfläzt.

Vorüber . . .

Jetzt wieder Film.

III.

Das Schiff, „Cap Polonio", fuhr vorwärts, in den Äquator hinein, Bananenwälder blieben zurück.

Korl Herbert brachte mich Schaugast über die Tropenflut nach Rio de Janeiro (Richard Strauß hat mir erzählt, wie traumseltsam dorten die Landschaft, die Meerschaft, die Bergschaft ist); nach Santos, nach Buenos Aires . . .

Leider war von den Städten selbst nicht viel zu sehn — sondern mehr von dem schönen Schiff, mit sowohl dem Leben als auch dem Treiben auf Deck, wo man teils in Saus, teils in Braus glückhafte Tage verbringt...

IV.

Das nächste Mal muß ich mit Korl in das Innere der Länder. Urwälder will ich sehn, wo die Elefanten sich von Ast zu Ast schwingen — (hätte man fast gesagt). Sehn will ich Himmelsstriche, wo die Affen nicht bloß auf dem Kurfürstendamm herumlaufen.

V.

Korl!...

ZWEITER TEIL

HAUSUNG

JUNGGESELL UM DAS DREISSIGSTE JAHR

EIN TAGEBUCH AUS BERLIN UM 1900

Erster Zyklus

VERWIRRUNGEN

Vorspiel

I.

Was hier als Vorspiel steht, nahm ich aus dem Tagebuch, vor Jahren, in den Einleitungsband meines späteren Hauptwerks „Die Welt im Drama". Die Stelle hieß:

II.

„... Im Jahre 1894 hatte ich Berlin verlassen, um für drei Monate dieser Stadt fernzubleiben, allerhand Zerwühlendes loszuwerden. Es war hohe Zeit, daß ich fortkam; wäre man damals ein „Klugerfahrener" gewesen, so konnte man mit Mephistopheles sprechen:

Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahr'ne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Torheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Beim Schwager, in einem schlesischen Gebirgsdorfe, saß ich die ersten Wochen vor der Abreise nach Italien. Es war der Zustand, wo die Natur, Luft, Berge nicht die geringste Wirkung üben; wo man gepreßt, totengleichgültig, voll verhaltener Ausbrüche ist, von keinem Weib etwas wissen will und nur das unstillbare wütende

Verlangen fühlt nach dem einzigen Körper des verfluchten geliebten Frauenzimmers, das man verlassen hat, für die man mit Bräutigam und Mutter auf seiner Bude sich herumgeschlagen hat und die man aus dem Wasser holte, da sie aus Wut und Jugend und Liebesbestialität und Komödie hineinhopste.

In dieser Stimmung, abwesend, willensgelähmt und voll drohender Raserei . . .

— — Jetzt aber löste sich etwas in mir, und ich dachte nun wieder, nach all den wilden Auftritten, an jene unvergeßlich süßen Nächte zurück, auch an die abendliche Pfaueninsel und an die späten Fahrten auf der wipfelstillen, dunkelgrünen Havel mit dem schwachen, roten Schein, — und an ihre besten Liebestage und ihre schlichteste Hingebung."

III.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das schrieb ich gestern (gegen meinen Willen fast), statt über das Werk eines andren Dichters zu reden.

(Ich sprach dann über sein Werk dennoch mit Hingabe.)

IV.

Ich wundere mich immer, wenn jemand beim Erleben an Stellen aus der Literatur denkt. Ich denke vor der Literatur weit öfter an mein Erlebtes.

Statt zu finden: „Dieser merkwürdige Nachmittag erinnert mich an eine Seite beim X." — statt dessen find' ich fast immer: „Diese Seite beim X. erinnert mich an einen merkwürdigen Nachmittag, als . . ."

Ja, so oft ich eine sogenannte Kritik schreibe, kommt mir aus dem Eignen was hinein.

Welten im Licht fließen in die Welt im Rampenlicht.

Eitelkeitsmarkt

I.

Es ist (mitten im Oktober!) abermals Frühling. Im Jahr 1898. Am Boden rascheln zwar braungelbe Blätter, die in Novellen häufig vorkommen. Aber die Luft ist lind — und es ist Frühling.

Mit gehobener Empfindung und aufgeknöpftem Jackett gehn durch die Gänge des Tiergartens noch einmal vor dem Abschied junge Mädchen, und sie lassen sich küssen. Von der linden Luft zunächst.

II.

Unter dem lauen Wehen „erschauern" sie.

(Sie unterlassen es nur selten, zu „erschauern".)

Finden, es sei zum Spazierengehen „solche schöne Zeit". Streichen mit Vorliebe, zu zweien untergefaßt, um das Denkmal der Königin Luise.

Sie tun seltsame Bemerkungen über die heilige Frau (wie Ernst von Wildenbruch sie preußisch-religiös getauft hat).

Manche mit verborgen-schwärmerischer Achtung. Doch andre fühlen was von Eifersucht. Die werden beinah heftig, wenn man die edle, legendenhafte Königin lobt. Du, Mädel, verschollenes, blondes, das einst ins Wasser hopste, sprachst wütend einmal zu mir: „Ach was, die hat auch .....!"

III.

Was ich sagen wollte: manchmal geht man in diesen späten Frühlingstagen vormittags um zehn an den stillen Gewässern des Lützowufers entlang; — „lang", wie es in Berlin heißt.

An grün abgedachten Rasenflächen vorbei. Bis zur Schleuse mit ihrem weißen Strudel; über die Schleuse hinaus auf den Pfad, wo alte Riesenbäume sich im grünen Wasser spiegeln.

IV.

Da erwägt man, leise beschwipst von der Frühlingsluft, ob es nicht wieder mal nützlich, passend, angenehm wäre, den ganzen Berliner Krempel mit einem kleinen Fußtritt im Stich zu lassen und irgendwo in einem Dickicht zu hausen. Was brauchte man viel? Ein Haus (im Dickicht), eine Bibliothek, einen Flügel, ein Pferd, einen Hund, ein Weib. Das wird noch zu haben sein. Gelegentlich erhält man dann einen Brief von einem Freunde, tröstsam und heiter und saftig gehalten, und vergißt in dieser räumlichen Entfernung, daß der Freund in der Nähe wohl auch ein Halunke ist, und lacht bestens.

Im übrigen spielt man Beethoven, besonders die scherzi. Stöbert abends in einem spanischen Buch. Morgens reitet man aus, wie dunnemals, als man in brandenburgischem Kieferngelände auf einer Trakehnerstute gewiebelt wurde. Fäuste abrunden! Hacken runter! Fußspitzen nach innen! Ellbogen an Leib! Schenkel ran, Schenkel ran, laufen, was er laufen kann! — Beim Absteigen zweifelhaft, ob die Knochen alle vorhanden sind. Beim Gehen torkelt man. So müßt' es wieder sein, alle Morgen. Bloß allein.

V.

Und das Weibsbild müßte wohl einen Schuß Mozart in sich haben. Eine Musik im Wesen. Dürfte nicht umfallen, wenn sie eine Balgerei mit ansieht. Und man hätte das Glück, Bücher zu lesen, ohne die Urheber

sehn zu müssen. Über dem Eingang des Hauses aber würden die wundervollen, alten, stolzen Judenverse stehn:

Gott mög' mich benschen,
Ich soll nicht brauchen Menschen!

Benschen heißt segnen und kommt wohl von bénir. Ja, bei solchem Dasein könnte man mit tieferem Bewußtsein der langsam andämmernden Vernichtung entgegenziehn. Bloß von Zeit zu Zeit in die Welt eilen, den Eitelkeitsmarkt betreten, mit der Bande leben, Taten tun, jedem Kohlhaas helfen, jeden Vogt spießen, dann dreimal spucken und verschwinden. Das müßte man ... Die Beschwipstheit in dieser Frühlingsluft läßt so ein Ziel ganz nah erreichbar scheinen. Wenn aber die Uhre sieben schlägt —

VI.

Wenn die Uhre sieben schlägt, geht man vorläufig ins Theater. Nicht ins Dickicht. Denn — komisch! — ich bin im Handumdrehn als ein „berühmter Kritiker" aufgewacht.

Theodor Fontane, der mich nie gesehn hat, schrieb sogar einen Lobesbrief meinethalben an die abseitige Wochenschrift, wo ich Dramen kennzeichne. Der Zustand ist plötzlich da. Komisch ... Wie hängt alles das mit mir zusammen?

Vielleicht so:

Weil ich niemals unterlassen kann, in der sichtbaren Wirklichkeitswelt, beim Gehn durch eine Straße, bei der Begegnung in einem Zimmer, jedem Geschöpf in Wonnelust oder Abneigung zwischen Stirn und Schnauze zu gucken. Berichtigungen dort vorzunehmen nach meinem Wunsch. Wesen umzukrempeln nach

eignem gusto . . . oder hell anzuerkennen in ihrer Beschaffenheit. Weil ich Mannsgesichter zurechtschneidere, wie sie vom Schicksal schicklicher gemacht wären . . . oder bestätige, wie gut sie gemacht sind. Weil ich von jeder Frau, ob sie schon unbekannt vorbeischwebte, nach zwei Tagen weiß, was sie angehabt hat — (und wie sie besser aussehn könnte). Weil etwas in mir über Dinge der Außenwelt hienieden unwissentlich einen Beschluß faßt; im Keller des Bewußtseins automatisch ein Urteil fällt; eine Quittung stellt. Weil ich vor jeglicher Gestaltung des Irdischen gedrängt bin: zu preisen oder zu rülpsen. Weil es ein tiefer Zwang ist, Stellung zu nehmen — dankbar oder kotzend. (Es ist eine Leidenschaft; sie wird von mir manchmal erkannt, wenn mich Trottel damit necken.)

Vor allem aber dies alles deshalb: weil ich fortwährend unbewußt sichte: zwischen Recht und Unrecht rings; fortwährend Recht innen bejahe, Unrecht nulle.

Schließlich deshalb: weil ich nicht nur tiefste Verachtung, sondern körperliche Abneigung spüre gegen Weitschweifigkeit; gegen Unform; etwa von Romanschreibern, Dramenstümpern mit ihrem unadligen, unmelodischen, breiten, trocknen Mißkram, uäh, uäh (als umschlössen sie von der Musik eines Blüthnerflügels bloß das Leder hinter den Tasten: indes ich der Klang bin). Letztens, weil dies alles . . .

Ja, warum soll dies alles nicht auf die Unterscheidungen im Drama sich auch erstrecken? auf einen jämmerlich versuchten Lebensabdruck? (Ihr Abdruck: mein Albdruck.)

(Sehr dumm, dies alles zu äußern; haßwerbend; aber nicht unehrlich; denn ich fühle so.)

. . . Mein ist die Sprache.

VII.

Auch heut saß ich — nicht im Dickicht, sondern im Theater. Man gibt ein Bismarckstück. Der Verfasser heißt Philippi. Benedeiter Kopf . . . Der eiserne Otto tritt auf die Bretter, abgehalftert, von einem langen Schauspieler, Pittschau, gemimt.

Im Applaus regen sich die Hände Solcher, die keine Hand gerührt, als Bismarck entlassen wurde.

VIII.

Das ist mein Schicksal, mit einem Frühlingstag zu beginnen . . . und mit einem Drama zu enden. Lebenslänglicher Kampf der Welt im Licht mit der Welt im Rampenlicht.

Bismarck ist am Schluß des Stücks mit seinem Kaiser herzlich versöhnt. Und was tut nun der Abend? aber herabsinken.

Elf Uhr.

Immer noch wehen laue Lüfte frühlingsgleich. Ich schreite durch den Frühling vor dem Schlafengehn.

Um Mitternacht, für sieben geschlagne Stunden, bezieh' ich dann mein Haus, im Dickicht.

Der Winter ist aus

I.

Der Winter ist aus.

Jemand sprach einen französischen Vers in einer Gesellschaft. Er traf einen andren wie ein Blitzstrahl. Wer ihn gedichtet hat, weiß ich nicht. Ich denke mir, er wird von Musset sein. „En te perdant je sens que je t'aimais."

Wenn ihn Musset nicht schrieb, wer weiß, welcher verblaßte Romantiker es tat — der mir sonst nichts mehr zu sagen hat. Man lacht vielleicht über seine andren Verse samt und sonders. Doch über diesen zu lachen, ist unmöglich. En te perdant je sens que je t'amais . . . En te perdant je sens que je t'aimais . . .

II.

Der Lenz ist gekommen. Es gießt und ist kalt wie im Januar.

Auf fünf Monate geht man auseinander. Es flieht der Zauber, der inmitten strahlender Erdmenschen im Abendschein erhellter Räume manchmal niederschwebt.

Aschblondes Haar und dunkle Augen. Oder gedunkeltes Haar und hold verschwimmende Rubens-Augen? Es wehten diese Haare manchmal um eine stille, junge, nicht mehr reine Stirn. Wie Sommerfäden über der „frevelhaften Schönheit" der Brust, des Halses. Eine glitzert, wenn sie tanzt; als ob dies Kleid sich in Tropfen gewälzt hätte — bevor es in die Nähe der Glas blumen und mattgefärbten Flammenkelche kam.

III.

Ja, zum Donnerwetter, noch einmal zittert es aus Lichtkronen in der Mitte, leuchtenden Blüten in den Winkeln hernieder; süßen Wahnsinn in die Seele bannend. Der Lenz ist gekommen, es gießt mit Bindfaden, der Abschied naht.

IV.

Noch einmal sieht man sie im Theater sitzen. Ich sehe, sehe, sehe jetzt eine Gestalt des Stücks, von der als einer Verstorbenen geredet wird; das ist sie. Die junge Frau eines Gelehrten im Stück, leuchtende Verbrecherin von zartem Leichtsinn. Ich seh' sie lebendig auf ihrem

Sessel sitzen im Zuschauerraum, das Theater ist schummrig, man blickt kaum auf die Bühne, sondern immer querdurch über die Köpfe der matt erhellten Parkettmenschen . . . nach ihr, die man so gut kennt. Und man möchte jetzt im Halbdunkel wieder mit ihr allein sein und sie wieder in die Arme nehmen und sie halbtotküssen.

En te perdant je sens que je t'aimais.

Wen ein Mensch in fünf Monaten lieben wird, wissen die Himmlischen. Was vor nicht langem als Abenteuer begann, in Gesellschaft mit einem ersten frechen Kuß: das kann am Schlusse selbigen Winters mit einer sogenannten Verblutung enden. Aber man verblutet nicht! Recht empfindsam ruft mein dunkeläugiger deutscher Romantiker vom Beginn dieses Säkulums, Clemens Brentano: „Was ist Scheiden anders als eine Träne, und Wiedersehn anders als ein Kuß!" Es ist nicht wahr. Scheiden sind Küsse, Küsse, Küsse. Und Wiedersehn?

En retournant je t'aimerai encore.

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was für ein Blatt auf dem Schreibtisch? Drolliger Zufall. „Das Kränzchen. Illustrierte Mädchenzeitung." Eine Geschichte „Lissy" von Bernhardine Schulze-Smidt. Auf der fünften Seite das Bild „Beiß doch mal". Stellt eine Kleine dar, die einer Statue die Finger in den Mund steckt. Auf der siebenten: — „Im Brautschmuck." Auf der neunten Seite großes Bild mit der Unterschrift: „Am Hochzeitsmorgen."

Meine lieben jungen Mädchen, meine lieben Backfischlein, meine lieben Kröten, lest recht fleißig die Zeitschrift „Das Kränzchen" — mit dem Hochzeitsmorgen.

Meine holden Blüten, meine seligen Kinder, meine lieben Prinzessinnen. Wenn alles gut geht, kommt ein Tag dann, wo auch ihr im Theater sitzt und aus einer mittleren Parkettreihe ein Herr im halbdunklen Raum nach euch sieht, während ihr bei einer Bewegung zuweilen glitzert und zuweilen die Augenbrauen verzieht und lacht; und er möchte wieder im Halbdunkeln mit euch allein sein, euch in die Arme nehmen und euch halbtotküssen. So ist das Leben, — meine holden Blüten, meine seligen Kinder, meine lieben Prinzessinnen.

VI.

Der Lenz ist gekommen. Die Stunde drängt. In vierzehn Tagen bin ich in Paris. (Zum ersten Mal . . .!)

Auf etliche Zeit nimmt man Abschied von der Stadt an dieser Spree. Von Begegnungen in Zimmern. Und von allem andren.

Von allem andren.

VII.

En te perdant je sens que je t'aimais.

Regen fällt

I.

Woher diese schauderhafte Weichheit plötzlich! Ich verstehe das nicht — und mich nicht. Ist ja ekelhaft. Himmel, Arm und Wolken! Schluß damit.

Wasser strömt immer noch herab in grauer Einsamkeit.

Wer diesen klatschnassen, preußisch-kalten Lenz sturmgefriedet tragen will, muß an die Pforte klopfen, wo der letzte Gesell aller Starken und Sehnsüchtigen haust: der Titan Humor.

Ich klopfe . . . Man hört sein etwas wildes Lied: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.

II.

Mittlerweile lebt und stirbt und liebt und lacht hier die Bevölkerung, im Sand am schmutzig-nüchternen Fluß. Gleich Engelszungen redet eine statistische Tabelle; was im Jahr geschah, ist in Zahlen kundgemacht.

Frankreich hat sich zu schämen vor solcher Blüt' und Mehrung in Berlin. „Eine Mutter", heißt es, „konnte ihr siebenundzwanzigstes Kind in das Geburtsregister eintragen lassen." Der jüngste Vater war neunzehn Jahr alt.

„Über fünfzig Jahre war die Mutter nur in vier Geburtsfällen." Ungenügsame Tabelle! Dieser Tadel in dem Wörtchen „nur"! . . .

Was will der Kummer eines Einzelnen besagen gegen so allgemeine Fruchtbarkeit. Schon Vater Gleim sang: „Berlin ist Sparta." Wie wahr! Jedenfalls ist es nicht Athen.

III.

Die Duse hat gestern in der „Gioconda" gespielt. In die Knie möchte man sinken. Sie wird von hinnen gehn. Es muß sein. Die Erde trägt solche Gestalten nicht lang.

IV.

Das Wetter hat sich gebessert inzwischen. Heut speisten viele im Freien zur Nacht. Na also! Am Nollendorfplatz liegt eine große Kneipe, da war im Garten grade noch ein Stuhl zu haben. An den Zaun kam ein Leierkastenmann. Ich schwor, von einer Ahnung erfaßt, er würde die Melodie spielen: „Glücklich ist, wer

vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“ Ein Leierkasten vermag ein Schicksalsruf zu sein.

Er spielte jedoch: „Du, du liegst mir im Herzen.“

Racha!

I.

Der Osterhase kommt herangehüpft — es regnet. Immer noch; immer noch. Seit wie lange? Die Zeit schwamm; der Tag ersoff. (Kreuzbergstadt . . .!)

II.

In dieser phantastischen Welt tönen Saiteninstrumente, Sterne flimmern, man freut sich der Magie des Daseins, preist gesangvoll die erinnerungstiefen Wunder der Erde — und möchte hundertundfünfzehn Jahr' alt werden.

Dessengleichen gibt es Stunden, die Schädelstätten sind; haderhaftige Stunden, wo die Seele dasitzt wie ein böser Aff' im Purpurkleid, von Skorpionen gebissen; und man ruft das Abscheuwort: Racha; welches im Neuen Testament steht.

III.

Ehret die Frauen —. Aber nicht alle. Es gibt welche, die sind schön und sind hundeschnäuzig. Und ihr Sinn ist dermaßen herabgekommen in dieser Welt des Westens: daß sie nicht mehr wissen, wann sie lieben und wann sie hassen.

Und gleichsam besinnungslos, dennoch kalt Erlebnisse sammelnd; wie Ansichtskarten.

Es kräht ihr Herz: jetzt ist es Der! Und wenn es wieder aufwacht, kräht es: nun ist es Dieser! Außer so je

einmaligem Krähen ist alles an ihnen ein leises und tonloses Zwitschern; sie geben nicht viel her.

Gaukeln im Schlaf über die Erde — das ist ein Schlaf voll von Rosennächten und Feierkleidern — und richten durch holdeste Schönheit viel Schaden an.

IV.

Da schreit man: Racha! Racha! und sollte kurz ein Gewehr nehmen, sie vom Erdboden zu tilgen: wenn man nicht wüßte, daß sie schliefen.

Solches sind die Stunden, wo die Seele dasitzt wie ein böser Aff' im Purpurkleid und brütet.

V.

Komm' heran, Osterhase, spring wie ein Irrwisch, hüpf' mit dem Hinterteil in die Regenwolken, scheuche sie.

Und leg' ein Ei; mir in den Schoß. Und wenn ich es öffne, steckt ein Fräulein drin, namens Senta. Und fällt mir um den Hals und bleibt bei mir, bis ich im Alter von hundertundfünfzehn Jahren verscheide.

Das ist der teure Osterhas, —
Er macht den Jungen und Alten Spaß.
Das Leben fließt geschwind vorbei,
Er bringt das Glück in einem Ei.
Ei! Ei!

Ansichtskarten

I.

Ansichtskarten schreiben ist blöd; Ansichtskarten empfangen, hold.

Unverfänglichste Art, jemand wissen zu lassen, daß man, trotz allem, trotz allem, an ihn gedacht. Entzückend.

II.

Bisweilen geschieht es, daß man eine Karte mit zwölf Unterschriften bekommt; unter den zwölf ist eine einzige, die sagt mir, wie in verabredeter Geheimsprache, was die Andren nicht verstehn. Bloß ich versteh's — denn es ist ein Stück Geheimsprache. Man freut sich doppelt.

(Viel mehr, als wenn sie mir allein eine Karte geschrieben hätt'.)

III.

So wie es auch am schönsten ist, seine Geliebte abends in einer großen Gesellschaft wiederzufinden, wo niemand was ahnt, — und formvolle Begrüßungen zu tauschen, nachdem sie am Nachmittag bei mir war.

. . . Ansichtskarten haben, haben, haben ihren Wert.

Düsterbecks Eifersucht

I.

Ein Rentner Düsterbeck stand jetzt vor Gericht. Er hat seine Frau mit dem Messer gestochen; zernagt von Eifersucht.

Düsterbeck hatte die Frau im Verdacht mit einem Förster. An den Betrug mit jenem Waldbeamten glaubt er starr.

Bewiesen? Wann wird solches bewiesen? (Unbeweisbarkeit ist ja die Qual.)

Für kein Gericht bestehn „feinere Merkmale"; für Düsterbeck . . . die feinsten.

Nur, nur, nur die feinsten!

II.

Wo das Vertrauen leise bebt, ohne noch zu wackeln. Da sprießt fressender Schmerz.

Unwägbares im Mißtrauen. Um den Schimmer eines Scheins. Durch mikroskopische Kleinigkeiten wird Raserei entfacht.

Zuweilen ist ein „Dichter" im Roman so freundlich, sich auf die Seite der Frau zu stellen — gibt schäumenden Mannsbildern Unrecht mit strafendem Blick. Er glaubt wirklich, sie folgten Einbildungen ... der Gutmütige.

III.

Komik? ... Die Komik schwindet, sobald man inmitten der Dinge steht. Zähnefletschende Leidenschaft, Wut, Gier, brüllendes Weh — alles wie selbstverständlich. Man wundert sich über nichts hierbei.

Der Rentner Düsterbeck hat in Neubabelsberg sein dreijähriges Kind gefragt, ob Mama Ehebruch begangen. Das dreijährige Kind stimmte zu. Der Rentner Düsterbeck zog sein Taschenmesser und stach die Frau fünfmal in den Nacken, einmal in den Unterleib.

Sie ist rasch genesen, und er bekam vier Monat'.

Er weiß noch immer nicht, ob er betrogen wurde. Niemals wird er das wissen.

IV.

Und zugegeben, daß er es niemals erfährt ... Eine nahe Zukunft murmelt: „Wichtigkeit —!"

Es ist am Ende doch eine Komik.

(Hier ist im Tagebuch Verschiedenes gekritzelt und gestrichen.)

Ich begrub

I.

... und nachdem ich sie zwei Tage betrauert hatte, begrub ich zu Paris ihr Angedenken; ich zerriß die deutschen Telegramme, worin sie schwindelte, nahm eine

helle Krawatte und ging durch die Straßen dieser Stadt.

Mögest du glücklich werden, hol' dich der Teufel.

II.

Hier geschah es, daß ich diese Strophe von Henry Becque übertrug:

Es ist mir nichts von ihr geblieben.
Kein Lockenband, das halb verblich,
Kein Bild — kein Brief, den sie geschrieben,
Ich haßte sie, sie haßte mich.

III.

. . . in St. Germain bei Paris. Schauspieler und Musiker sollten dort, Sonntag abend, im Freien auftreten. Madame Dufresne —. Zu ihren Schülerinnen, welche mitwirken durften, gehört eine Bürgerstochter, Fräulein Blanche R., siebzehn Jahre, Gesichtsfarbe von feinster Mattheit, dabei gesundes Blut durchleuchtend, fast unwahrscheinliche Augen, schmiegsam bewegtes Geblüt. Sie verkehrte längst in der Familie meines Hauswirts, als Nachbarskind. Ihr Vater ist Pilot auf der Seine, führt Schiffe von Paris in die Normandie.

Er kommt bloß zweimal in der Woche nach Haus.

Anmerkung. — Der Rest in dem Buche „Die Welt im Licht".

IV.

Später. „Pilzmühle", Gipfel des Märtyrergebirgs. Das winzige Häuschen fliegt . . . oder schwebt. Modelle tanzen (auch mit Malern). Angezogen wie bei uns junge Töchter aus gut bürgerlichem Haus; schlicht — mit zartestem Geschmack. Hier Fräulein Alice Flamary getroffen. Ich will diese Tage festhalten . . . und alles „Die Welt im Licht" nennen. Warum soll ich nach Hause — ?

Erhebung in den Adelstand

I.

Bin doch wieder in Berlin . . . Die erste deutsche Zeitung, die ich öffne —:

Jemand legt sich als Graf Münster schlafen und erhebt sich als Fürst Derenburg. Oder Derenstein; weiß nicht mehr.

Wilhelm der Zweite hat neulich einen Grafen Caprivi gemacht, einen Fürsten Lauenburg gemacht, einen Grafen Bülow gemacht, einen Herrn von Miquel gemacht — und einen Fürsten Derenfels gemacht.

II.

Zeitgenossen, vielleicht werd' ich selbst geadelt. Auf Grund hervorragender Kritiken erhebt man mich in den Edelmannsstand. Ich habe vorhin drüber nachgedacht, was ich dann täte. Kein Schwanken denkbar. Sobald ich Alfred von Kerr hieße, adoptiert' ich einen. Er müßte dafür schwer zahlen. Ich nähme diesen Betrag — und umgehend nach Paris zurück.

Die Hälfte des Kapitals würd' ich einem Mädel, Fräulein Flamary, Rue Victor Massé 26, schenken. Sie ist augenblicklich in der Klemme (dans la purée. Man kann jedoch auch sagen: dans la dèche.) Ich würde von meinen dreimalhunderttausend Mark ihr hundertfünfzigtausend Mark widmen.

Sie ist ein Engel.

III.

Und wenn sie tanzt — im moulin de la galette, entschuldigen bitte! — so versinkt die Welt. Wenn sie aber nicht tanzt . . . na —!

Nochmals (alle Cherubim und alle Teufel!!) will ich auf mein Verdienst als dramatischer criticus

weisen . . . Alfred von Kerr . . . Zum Adoptieren gesucht wird ein älterer Affe mit sichergestelltem Vermögen . . .

Besuch nach der Sommerreise

I.

Allmählich kommen alle wieder. Die meisten sind noch nicht so nervös; vorläufig.

Man empfängt einen Besuch — und sagt (indes der Atem vor Staunen stockt): „— ich darf mit Genugtuung feststellen, daß du nicht mehr so kribblig bist . . .“

Dies sagt man zu dem . . . Gast, der einen besucht.

II.

Beim letzten Besuch vor der Abreise höchste Kribbligkeit. Mißtrauen, leichte Müdheit in Blick und Wesen, Neigung zu aufwallend wildem Verdacht, hartnäckig flinke Launen, schmerzlich-vergnügtes Lachen, kleine Tollheit mit Augenauskratzen, zuletzt der reizvolle Tobsuchtsanfall, wenn sich beim Aufbruch der Hut nicht gleich findet. So vor der Abreise.

Jetzt klimpert der Gast ein bißchen auf dem Klavier, wo die von meiner Fahrt mitgebrachten Noten zu alten Liedern aufgeschlagen sind, zeigt lachend alle hübschen Zähne, beschaut eine kleine Büste des Feldherrn Buonaparte, von mehreren Seiten, und spricht: „Wir haben uns dort manchmal gemopst, aber Seeluft ist wundervoll.“

Beglückte Augen, strahlendes Lächeln, Glaube an die Zukunft der Weltentwicklung, Vertrauen in meine Treue, leise Tanzstimmung in der Seele, nette Muskelkraft und zuletzt, wenn der Hut in der Dämmerung gesucht wird, vollständige Gefaßtheit.

III.

So der ... Gast, der einen besuchen kommt, nach der Sommerreise.

IV.

Was ist der Mensch?!

Umgoldet kommt...

Umgoldet kommt der Herbst gegangen.
Noch sind die bleichen Tage fern.
Noch siehst du meergebräunte Wangen
Bei Wertheim. Und am Großen Stern.

Die Leute kommen von der Nordsee,
Das Herz für neue Liebe frei;
Auch diese wird nur eine korze
Beglückung werden. Einerlei.

Was wir auch küßten, was verrieten,
Der Herbst geht den gewohnten Trott.
Die Kämmerchen sind zu vermieten;
Wer wird hineinziehn? Das weiß Gott.

Durcheinander

I.

Vieles, vieles durcheinander... Wieder sind Monate vorbei. Was hat sich alles darin abgespielt — —!

Wirrwarr. Tobetempo. Menschenlabyrinth. Kommt man in dieser Zeit nie zum Stillstand? Immer diese Wut. Immer was unterkriegen wollen. Immer Gebox. Immer Neuem gegenüber. Muß man alle Dinge peitschen?

Viel dabei gearbeitet, mit größter Härte gegen mich. Immer dem Traum in Prosa nachgerannt — der in allen Gliedern sitzt, im Hals klopft, mich anschnauzt: behufs Erfüllung. Immer dem nachgerannt nebst allem Andren. Krach mit tausend Menschen. Liebe mit manchen. (Und mit Einer.)

Gestern beim Nachhausekommen schrieb ich eine „Ballade vom Liebhaber".

II.

Ballade vom Liebhaber

Weiß Gott, worin ich mich verfing.
Weiß Gott, wie heiß ich an dir hing.
Doch aus ist aus! hab' ich gedacht,
Als deine Mutter in der Nacht
Mit mir zum Wasser ging.

Das Mondlicht schien mein Herz zu blenden,
Die Augen hielt ich abgekehrt,
Die Flut war bang und krank —
Als das Gebund aus ihren Händen
Vom Stein beschwert
Versank.

Das Dasein ist ein fremdes Ding;
Weiß Gott, worin ich mich verfing.
War dies mein Sohn? Er weinte sacht
Und schlief doch — als ich durch die Nacht
Verstorben heimwärts ging.

III.

Albernster Alb. — Zwischendurch Prozeß mit zwei Musikkritikern; der Bestochenheit durch mich über-

führt. — Korrekturbogen der erweiterten Doktorschrift, die mir heute ziemlich fern liegt.

Recht bewegte fünf Monate ...!

Weltuntergang

I.

Möglichkeiten eines planetarischen Zusammenstoßes wurden für diese Tage von den Zeitungen befürchtet ... Jetzt herrscht in Berlin herzliche Freude, daß die Welt nicht unterging.

II.

Blieb' es mir nicht vergönnt, diese Worte zu schreiben, weil ich kein Tagebuch mehr hätte, und keine Hände, und weil ich verhältnismäßig weit vom Schreibtisch fortgeschleudert würde, so daß ich etwan in der Gegend des Sirius kreuzte, oder doch wenigstens stark oberhalb Potsdams — ich wäre peinlich berührt.

Grade jetzt, wo Jeder, sei es der Anspruchloseste und hab' er abgeschlossen mit dem Dasein, sich auf irgendeinen Widerstand in diesem Lande freut und sich herzlich wünscht, wenigstens ihn noch mitzuerleben: grade jetzt wäre das Aufhören aller Steh- und Gehgrundlagen unangenehm.

III.

Es wär' auch sonst schade gewesen, die ohnehin gequetschte Kugel zu verlassen, auf der doch jeder neue Morgen einen seligen Tag verheißt — solange man geliebt wird (selber lieben bringt Schmerzen) und solange man Schriftsteller ist. („Warum ist ein Mensch", fragt Jean Paul, „zuweilen so glücklich? Darum: weil er zuweilen ein Litteratus ist." Hast Recht.)

IV.

Die Welt mag zugrunde gehn, wenn die höchste Stufe der Entwicklung erreicht ist. Aber dann erst. Zeitgenossen, blicken Sie, mit mir, auf den Redner Wilhelm von Hohenzollern: um zu erkennen, ein wie unendlich weiter Weg bis zur Vervollkommnung der Menschheit vor uns liegt.

V.

Gäb's ein Klingelzeichen zur Benachrichtigung des Publikums: so könnte der Weltuntergang erträglich sein. Recht verständnisinnig durchlebte man die äußerste, kurze Spanne der Erdexistenz.

In diesem Moratorium vor dem Moriturium könnte der Einzelne rasch ein paar letzte Herzensbedürfnisse noch erfüllen, zu dieser oder jener fahren — und folgendermaßen sprechen:

VI.

Leb' wohl; ich will dir noch einmal die Hand küssen, ich hab' es lange nicht getan; und da die belebten Wesen in kurzem auseinanderfliegen, so nimm die Gewißheit mit, daß ich dich damals sehr, sehr lieb hatte; und wenn ich dir was abzubitten habe, so verzeih, ich werde es ... nie wieder tun (diesmal ist es wahr); und Schuld hatten wir damals in Irrungen und Wirrungen alle beide; weißt du noch?

> Irrungen, sie kommen nicht vergebens.
> Treiben sie uns auch ins Schmerzensjoch —
> Auf der Hühnerleiter dieses Lebens
> Bleiben sie vielleicht das schönste noch.

Dann würde man sie zum letzten Male leis am Ohr ziehn, wie früher, ihre Hand kosend puffen und sprechen: Glückliche Reise.

VII.

Die Welt ging nicht unter . . . so sagt man nicht einmal das.

Nicht einmal die Absicht erfährt sie — die aus dem Sehkreis der letzten Jahre schwand . . . und lieblich war, ehe man zu neuem Wahnsinn aufbrach.

Hast du das kleine Buch noch, mit meiner üppig gereimten Widmung:

„Lies. Es spricht in späten, dürren Zeiten
Von verwehten, irren Seligkeiten . . ."

Die Erde blieb ganz — und du lebst auf ihr langsam zu Ende. Wo?

VIII.

(Aber wenn ich mich damals gebunden hätte, wär' ich verreckt.)

Rudern

I.

Heut vormittag ist meine Stimmung sehr merkwürdig. Schon gleich nach dem Aufstehn um . . . Uhr (die Zahl bleibt ungeschrieben) ist im Schweigen des verwunderten Raums dieser Zustand, zaubervoll, sozusagen herniedergeschwebt.

In mir murmelt jemand komische Worte — mit lindem Vorwurf an ein „nachgiebiges Herz".

Ich horche hin. „Was willst du noch, wenn du die Eine liebst. Was wechselst du?"

Aufgestanden, an den Wannsee gefahren; von dort, wie meistens, bis Caputh gerudert. Auf der Rückfahrt in Sacrow angelegt; dort gegessen.

II.

Gegen Abend schrieb ich zu Haus das folgende Gedicht:

Sie sprach: Laß ab, ich bin nicht dein;
Nicht Schuld noch Schatten trübe dich;
Geh weg und hilf mir gut zu sein ...
Er aber sprach: Ich liebe dich.

Sie sprach: Bekämpfe deinen Sinn
Und stähle dich und übe dich,
Treu muß ich bleiben, wie ich's bin. ...
Er aber sprach: Ich liebe dich.

Sie sprach: Zerpflücke nicht den Strauß!
Kämst du, mein Schrei vertriebe dich —
Sonst wankt mein Glück, sonst wankt mein Haus...
Er aber sprach: Ich liebe dich;
Ich liebe dich;
Ich liebe dich.

Arbeitsteilung

I.

In diesem Winter eine ganze Zahl Gedichte geschrieben. Es war wie eine lästige Vision. Der Stil-Traum für die Prosa bekommt Umrisse. Viel gearbeitet, tagsüber; meist am frühen Morgen. Wenn die Wut nicht abreißt, Nächte durch.

II.

Nur abends in Gesellschaft; wenn möglich nirgends, wo Notable, Künstler, Öffentliche zu treffen sind. Ich empfinde viel stärker den Reiz in zurückhaltend-gefestigten Kreisen von großem, privatem Glanz. (Märchenromantik der Unbelichteten.)

Gesellschaft mit „Namen" ist schon fast: Beruf. Ich wünsche nichts, was an Beruf erinnert. Denn ich war im Beruf immer heute schon erbarmungslos gegen mich.

Hart gegen mich: das gilt für jeden, jeden Tag.

In Gesellschaft such' ich davon Rast: nur Sinnliches. Man geht nicht zur Fortbildung hin.

Auch nicht zur Unterhaltung mit Männern, Männern, Männern. (Geist hab' ick alleene.)

III.

Jetzt ist im Handumdrehn wieder Mai. Aus Neapel zurück. Ich gucke, wie aus einem Fenster, auf Berlin.

Ulkige Stadt.

Werder

I.

Die Leute gehn durch die Straßen von Berlin. Halten in der Rechten einen weißen Zweig. Sie kommen aus dem Städtchen Werder an der Havel.

Dort sprießt und sproßt Maiengesträuch, voll hinreißend märkischer Magie, das ist berühmt in der ganzen Welt.

II.

Birnbaumblüten, Kirschbaumblüten, Apfelbaumblüten singen, zwitschern, flöten, raunen, flüstern, wispern, jauchzen, piepen—melodientief. Bewegt von zarter Luft ohne Müllabfuhrgeruch; ohne Ruß; ohne Küchendunst. Geflimmer im Freien, über dem Wasser der dunkelgrünen Havel.

Umgaukelt von Sonne; umschwebt vom Hellblau; umlungert vom Mittagswind.

So Werder.

III.

Am Montag stand auf meinem hängenden Kalender: „Zum eigentlichen glücklichen Leben gehört moralischer Leichtsinn."

Darauf beschloß ich einen leichtsinnigen Ausflug nach Werder.

Nieder schlug ich alle Bedenken; löste, das Ziel ins Auge fassend, durch nichts mehr beirrt, eine Karte nach Potsdam.

IV.

Wozu es verhehlen, daß bis Potsdam nichts Merkenswertes eintrat.

Ich fand mich als Jüngster in einer Gesellschaft von fünf Personen. In Potsdam gelang es, ein Schiff zu entern. Los!

Bis jetzt war das Glück nicht gekommen. Doch Werder lag noch vor uns.

V.

Dämonen hockten über Baumgartenbrück; Geister über Gaisberg; Furien über Caputh.

In Werder aßen wir Setzei. In einem entrückten, erinnerungstiefen Garten. Hundertjährig, eine graue Mauer schützt ihn gegen Wasserflut.

Die Setzeier blickten wie Augen gen Himmel. Ein Setzei am Rande war wie das Aug' eines Kirchenschänders.

Das Auge schlief in eisiger Erwartung, umwittert von Händen; von Krallen zu Raub und Erdrosselung; schattenhaft.

In totem Grausen lächelte das Aug' des Schurken. Ich schlang's.

VI.

Als wir dann auf die Höhe zogen, schimmernde Baumblüte vom Gipfel zu übersehn, waren sowohl die Wege als auch die Stege besät mit einem großen, linden Reichtum von Ansichtskartenhändlern.

Je näher man dem Gipfel kam, desto mehr zarte Frühlingszweige wippten, zu zehn Pfennig, in den Händen der Verkäufer. Vor der Kuppe trat ein Schnellphotograph uns in den Weg: Er sprach zu mir: „Vielleicht eine schöne Schnellphotographie für Sie und Ihre Frau Gemahlin?"

Meine Frau Gemahlin! Wo sitzt sie, die Künftige! Meine Gemahlin sitzt im Monde. Meine junge Gemahlin sitzt im blauen Monde — sie hat das hellblaue Kleid an, das mit den Mondstrahlen verschwimmt. Ich kann ihren Umriß nicht so genau sehn, wie ich ihn auf Erden sah . . . neulich in einem bestimmten Augenblick.

VII.

Wir gingen weiter. Auf dem Kamm des Höhenzuges ragte steil, wie abgeklärt, ein Kassenschalter. Eintritt zehn Pfennig. Unten lag das Städtchen, halb auf der Flußinsel, halb auf dem Festsand.

Wohin das Auge sah: Obstbäume, die noch nicht blühten. Es durchzog mich der Gedanke an die mir sympathische Apenninen-Halbinsel.

Als wir beim Abstieg an dem Photographen wiederum vorbeischritten, erwähnte der Mensch aufs neue meine Gemahlin.

Ich dachte (mit Unterblick ihn streifend): „— — — —!!"

VIII.

Von Werder zurück. Verabschiedet. Wo zur Nacht speisen? In Moabit ist die K... Ku... Kunstausstellung eröffnet. Allein hin.

Ich saß im Park und ging nicht hinein in den Bilderpalast. Ein Philosoph, namens Rollin, oder so ähnlich, ließ um fünf Uhr früh sich wecken, damit er das Behagen fühle, nochmals einzuschlafen. So, als Genüßling, setzt' ich mich in den Park und sah auf die Außenmauer des Bilderpalastes im anheimelnden Gefühl: niemand kann mich zwingen hineinzugehn.

Ich rieb wohlig die Hände.

IX.

Nach einer Weile kam Herr von Osten-Sacken vorüber, Botschafter des Zaren in unsrem Lande. Herr Osten von Sacken sieht aus wie ein zurückgezogener Delikateßwarenhändler, Kohlenlagerplatzinhaber, Phantasiewollartikelagenturgeschäft.

Über seinem Strohhut war das Antlitz der Gattin, welche sehr groß und dick ist und um einen Kopf höher als der russische Zarendiplomat. Sie: eine sechzigjährige Pyramide mit zwei Beinen. Abendwinde wehten rings.

X.

Nichts war zu haben. Hefftersche Würstchen mit einem Klecks Mostrich.

Die Militärkapelle spielt: Wagner. Vier Paar Würstchen geschluckt; ein Abendbrot vorgetäuscht. Verstimmung.

Schlafendes Mondlicht. Tausend Damen schritten dahin; die Füße: gigantische Schatten.

XI.

Zuweilen, wenn man viele Berliner und Berlinerinnen sieht, überkommt mich die Idee: als ob alle Bewohner dieser Stadt von Maurerfamilien abstammten. Von lauter Maurerfamilien.

XII.

Mondschein immer noch.

Meine junge Gemahlin sitzt im Monde. Mit ihrem hellblauen Kleid. Bin höchstens ein paar tausend Meilen von ihr entfernt. Am Abend insonderheit seh' ich sie im Mond sitzen. Ob ich in Werder sein mag, ob in der K... Ku... Kunstausstellung: bin bloß ein paar tausend Meilen von ihr entfernt.

„Zum eigentlichen glücklichen Leben gehört moralischer Leichtsinn." Kann sein.

Aber andres auch.

Die Pinsel

Ich bin kein Freund von jenen Pinseln, die bald um ein erlittnes Leid in matten Mollakkorden winseln, voll süßer Jammerseligkeit. Nicht klagen will ich noch verzagen; und wenn ich dich nicht haben kann, werd' ich's wahrhaftig auch ertragen.

Man ist ein Mannnn.

... (Na also!)

Moritz

I.

Mein Goldfisch überfraß sich und erkrankte.

Mehr als sieben Ameiseneier pro Tag vertragen diese Viecher nicht. Manchmal schadet ihnen der allzu

häufige Aufguß frischen Wassers. Erkälten sich dabei. Möglich, daß Moritz daran gelitten hat. Mein Goldfisch heißt so.

II.

Mir vom Schicksal in die Hände gelegt (im Vorort Gewinnst aus einer Paschbude), während er im Glashaus herumschwamm.

Nach kurzer Beobachtung bin ich zu der Ansicht gelangt: daß Goldfische nicht intelligent sind.

III.

Mein Goldfisch Moritz macht exaltierte Bewegungen. Lacht sinnlos vor sich hin, wenn er unbeobachtet zu sein annimmt. —

Es geht ihm etwas besser.

IV.

Finger ans Glas! — klopf-klopf!

Er schwimmt auf mich zu. Blickt, blickt, blickt mich an.

Ich entferne mich scheu — und will doch sein Bestes. Moritz! Moooritz'l!

Aus dem Sarg

Wieder bloß gearbeitet. Raptus. Vier Tage nicht aus dem Zimmer gekommen.

Rhythmus einer Prosa, die man im Hinterkopf hat — aber die aufs Papier will. Läßt nicht locker. Oder man jagt hinterher; etwas zu packen. Ich hab's gepackt. Zweimal in Kleidern geschlafen. Oft schwindet es plötzlich. Dann aber: Geträumtes kommt näher.

Dienstag zum ersten Mal wieder an die Luft gegangen. Wie aus dem Sarg.

Gestern von Potsdam, hinter dem neuen Garten, bis Ferch gerudert. Stundenlang. Am Abend folgendes aufgeschrieben — (Erinnerungsverse, die man „Totenfeier" nennen kann . . . oder: „Sarg"):

Am Leben bist du längst nicht mehr;
Die Zeit hat meinen Haß gedämpft.
Wir beide liebten uns zu sehr
Und haben uns zu hart bekämpft.
. . . Und ob du mir am Herzen hingst,
Es war ein tödlich-tiefer Streit.
Doch wenn du schluchzend von mir gingst,
Sang meine Seele benedeit.

Oft hat in meinem hitzigen Hirn
Vor irrer Wut das Blut gestockt,
Da hast du auf beglückter Stirn
Den Kranz getragen — und frohlockt.
Schlaf still, du Luder; lang ist's her;
Die Zeit hat meinen Haß gedämpft;
Ich lebe noch, du lebst nicht mehr.
Du hast dich um den Kopf gekämpft.

Die Balustrade

I.

Und die Welt wird schöner mit jedem Tag. Dabei bleibt es. Mag auch das Kopfhaar, wenn die Hand hindurchpackt, so stark nicht widerstehn wie vormals; es ist noch starr und dicht; — mag vor der ahnenden Prüfung, Besichtigung, Abschätzung die Stätte klar sein, wo der Wald, in soundsoviel Jahren, spät, einstens, Durchblicke zuläßt . . .

Die Welt wird dennoch schöner mit jedem Tag.

II.

Wenn ich noch einmal anfangen soll: ich möchte das meiste noch einmal erleben. Auf dem breslauer Elisabetan wurde man ja gezwiebelt, das ist wahr, und der Versuch, das Selbstbewußtsein totzuknicken, mißlang nur durch Zufall — aber auch dort ist so vieles zum Guten gewesen. Dann die zwei Semester mit den schlesischen Saufbrüdern. Dann: Berlin; Anfang der neuen Entwicklung. Dort beginnt mit zwanzig Jahren die Jagd nach dem Traum. Dort wundersame Liebschaften, spät, schon über einundzwanzig zum erstenmal ein Weib; nach strengster Keuschheit; dort in der Liebe seliges Umfassen aller Stände, dort Ergreifen des herrlichsten Berufes, den ein Mensch haben kann, und Liebe nochmals, und ein paar italienische Reisen, und ein kurzes Zauberdasein im Lande Frankreich, und nochmals Liebe, Liebschaft, und alle Jahre kehrt Frühling und Sommer wieder, alle Jahr' erscheint der Monat Juni, man reist nach Potsdam, man reist nach Sanssouci, man steht am Heiligen See und geht in dem Garten spazieren, wo in schwerem Fliederduft das Marmorpalais aus grüner, regenfeuchter, dampfender, abendlicher Erde steigt, — man lehnt über die steinerne Balustrade, blickt über die stille, blasig-laue Wasserfläche, atmet naßwarmen Regenwind, streckt zwei Arme weit aus, und daneben . . .

III.

Daneben steht in einer Abgesandtin die Jugend, über die Wange weht etwas braunblondes Haar, das sie nicht hinter die Ohren zurückstreicht. Briefträgerstochter!

Und trägt ein Musselinkleidchen, meiner Seel'. Und schweigt; und lacht; und ist leuchtend; und glücklich; und sieht nach rechts; und nach links; und lehnt wie-

derum über die Balustrade. Und aus dem Haar sprüht Schönheit, Schönheit, Schönheit! Das alles bis zum hundertundfünfzehnten Jahre dauernd fortzuerleben, trag' ich kein Bedenken.

Die Sterne blühen, die Tage rauschen, die Abende wehen. Man lebt auf, ja, gewissermaßen-sozusagen atmet wieder. „Und in Träumen rauscht's der Hain, und die Nachtigallen schlagen's", äußert in Fis-Dur R. Schumann (-Zwickau). Und allen Gegnern verzeiht man, sie sind ja bloß Hornochsen. Und fühlt eine Armee in seiner Faust und weiß, daß man die deutsche Sprache beherrscht — und fliegt in Seligkeiten. Weiß, daß man die Sprache beherrscht, bleibt mir gewogen. Und ein mildes Gedenken an alten Schmerz. Neue Tröstung in neuer Liebe. Die Welt wird schöner mit jedem Tag.

IV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeitung schreibt: „Am ersten Pfingsttag wurden in Berlin sechs Selbstmorde und drei Selbstmordversuche polizeilich gemeldet."

Die Beunruhigungen des Publikums durch den Todesengel nehmen einen, wie man fachmännisch sagt, nachgrade kaum noch erträglichen Charakter an — das Reichsgesundheitsamt sollte wenigstens in den Monaten Mai und Juni, wenn die Sterne singen, die Sträucher süß duften und warme Regenschauer die Erde küssen, das Gesterb' ausdrücklich untersagen.

V.

Einer, heißt es, erschoß sich „in der bestimmten Überzeugung, daß ihm seine tatsächliche Unschuld niemand glauben würde."

Warum gingst du — Trottel? — da die Welt doch schöner wird mit jedem Tag; da es durchaus unsicher ist, was man dafür eintauscht. Ich entsinne mich nicht, wo meine Seele war, bevor ich zur Welt kam; so werd' ich auch kein Bewußtsein der Existenz haben, wenn ich alle bin. Aus diesem Grund ist es angebracht: längere Zeit zu leben.

Und wenn man schon wählen soll zwischen gut leben und schlecht leben, entscheidet sich mein Herz — darin bin ich komisch — doch lieber dafür, strahlend und fliegend zu leben.

VI.

Das sagt' ich auch der Kleinen (sie ist nicht klein!), als sie über die Balustrade weit über das Wasser sah, der Wind ihr braunblondes Haar über die Wangen schnob, und die Schönheit in ihr nicht aufhörte, zu singen, zu singen, zu singen — und als ich zwei Arme nach zwei Richtungen streckte, und als uns beiden recht himmlisch zumute war.

Hat man je ein kleines Mädchen getroffen, das bei ihrem Bruder, der noch in die Schule geht, ein theosophisches Buch liegen sah und den Inhalt halb ernst, halb lächelnd aufschleckt, wie ein lebstarkes Kätzchen; die in Potsdam stürmisch um Auskunft ersucht, ob die Seelen wirklich . . ., und wie die Sache ist! Hat jemand je mit so einem kleinen Mädchen in Potsdam über eine Balustrade geblickt? Ich hab' es.

Ah, soll man das Leben vertrauern um Pfingsten 'rum, im Juni, wenn die Sterne singen und die Büsche duften, oder die Sterne duften und die Büsche singen? Soll man Tröstung nicht suchen für Bitternisse? Soll man ein dunkeläugiges Geschöpf nicht überwinden

durch ein helläugiges? Soll man eine Erinnerung nicht besiegen durch eine Gegenwart?

Ich hab' es. Man soll es.

VII.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In drei Teufels Namen: eine gewisse Zeit hier ist wundersam und zaubervoll und hinreißend und leuchtvoll und selig und magisch und gaukelnd und unergründbar. Um Pfingsten vorwiegend. Es duftet die Blume Jelängerjelieber, und in Italien wächst die Zypresse, und in Potsdam lehnt was über eine Balustrade mit wehendem Haar.

Das Glück.

Das Glück zweier Monate. Briefträgerstochter! Du wirst sein wie diese schweren Tropfen, so ins Wasser fallen vor uns. Ich werde fallen wie dieser Himmelsguß und einstens wegfließen. Doch zuvor wird alles Herrliche zwischen dir und mir gewesen sein — zwei Monat' lang, zwei Monat' lang, wenn die Büsche duften, die Junierde dampft, die Sterne singen.

VIII.

Komm, Kröte!

Felder bei Wilmersdorf

I.

Zwei Monat' lang? — Herbst ist es ... aber die zwei Monate währen immer noch. Werden die zwei Monate zu Jahren?

Alle Weichheit ist weg. Dem unsichtbaren Überwesen Dank, das mich kutschiert (vielleicht ist es ultraviolett).

II.

Abermals inmitten dieses Herbstes ist ein Frühling ausgebrochen. Meine Feinde sollen über mich triumphieren, wenn ich nicht die Wahrheit sage. Ausgebrochen. Berlin hat ein komisches Klima.

III.

Jetzt rühmt in der Wochenschrift „Nation", wo ich öfters meine Kritiken schreibe, die Frau Gabillon-Bettelheim grundsätzlich die Jahreszeit Herbst. Stille Weise von des Herbstes wohltuender Herrlichkeit.

Unsinn, meine liebe Gabillon. Etwas als Glück ansehn, was nur Gefaßtheit ist . . .

Einen Sommer haben Sie vielleicht nicht gekannt, einen Frühling haben Sie vielleicht vergessen — meine liebe Gabillon, meine werte Bettelheim.

Den Herbst erträgt man . . . wie unsereins imstand' ist, in diesem Leben alles, mit Lindwurmblut gesalbt, zu ertragen — (aber nur zu ertragen).

IV.

Nicht im Herbst: im zufälligen Frühlingsherbst geht man einmal noch über die Felder bei Wilmersdorf, umküßt von verschollenen Lüften voll Weichheit.

Und wenn man in eine Gesellschaft fährt, wandelt man zuvor die letzte Viertelstunde dort mit dem wilden Engel spazieren, Anna, Anna, Anna, welche den wirklichen Frühling einsang, über die Balustrade gelehnt, Anna, Briefträgerstochter, — die um sechs Monde älter und um drei Himmelreiche schöner geworden ist.

Man wandelt in Galatracht . . . und hört ihre Stimme: „Solche tief ausgeschnittenen Westen, du, sind aber nett!"

Erinnerung an die letzte Viertelstunde macht, daß man hernach wie ein Bräutigam schreitet. Unter Blu-

men und Glaskelchen klingt wundersam dieser Abendgang nach — und man ist gefeit gegen die kaltgeherzte Tücke lieblicher Gesellschaftstöchter.

V.

„Solche ausgeschnittenen Westen, du, sind aber nett."

Nach Marseille, nach Genua ...

(Später stand es in einer Kritik.)

Der Winter ist aus. Man geht nach Marseille; nach Genua. Nach Puebla de Hijar. Nach Laubegast, nach Schreckenstein. Nach Avignon. Es flieht der Zauber, der im Abendschein erhellter Räume niedergeschwebt ist. Schöne Haare! Wie ein Dach über den frevelhaften Reizen der jungen Brust. Flammenkelche verblassen. Süßer Wahnsinn in der Ferne. Milde Lüfte wehn; Vögelein singen in Friedenau, in Tempelhof. Einst hatt' ich deine Seele ganz, du kleine Prinzessin im Strahlenglanz. Du flötest: „Ich hab' nach jenen Stunden den Weg zu meiner Mutter gefunden." Deine Mutter ist ein falsches Weib, sie lebt und liebt zum Zeitvertreib. Einst hatt' ich deine Seele ganz, du kleine Dirne im Strahlenglanz. Musik erklingt; lange nachdämmernd. Mit der Locke steht Einer am Pult; mit der Locke sitzt Einer am Flügel; eine Greisin kräht: „O hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut!" Lichter, Menschen. Die A-Dur-Symphonie, in leisem Schritt, mit leise tupfenden Tönen, ruft das Ernste und Gefaßt-Humorhafte unsres Schicksals. Alles versinkt. Schneespaziergänge liegen weit zurück.

Und Du? Ist es verweht, dein wehendes Haar, — Briefträgerstochter, leuchtende, freche? Der Winter ist aus. Man geht nach Marseille; nach Genua.

(Hier endet der erste Zyklus.)

Zweiter Zyklus

LÜTZOW-UFER

Der Hauswirt

I.

Langsam fängt es wieder an. Es kommt die Kälte. Betritt man am Morgen sein Arbeitszimmer, brennt ein Feuerchen. Mit besonderem, kühlem Glanz leuchtet die Sonne sparsam-zauberisch über Wipfeln der Landgrafenstraße — die man vom hinteren Fenster grade noch sehn kann.

II.

Dem Fenster gegenüber, unten vor dem Atelier, steht in strammer Haltung Bismarck. So wie Eberlein, der Bildhauer und Hauswirt, ihn geschaffen hat. Der Kunststein ist mit den Jahren in Regen und Schnee verwittert. In Kälte und Herbststurm stützt sich der verwitterte, der entlassene Mann auf sein Schwert.

In Herbststurm und Kälte sind ihm hold verwitternde Frauensbilder nah, die nicht bekleidet ausharren, den ganzen Winter hindurch, in Regen und Schnee.

III.

Oben in der Mitte des Kopfes hat Bismarck ein Löchlein. Genau zu sehn, wenn ich ans Fenster trete. Hoffentlich fließt kein Regen hinein, den alten, weggejagten Kanzler mit schauerlichem Naß innen füllend;

und einst überquellend, so daß die Tropfen über die Glatze nach den Augenbrauen sickern; und von den alten, armen, fortgescheuchten Augenbrauen auf den entlassenen, kaltgestellten Schnurrbart.

IV.

Nicht weit davon brüllt ein Löwe, dunkel und verwitternd. Die schon kalte Sonne schmiegt sich an die sonderbar schwermütigen Gebilde; zu ihren Füßen sind braune Blätter gefallen; auf dem Rasen liegen braune Blätter.

Und wenn man hinaustritt, am Ufer entlang zu gehn, watet der Fuß in braunen Blättern.

Es fängt wieder an.

Die Siebente

I.

Im Philharmonischen Konzert macht Nikisch Beethovens A-Dur-Symphonie. Der zweite Satz, der im leisen Schritt mit leise tupfenden Tönen das Ernste, das Gefaßt-Humorhafte menschlichen Schicksals, unsres Schicksals, klingen und singen läßt: dieser Satz müßte jeden Morgen und alle Abend' an einem frei zugänglichen Ort für Solche gespielt werden, die nicht mehr in die Kirche gehn.

Jeden Abend und alle Morgen.

II.

Wenn ich ohne Nachkommen sterbe, will ich die zwei Millionen, so ich bis dahin zusammengeschrieben habe, für keinen andren Zweck vermachen als für diesen.

Einmal im Jahr hätte das Orchester sich um die Terrine beziehungsweis Urne zu versammeln, worin die

Asche meines in Heidelberg verbrannten Leibes dämmern wird. Dann fangen die Atömchen gelegentlich wieder an zu fühlen, und es regt sich in dem grauweißen Staub eine verschollene, körperlose Stimme, welche spricht:

So war das Leben. Such was life. Telle était la vie.

III.

Der Wirbel schweigt. Die Totenuhr
Tickt stumm den Takt der Kreatur;
Ein Tupfen nach dem Tosen.
Das Sterbe-Scherzo der A-Dur:
Choral der Glaubenslosen.

Der Morgen

I.

Wenn die Schaffnerin Eurykleia das Teebrett mit Briefen an die schimmernden Kissen bringt und alle Vorhänge aufzieht, erscheint sie als ein traumwandelndes Gebild aus längst verstorbenen Zeiten.

Und während dieses Gespenst nebenan, im Arbeitszimmer, den Ofen pflegt, hört man, flüsternd, summend, klagend-lustig, noch die Musik von gestern Nacht.

II.

Das Bewußtsein irrt in der Weltendämmerung, wo jemand Fragen und Menschlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der großen Verzeihung betrachtet — indem er, fast bewußtlos, den Duft dieses Erdsterns, gemischt aus Lust und Krach, einzieht . . . und von sich bläst.

Von sich bläst!

III.

Bin heute nicht, wie so oft, früh auf, um zu arbeiten. Sonst meistens. Der Morgen, bloß der Morgen, ist für alles Geschreib das Beste; nicht die Nacht — was ihr auch saget.

IV.

Erwachte heut mit leisem Frösteln. Im Hirn was Prickelndes. Ich glaube nicht im Bett zu liegen, sondern rolle gleitlings durch einen Raum.

. . . Zuletzt gießt man doch den Tee ein, fällt zwei Stück Zucker — und reißt Briefe auf. (Das Studium dieser ist ein Mittel, auf die Erdoberfläche zu kommen.)

V.

Zorn über zwei gegen mich gedruckte Sätze: das ist Sprungbrett für straffes Tun. Glück über zwei mir geschriebene Zeilen: das ist Beflügelung.

Bleistift!! alle Rückseiten aller Briefe bekritzelt. Alle Kuverts voll. Alle Zeitungsränder voll. Es geht von der Hand.

Es fliegt von der Hand.

VI.

Auf!

Im Badezimmer, unter dem Rasierpinsel, quillt eine Strophe.

Dieser Tag wird gut.

VII.

Nebenan schürt und schlurft etwas: Eurykleia.

Tempelbau

I.

Der Bildhauer Professor Eberlein, mein Hauswirt, fordert jetzt für die deutsche Hauptstadt einen Tempel: worin die Besten des Landes einander nahekommen.

Der Bau, von hellenischer Pracht (wohl „hoalb ane Kerche, hoalb a Keenigsschloß", wie es beim Gerhart heißt) — der Tempelbau, Herr Wirt, ist in dieser Stadt nicht möglich.

Die Selbstbewußtlosigkeit würde zuvörderst Solche heranziehn, die statt hellenischer Freiheit buckelndes Ersterben zeitigten.

II.

Was? ... Verbindung zwischen Geistigen und hohen Armeemitgliedern wollen Sie? Sucher neuer Weltanschauung — und Werkzeuge feststehender Weltanschauung? (Wo ist die Brücke?)

Man schätzt, Eberlein, liebenswerte Männer in jenen Reihen? Ja! Mit immer der klaren Erkenntnis, daß ihres Wesens Kern die Verneinung des unsren ist.

Der Tempel („gleich denen Griechenlands, in Granit, Marmor und Bronze"; und „mit Darbietungen edler Musik", sagt er) — dieser Tempel geht nicht.

III.

Jedoch unbenommen, Eberlein-Wirt, bleibt es, für das Ideal durch Verschönung Ihres, unsres Wohnhauses zu kämpfen.

Seit in meinem Arbeitszimmer vor dem Kachelofen das Blech angenagelt ist, heg' ich zwar keinen Wunsch mehr. Es brennt auch im zweiten Stock die Flamme,

während eine Zeitlang — wozu es verhehlen — bloß der unterste Treppenflur hell erleuchtet war. Festglanz ist hierdurch gleichmäßiger verteilt, und Frau Pastor Müller mit Elisabeth, ihrer Tochter (Elisabeth, Elisabeth!), klettert nun die Treppen hinauf, nicht nur mit Sicherung: sondern in Schönheit; griechischer.

IV.

„Darbietung edler Musik" . . . Wöchentlich dreimal hör' ich im Hofe „Daisy, Daisy!"; vorgetragen von einem Kasten.

Wenn „Daisy, Daisy" beginnt, schlag' ich mit beiden flachen Händen zwei Minuten auf den Schreibtisch. Oder werfe die „Umwertung aller Werte" längere Zeit hindurch an die Wand. Oder Haases Kirchengeschichte. Oder läute mit der Kuhglocke; so ich aus Fiesole (presso Firenze) mitgebracht.

Abhilfe möglich: durch Verschluß der Haustür! Wirt! Eberlein! Mittel zur Schönheit!

(Und doch . . . Leierkastenstimmung ist noch besser als Tempelstimmung.)

Elisabeth

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Sein Aug' war hell, sein Herz war rein,
Er trug ums Haupt einen Heiligenschein,
Mit dem stieg er ins Ehebett
Und zeugte sacht ein seliges Kind,
So blond, wie bloß die Engel sind,
Elisabeth — Elisabeth!

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Deine Mutter war ein dolles Blut,
Sie brannt' ihm durch und tat nicht gut;
Dich nahm sie mit, als Amulett.
Die schwarze Sünde blieb ihr Los,
Du aber wurdest licht und groß,
Elisabeth — Elisabeth!

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Von seinem Blut und ihrem Blut
Bekamst du was zum Heiratsgut:
Du bist verbuhlt, du bist kokett;
Und doch glaub' ich zu mancher Frist,
Daß du die Mutter Gottes bist —
Elisabeth — Elisabeth!

Wilhelm besucht uns

I.

An unsrem Ufer, da Häuser und Villen aneinandergedrängt stehen, war Dienstags große Freude. Der Kaiser kam in unser Haus. Wilhelm der Zweite.

Wirt ist immer noch Messer Eberlein. Von dem brüllenden Löwen und vom verwitterten Bismarck, die vor dem Atelier dieses Bildhauers stehn, gab ich Rechenschaft.

Hier fuhr der Kaiser vor.

II.

Er fuhr dröhnend durch unsren Hausflur, dröhnend durch zwei geöffnete Tore, vorbei an dem Löwen, vorbei am Bismarck, bis an ein kleines Boskett.

Von diesem Boskett führt ein Weg von etlichen Metern ins Atelier; den mußt' er zu Fuß zurücklegen. Er sprang vom Wagen herab.

Unser Hauswirt und Begas, der „berlinische Michel Angelo" bekanntlich, standen grüßend da; Begas im Frack, mein Hauswirt im Gewand eines Privatmanns am Sonntagnachmittag.

III.

Der Kaiser schüttelte beiden Meistern die Hände; während das ganze Haus, Frau Pastor Müller, Madam Rohr, Frau Klatt, Dr. Siemering, ich, elftausend Jungfrauen dienenden Standes und der kleine Willy mit einer Soldatenmütze teilnahmsvoll zuschauten.

Dem Begas schüttelte der Kaiser die Hand ungemein kräftig; er schwenkte seinen Arm beinah. Ich dachte: wenn er mir die Hand so kräftig schüttelte, weh tät' es mir.

IV.

Kaiser Wilhelm sah recht angegriffen aus; die Gesichtsfarbe schien gelblich. Hatten sich Reisestrapazen in diese Züge verfurcht? (er reist so sehr). War es die Fülle der Regierungsarbeiten? Oder die Ermüdung der letzten Jagd? Wer will's wissen. Genug, seine Wangen hatten nicht die Leuchtkraft wie auf Bildern. Es schien auch in seinem durchaus freundlichen Wesen etwas Befangenheit zu liegen (selbst dies auffallend kräftige Händeschütteln wirkte gleich einem leisen Ausfluß von Befangenheit).

V.

Von den zwei Meistern gefolgt, schritt Kaiser Wilhelm die vier Meter vom Boskett zum Atelier dahin.

Elisabeth, einzige Tochter der Pastorin, goldblond, madonnenhaft, achtzehn Jahr alt, schalksam und weich, drängte sich ein bißchen vor. Rohrs lagen im Fenster, die ganze Familie. Die Pastorin schritt vorwärts, mit

Entschlossenheit (es dünkte mich, daß der eherne Leu vor ihr furchtsam den Schweif einzog).

VI.

Indes der Kaiser, von den Meistern immer noch gefolgt, einherging, blickt' ich ihn an, aus nächster Nähe. Dieser Mann, dacht' ich, welcher die vier Meter vom Boskett bis zum Atelier entlang wandelt, hat die Zukunft Deutschlands bis zu einem gewissen Grad in der Tasche. Man könnte sogar sagen: die Zukunft Europas. Bis zu einem gewissen Grad . . .

Ich sah ihn schweigend an und dachte solches, während er Elisabeth (Müller) grüßte.

VII.

Eine ältere Dame mit einer Handtasche hatte sich aber an das Haustor gestellt. Und als der Kaiser in zwanzig Schritt Entfernung, den Rücken ihr zugewandt, einherging, machte sie dennoch einen tiefen Knicks. So daß ich meinte, sie würde sich auf die Erde setzen. Die Dame rang sich dennoch hoch. Es gelang ihr noch einmal, emporzuschaukeln, ich freute mich dessen. Man kann wohl sagen: wir alle freuten uns dessen.

VIII.

Als er nachher davonfuhr, unser Kaiser, fesselte die Teilnehmer des Hauses ein Vorgang. Er hatte sich kaum in den Wagen gesetzt, da stürzte — stürzte, sag' ich — ein Riese auf ihn los. Hollaho, dacht' ich, er ist der mächtigste Mann in Europa, warum stürzt dieser Riese auf ihn los? Seltsame Gedanken schwirrten durch den Kopf. Doch gleich merkten wir, daß es sein Leibdiener war. Der Amateurapparat des Doktors Siemering hatte schon zu wackeln begonnen.

Niemand ermißt aber die Geschwindigkeit, mit welcher der Leibdiener-Riese jetzt die Beine seines Herrn einwickelt, in eine Pelzdecke. Er stopft, fieberhaft, arbeitet, eins, zwei, drei, rechtes Bein, linkes Bein, Mitte, fertig. Der Adjutant trabt zu Fuß vor die Hausfront, um rechtzeitig in seinen Wagen zu kommen. Die zwei Polizisten vor dem Tor raffen ihre Muskeln. Unser Kaiser fährt von hinnen.

Rohrs grüßten vom Fenster. Elisabeth blinzte mit den Augen, von der Sonne geblendet.

IX.

Rohrs sind ziemlich zahlreich. Was die Mutter ist, Madam Rohr, so läuft ein Gerücht um, daß sie durch Balken sehn kann. Wenn man ausgeht, wenn man heimkommt: es ruht ihr Auge, hinter den Gardinen, mit einem Luftdruck auf dem Schreitenden. Es vergeht keine Stund' in der Nacht, sie wacht.

Selbst das weiß sie, was nicht geschehn ist, aber doch geschehn könnte. Mit Gaben reich bedacht. Auch ward ihr Beredsamkeit verliehen. Frau Pastor nennt sie „die Rohrsche". Ich begreife nicht, wie man diesen Ausdruck wählen kann; ich sage immer: die liebe Frau Rohr.

X.

Die Pastorin und die Rohrsche haben sich mal furchtbar gezankt; daher. Düstere Zwiste zerfressen die Eingeweide dieses vom Kaiser besuchten Hauses.

Unten im Keller wohnen zwei Familien. Ein Tischler — das Oberhaupt der einen, Mallon genannt; der Chef der andren ein Pförtnerich. Diese zwei Männer haben nichts zu sagen; die Gemahlinnen alles. Einst

aber spielten der Knabe der Pförtnerfrau und der Sohn der Tischlerin. Ein freundlicher Mensch bot ihnen zwei Häuflein Kirschen an, von denen das eine klein und vortrefflich, das andre groß und minder trefflich war. Der Portierjunge griff nach dem kleinen und guten, der Mallonsche wählte das andre. Siehe, als die Pförtnerfrau solches erfuhr, sprach sie zur Tischlerin: „Das ist eben der Unterschied zwischen uns, mein Sohn weiß, was fein ist — Ihr Sohn jiepert nach de Masse!"

XI.

Allen im Haus ist dieser Vorgang bekannt. Gleich den Guelfen und den Ghibellinen sind zwei Kellergeschlechter seitdem verfeindet. Möglich, daß in späten Jahren der Verwandtschaft zarte Bande sie zu einem ewigen Frieden führt; des mächtigen Pietro Schwestersohn, Fernando, die göttliche Mathilde, Colonnas Tochter, gekürt, dies schöne Band der Einigkeit zu knüpfen . . .

XII.

Ich aber sage dieses: Meine Lieben alle, im ersten Stock, im zweiten Stock, im dritten Stock und sonstwo —, wenn ihr noch einmal allerhand Dinge munkelt, die nicht gestogen und nicht geflogen sind: so will ich mit einem Huiii zwischen euch fahren, daß ihr die Engel singen hört. Ich frage die deutsche Dichterschaft, ob man sich Munkeleien über die usw. gefallen lassen muß.

Ha, wozu schreibt man einen Stil, einen Strahl, wenn man sich öffentlich nicht beschweren dürfte. Nehmt euch in acht, alle miteinander!

Schönes, falsches Ideal

I.

Es ist recht warm. Man fühlt, daß die Hundsposttage gekommen sind. Ich meine natürlich: Hundstage. Von Hundsposttagen redet mein Jean Paul. Ich denke nicht dran, auszustreichen! Bei der Temperatur nicht!

II.

Man fühlt also, daß die Hundsposttage gekommen sind. Jetzt hab' ich mich wieder verschrieben, — ist es zu glauben! Hundsposttage sind jene Posttage, im „Hesperus", an welchen ein kleiner Hund dem Dichter Jean Paul Romanstoff in einer Kürbisflasche bringt. (Der Schalkhafte tut so, als ob er den Stoff zum „Hesperus" auf diese Art, ratenweis, empfangen hätte.

Ach, die seligen und seelenvollen Wunder dieser Hesperuswelt steigen empor; lang schweigende Erinnerung wühlt noch einmal verzaubert in so einem tiefmenschlichen Reich kämpfender Hoffnung, süchtiger Zuversicht, lächelnder Menschheitsliebe, neckender Innigkeit ...

III.

Man springt auf, hüpft zum Bücherregal, setzt sich auf den Boden, zieht ein durchgilbtes Bändchen vor: das zerrissene, zerlesene, mit Bleistiftausrufen bedeckte, das teure, das man in einsamer Studentenzeit einsam vergöttert hat.

Und aus den Seiten weht der alte Geist des größeren Bayreuthers.

Ihn zuerst hat man zu nennen, wenn von dem Städtchen die Rede ist. Nicht den Musik-Agitator, der voll begeisterter Schlauheit und trunkener Gerissenheit ä säcksches Nazjenaalheiligtum fingerte.

Die Tristan-Chromatik: unsterblich, als Klang. Aber eine Bestie bleibt er doch.

Seltsam: hier in der Einsamkeit erwürg' ich in Gedanken oftmals Dinge dieser Gegenwart, die, gleich ihm, herrlich als Erscheinungsschauspiel sind: aber hemmend für den Emporgang dieses herumirrenden Sterns, — nach meinem Gefühl.

Bismarck und Nietzsche gehören leider hierzu.

IV.

Der Dichter der Fünfundvierzig Hundsposttage und andrer Lebenswerke, die vergehn werden, wenn der Begriff Deutschland eine verschollen-kosmische Episode ist, aber nicht früher: dieser Dichter hofft (auf der extra vergilbten siebzehnten Seite), es werde doch ein andres Zeitalter kommen: ein lichtes. Mein liebreicher Freiheitsdränger sieht ein Jahrhundert vorher, das auf dem Abendtor die Inschrift zeigt: hier gehe der Weg. Dieser große Hoffende, der für eine . . . nicht politische, sondern menschliche Demokratie, wie sie über kurz oder lang doch eintritt, innigster Vorkämpfer gewesen ist, der überquellendste Prophet, der Zukunftsheilige deutscher Freiheitswelten — er zögert nur ein bißchen, wenn er mit ernstem Lächeln ruft: „Aber noch streitet die zwölfte Stunde der Nacht: die Nachtraubvögel ziehen; die Gespenster poltern; die Toten gaukeln, die Lebendigen träumen."

V.

Hundert Jahre sind verflossen seitdem. Ungeheurer Fortschritt in stofflich-mechanischen Dingen. Anscheinend größter Rückschritt im vorwärtspeitschenden Ethos.

Hundert Jahre nach der französischen Umwälzung dies Dreyfus-Frankreich von heut. Hundert Jahre nach großen deutschen Lichtbringern ein allgemein-europäisches Bismarck-Ideal; Blut- und Eisen-Ideal; mit angenehmer Aussicht auf Militärdespotie.

Hundert Jahre nach der reinen Vernunft: Philosophastereien eines magenkranken Mannes, der vor Schwäche umfiel — und das Ideal der Starken aufstellt; der zerrüttet durch Schlafmittel ein tänzerisches Ideal aufstellt; der ein Nazarener war ... und ein hellenisches Ideal hißt; der ein verzweifelt Kreischender war — und heitere Ruhe lehrt; der ein Schlotternder war ... und siegreiche Überlegenheit satzt; der, noch vor offiziell ausbrechendem Blödsinn, Richard Wagner befehdet — aber zugleich gewisse Methoden des Leipzigers zum eignen Nutzen verwendet; vielleicht allerdings hatten sie das Beide vom Schopenhauer stibitzt.

VI.

Halt! nicht zu heftig!

Ich staune, wie brennend ein solches Gefühl heut-verbotenen Inhalts oft in mir ausbricht.

Ja, die Deutschen haben der Welt die neue Musik gegeben, die neue Politik, die neue Philosophie. Und wenn man die drei Vertreter betrachtet, Wagner, Bismarck, Nietzsche, hier nach dem Gemeinsamen forscht — so läßt sich leider nicht verhehlen, daß ein Zug ihnen gemeinsam ist: dem Wagner, dem Bismarck, dem Nietzsche. Ein Zug, der sie nicht bloß etwa von der stillen Größe einer goethischen Tassowelt (o nein, das ist schöne Treibhausluft): sondern von umfassend-moderner Menschenkultur überhaupt trennt.

Selbst von der blutigen Großmut der französischen Umwälzung, von dem gradlinig-heroischen, grausamen Edelmut jener Tage sind sie ja geschieden.

VII.

Der Türmer Jean Paul, der Mondbestrahlte, dessen mildes Aug' nach dem Edel-Neuen am Horizont späht, rief zaudernd mit ernstem Lächeln damals: Noch streitet die zwölfte Stunde der Nacht, die Nachtraubvögel ziehen.

Heut, um die Jahrhundertwende, ziehn sie erst recht!

Ich sage euch: es ist mehr Beethoven nötig in der Welt. Tritt herfür, Einziger, zeig' wieder den Menschen, wie Riesengröße denkbar ist mit dem neuen Sinn der neuen Zukunft — glänziger Tierschönheit entrückt. Sie haben's verlernt. Einer, oder ein Schwarm, soll zweibeinigen Instrumenten jetzt ein Mal für alle zurufen:

Ihr Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!

VIII.

Vor solchem Finale, dessen Melodie in der Ferne stärker schon erbraust, verstummen schließlich drei Idealgötzen dieses seltsam großen, seltsam wilden, seltsam irrenden Jahrhunderts: der chloralschwache Übermensch; der musizierende Nationalspekulant; der Blut- und Eisenherr — der verhandelnde Zuschriften in der Kürassieruniform abfaßt.

IX.

Für Deutschland war dieser Letzte so viel; doch weniger für die Welt. Der Andre, welcher seine „Philosophie" unter dem Einfluß dieser Gestalt formt, ist ein

schaudernd-entsetzter Poet. Und des Dritten Ewigkeitswerk vom Tristan darf niemals wegzudiskutieren sein.

Immerhin: mehr Beethoven!

X.

— — — — — — — — — — — — — — —

Damit schob ich den Band Jean Paul wieder ins Regal. Es fiel mir ein, daß ich etwas ganz Andres hatte zu Papier bringen wollen.

Wie man vom Weg verdrängt werden kann, wenn die Feder das Wort „Hundsposttage" schreibt statt „Hundstage".

Heilande werden gesucht

I.

Mit jeder anbrechenden Nacht rückt der Punkt näher, wo die große Einkehr zu halten ist: um die Jahrhundertwende. Bald erscheint die Zahl 1900.

Der Wahnsinn und die Glorie dieser Zeit steigen herauf, beide hart nebeneinander; die Größe, zugleich die Bestialität; Fortschritt und Servilismus; machtvoller Gedanke der Freiheit, Zauber technischen Könnens, listige Lüftung stiller Elementargeheimnisse, Verfeinung und Erhöhung der Menschlichkeit, Verbreitung der ethischen Idee; — auf der andren Seite: stärkste Machtanbetung aller Jahrhunderte; zum mindesten die bewußteste aller; die erste Philosophie der Machtanbetung; die Herrschaft des Säbels ... und noch über dem Säbel die Vergottung des Geldes.

Himmel und Erde heut erfüllt vom Triumphlied des mobilen Besitzes — — aus der Tiefe steigt das Gebrüll der Unbeteiligten, der Ausgeschlossenen.

So ist meine Jahrhundertwende.

II.

In dieser Zeit atmet man tiefer: doch scheint beim Atmen der Hals zugeschnürt.

Heilande werden gesucht.

III.

Man weiß nicht mal, ob gutgenährte Kaffern als die höhere Menschengattung zu betrachten sind oder bleichsüchtige Denker. Man weiß nicht, welcher Typ der willkommnere sein soll: gesunde, vertrauensvolle Esel, die im dunklen Drange sich des rechten Weges bewußt sind — oder nervöse, zartbeleibte Kampfnaturen, die von der Flamme des eignen Herzens verzehrt sind... und am frühen Schluß ihrer Tage dennoch von einer so unvollkommenen Welt Abschied nehmen.

Alles blüht und Alles rast.

IV.

Heilande werden gesucht.

Bismarck stirbt

I.

Am Sonntag Morgen wußte man, daß er tot war.

Ein Erstaunen packt mich — auch wenn ich nicht will. In dieser Minute fühlt man, mag eine Art Haß die Grundstimmung wider ihn gewesen sein, was man grollend an ihm geliebt hat.

Aber —: feststellen, was ist.

II.

„Ein Tag der Volkstrauer war über Berlin hereingebrochen", stand in der Zeitung; Unwahrheit.

Niemand, der sich durch sonntägliches Gewühl schlängelte, hat eine merkbare Veränderung ehrlicher-

weise wahrgenommen. Es war wie an allen Sonntagen. Man soll als anständiger Mensch nicht verheimlichen, daß in Berlin stramm getanzt worden ist an diesem Tag.

Wir saßen im Ruderboot auf der Oberspree, legten an. Es war windig. Alle Biergärten zum Brechen voll. Und getanzt wie verrückt.

Wir sahen eine Weile zu; konnten es drin vor Staub nicht aushalten. Das geschieht, sprach ich, am heutigen Tag; die Menschen sind erholungsgierig nach der Wochenarbeit — oder sie kümmern sich nicht viel um den Toten; oder beides. Und es sind Bürgerschichten, nicht etwa Dienstmädel und Füsiliere, die da tanzen . . , Der Monarchismus ist in Deutschland so ausgebildet, daß immerhin beim Tod eines Potentaten mehr äußere Wirkung zu spüren wäre.

III.

Feststellen, was ist.

Der Monarchismus hat die Komitragödie dieser Gestalt heraufgeführt.

Eine neue Stellung wider diesen Begriff zu offenbaren, war er nicht jung genug . . .

Zu offenbaren: denn ob die neue Erkenntnis ihm zum Schluß erst aufging oder ob sie ein Leben lang im verschwiegenen Herzen schon bestand, ist zweifelhaft. Nicht zweifelhaft ist Eins — (der Tote will nur die Wahrheit) —: daß sein Monarchismus unklar oder unecht gewesen ist, ein Leben lang.

Alles, was er tat, tat er für seinen kaiserlichen Herrn. Bei allem, was er tat, war das oberste Augenmerk auf den kaiserlichen Herrn gerichtet. Das monarchische Prinzip über alles. Noch auf dem Grabstein nichts andres als ein Diener des kaiserlichen Herrn. Und nur die

Kleinigkeit, daß der Diener stets seines Herrn Herr gewesen, wurde schlicht übergangen.

IV.

Feststellen, was ist.

Als ein König dann seinen Willen nicht mehr tut, hört er auf, bedingungslos monarchisch zu sein. Es war zu spät. Wilhelm der Zweite zog schließlich nur die Konsequenzen bismarckscher Grundsätze. Der nicht mehr als ein Diener sein wollte, wird als Diener aus dem Dienst kommandiert. Der sich als Diener selbst bezeichnet hatte, wird von Wilhelm gleich Handlanger mit herzhafter Deutlichkeit genannt.

Weil er keinen modernen Staat im Auge gehabt, sondern eine Machtsteigerung der Monarchie: deshalb konnte jetzt ein in der Macht gesteigerter Monarch ihn spazieren schicken; auf die Art, wie es geschehn ist.

V.

Und hier in dem Deutschland, das Bismarck vorbereitet hatte, durften die Gegner solcher Maßrege nicht mucksen. Das geht mir am meisten nah.

Angeblich ist er der Heros des ganzen deutschen Volkes — dies „ganze" Volk rührt keinen Finger. Man hätte ja demonstrieren können; in hundert Wahlkreisen ihn aufstellen, in allen hundert ihn wählen: das wäre gegen die Entlassung ein Wuchtwort gewesen von der Macht eines Volksgerichts. Der „größte Deutsche" (Manche erklären ihn dafür) wäre nicht so belanglos, klanglos, sanglos als ein Verabschiedeter seines Wegs gehumpelt.

Daß dieses Wegziehen möglich war — so möglich war, hat Bismarck als Erzieher bewirkt: der das Selbstbewußtsein der Einwohner klein hielt . . .

VI.

Hätte dieser hineingefallene Tatmensch heut, nach den letzten acht Jahren wilhelmischen Regiments, noch einmal jung sein können: er wäre mit neuen Grundsätzen auferstanden.

Doch es gibt keine Auferstehungen . . . Vielleicht nach dem Tod? — Aber zuerst kommt der Tod.

VII.

(So schrieb ich heut, am Sterbesonntag mit Tanz, ins Tagebuch.)

Die Schreiberin

I.

Meine Schreiberin ist nach Schreiberhau gereist. Ich sitze heut auf dem trocknen. Bin voll von etwas Langem, das aufs Papier will.

Selber schreiben ist böse. Beim Diktieren räkelt man sich auf einem Stuhl, raucht zwei, drei, vier, fünf Zigaretten und benimmt sich als freier Schentelmeng. (Meine Studentenwirtin von einst: „Herr von Pistorius war auch ein Schentelmeng, er ritt früh spazieren.")

Man räkelt sich, schließt die Augen oder starrt auf eine Blumenvase, spricht vor sich hin die Sätze, die einem einfallen, und das Mädchen tippt sie; ihr Geklapper dringt nicht ins Herz, man fühlt sich als ein Seher; Maiensträuche wachsen im Hirn, die Remington-Tippung verschwimmt in sturmgefriedeter Ferne, man beugt den Kopf hintenüber in den Nacken, als ob man sich dort beißen wollte, bläst Rauch empor, streckt Arme aus und macht auch sonst, wozu man lustig ist.

Bisweilen fragt man die Schreiberin, ob sie vielleicht wisse, was in der Welt gegenwärtig los ist.

Früher aß ich bei jeder längeren Kritik sechs rohe Eier; oben und unten diese von einem Stecknadelstich durchbohrt.

Jetzt hab' ich sie über.

II.

Meine Schreiberin ist nach Schreiberhau gereist . . . Selber schreiben ist gemein. Körperliche Arbeit; festsitzen; Behinderung des Gebärdenstils, der Gymnastik, des bequemen Ringe-Rauchens; Verlangsamung des Fluges; Ausschluß geselligen Verkehrs während dieser Arbeit . . .

Im Ernst. Diktieren ist —: eine Muskelkontraktion; eine Bewußtseinszusammendrängung, von tiefster hypnotischer Gespanntheit. Wie darf einen da Buchstabengeschreib ablenken?

Was ist eines Schriftstellers Arbeit? Aufgezeichnete Stichworte; Muskelstraffung; Diktat . . . Meine Schreiberin ist nach Schreiberhau gereist.

III.

Das China-Unglück hat Reden des Kaisers zur Folge gehabt. Er sprach vom „Wellenschlag des Ozeans, der an unsres Volkes Tore pocht" . . . gleichviel wo das Volk seine Tore haben mag. „Aber der Ozean beweist auch, daß ohne den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf." Es „darf" nicht, hat er gesagt.

Lieben Freunde (singt Schiller), es gab schön're Zeiten — als die unsren, das ist nicht zu streiten! Blut wird fließen (sagt das Kommersbuch) knüppeldick. Das Jahr-

hundert ist im Sturm geschieden (sagt wiederum Schiller), und das neue öffnet sich mit Mord!

IV.

Wie wird man jetzt los, was aufs Papier will? Sie ist nach Schreiberhau gereist.

Das Mädchen erlustigt sich dort; ich soll mir die Finger krummschreiben.

Alles Gedachte trag' ich weiter in mir.

Morgen platzt man von der nicht ausgeschiedenen Vollgestopftheit — oder ich telephoniere nach einer andren.

V.

Wäre der Mensch nicht so infam an diese gewöhnt.

Die andre Schreiberin

I.

Mit der in Schreiberhau bin ich fertig. Diktiere nun (seit langem) einer zweiten. Es geht gut. Und heut ist etwas von ihr zu melden.

Ein Sterbefall.

Er trug sich in der Wohnung eines Hauses zwischen dem Westen und Schöneberg zu. Er betrifft eine Unbekannte, so in diesem Tagebuch zum erstenmal erwähnt wird und zum letztenmal.

Das Fräulein ist gestorben.

Sie konnte niemals zu mir kommen; ich mußte jedesmal rasch hin. Doch sie blieb immer für mich bereit.

II.

Sie erkrankt, inmitten der Influenzaseuche. Am Sonntag, als ich auf der Müggel ruderte, war sie schon tot. Es geht manchmal rasch.

Die Schwestern erzählten mir, daß sie in Fieberdelirien des verlöschenden Daseins noch vom Diktat und von der Absendung meines dramaturgischen Aufsatzes phantasiert hat.

Sie war nicht mehr jung, ganz nerven- und fast körperlos. Bei öden Referendararbeiten und historischen Abhandlungen erschien ihr Manches, durch dessen Niederschrift sie aus ihrer Abgeschiedenheit einen fernen Blick in das Leben tun konnte, nun wie Erholung.

Sie schrieb es gern; liebenswerte Züge, die über bloße Pflicht hinausgingen, konnte der Verfasser in wechselnder Stimmung erfahren.

III.

Zuweilen, wenn etwas freiheitlich und gütig klang, gab sie still erglühend in einem zurückhaltenden, leisen Wort ihr Einverständnis. Und als eine Inschrift vom Friedhofstor der Freireligiösen angeführt wurde — „Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn" —: da sprach sie wie selbstvergessen mit erbrennendem Blick von der Schönheit dieser Worte.

Sonst ging sie nie aus sich heraus.

IV.

Da sie im Sarge lag, ließen ihre Schwestern sie photographieren. Maiglöckchen und weiße Rosen trug mein Kranz.

Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe. Nehmet das Blut des Lammes; bestreichet die Pfosten der Tür und die oberste Schwelle: auf daß der Engel vorbeigehe noch lang an unsrem Haus.

(Hier endet der zweite Zyklus.)

Dritter Zyklus

UNTERBRECHUNGEN

Dachgesang

I.

Berlin wirkt auf die Dauer, wie mir scheint, stumpfsinnig. Doch mit Unterbrechungen.

Mit Unterbrechungen . . . Bei einem Freunde. Bildkneter. Villa, draußen, in italienischem Osteri-Stil, auf halb sandiger Erde, rings Fichten und Kiefern. (Was aber doch einen großen, schwer bestimmbaren Reiz hat.)

II.

Wir spielten bis zum Abend Boccia. Speisten auf der Veranda zur Nacht.

Was gab's? Sardinen, Roastbeef, Eier; wir dalberten und schrien im Chor; Sie lachten stark, Professor Meyer, — es hallt mir heute noch im Ohr . . .

Nachher im Garten saßen wir auf strohgeflochtenen Diwanen, Rohrstühlen, spartanisch härtenden Holzbänken.

Meyerheim erzählt von bunten Eindrücken in Ägyptenland und von drei Orang-Utans im Zoologischen Garten. Der Hausherr (diese rote Zigarre, nächtlich im Dunkel glühend) sieht still über das Gras nach seinem Löwen hin — der immer noch die Riesenpranken strafft.

III.

Da bekam ich den Einfall, auf das Dach zu steigen. Ich teilte den einer jungen Sängerin mit. Ihn erfaßte sogleich der impressionistische Maler Lesser Ury.

Wir stiegen, wir drei, die Treppe hinan, zum kleinen Turm; traten hinaus auf die Plattform. Die war ganz mit Moos bewachsen.

Unten hier und da elektrische Lichter. Bewegtes Feld von Baumwipfeln; — (diese Kiefern, die sich zu ebener Erde ruppig ansehn, haben von oben wirklich den Charakter von Bäumen, was man nicht glauben sollte). Ja: ein nachtgrünes Heer.

(Weiß-bläuliches Licht aus dem Himmel. Wolkenzüge warfen jetzt noch feine Schatten. Licht und Schatten fiel auf uns.)

IV.

Der kurze Impressionist hatte sich gekauert; maß mit vorgestrecktem Arm Größenverhältnisse: für eine geahnte Farbdichtung. (Er kann's nicht lassen.)

Das Mädchen, in ihrem langen, herabhängenden, weißen, schlanken Kleid, so nur in der Nähe des Gürtels eine Spur von schwarzem Samt zeigte, stand am Geländer — wie gelähmt von dem Blick ringsum.

Ich konnte nichts tun als sie ansehn.

V.

Nach einer Weile kam es von ihren Lippen durch das Dunkel:

„Du bist die Ruh . . ."

In der Ferne dazu ein Blechorchester, doch schon verhallt in der Luft. Dann . . . still.

Man hörte tief im Garten die Gäste auf den Strohdiwanen plaudern. Die bemerkten uns oben. Riefen hinauf, das Fräulein solle doch ein Volkslied singen.

VI.

Sie trat wieder an den Rand des Daches — und sang, ohne langes Gesperr, indem es was Schlichtes war, mit ihrer herrlich dunklen Geigenstimme . . . „Ich weiß nicht, was soll — —". (Ganz ungekünstelt.)

Wieder stand ich da; wußte nichts als die Sängerin anzusehn. Auch nachher. Soweit noch das Licht es zuließ.

L. Ury (er hatte vor Jahr und Tag eine Zeit in Brüssel gelebt) sprach sein rätselhaftes Wappenwort, seine gewohnte mystische Leib-Redensart: „Tiens-tiens, tatá, titatúmmm!" Auch hier verstand sie niemand.

Später gingen wir zurück zur schmalen, dunklen Stiege nach dem Treppenhaus. Er klomm voran.

VII.

Die Sängerin und ich folgten.

Lotte

I.

Zugvögel. Menschen auf der Durchreise. (Wären sie doch alle, alle: Zugvögel!)

Man tritt um neun in ein Empfangszimmer. Rings Armsessel riesenhaft. Jegliche Dame müht sich, wie das Bild „Miß Katharina Grant" auszusehn. (Meterlangschwarze Handschuh auf hellem Kleid; aber manchmal sind es weiße lange Handschuh.)

II.

Da sieht man auch den Zugvogel sitzen. Frankfurtammainerin, oder sowas. Die fühlt sich einsam in dem großen Armsessel; aber auch sie spielt ein bißchen Katharina Grant.

Doch eine deutsche Erinnerung steigt auf. Nichts Englisches.

Das Kleid am jugendlichen Hals etwas ausgeschnitten, mit sahnenfarbenem Spitzenjabot, das Haar aschblond, das liebe, feine Gesicht zurückgelehnt: so sitzt die Person im Armsessel. Neunzehnjährig.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert entlaufen. Nein: sie entschlief am dreißigsten September 1799 und stand jetzt am ersten Oktober 1899 wieder auf.

III.

Zum Glück ist sie großherzig — und hält einen nicht für verrückt, da man beim Niedersitzen im Eßzimmer als erstes Wort zu ihr sagt (mit leiser Stimme):

„Lotte!"

Sie hat es schon öfter gehört und lächelt.

IV.

Ihr Vater ist Professor, im neunzehnten Jahrhundert. Sie erzählt mit einem feinen, lieben Lächeln von den Tennis-Turnieren im Palme-Garte . . .

Lotte! sag' ich.

In allen Gesprächen lügt sie mit großer Kälte. Herrn Amtmann Buff; auch den Doktor Goethe verleugnet sie. Will damals überhaupt nicht herumgegangen sein.

So verdorben. Immerhin.

V.

Lotte! . . .

Manja

I.

Gestern abend bei Tisch war meine Nachbarin eine stille verheiratete Person, mit sehr blassem Teint,

schlichten Zügen und goldrotem Haar. So wahr ich hier sitz' und ins Tagebuch schreibe: nicht anders sah sie aus, als ich soeben gesagt.

Einmal war mir, als riefe sie der strotzend hochgewachsene Gatte: „Manja!"

II.

Manja? Inmitten dieses Berliner Westens fegt mein Zufall eine einsame Polin her. (Rings wurde berlinisch gedalbert; sie konnte mir leidtun.)

Es gibt ja im Westen mehrere Polinnen, doch anfechtbare. Je länger sie hier sind, desto gebrrrrrochener wird ihre Sprache.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

III.

Die aber war echt. Sprach nur mit ganz leisem polnischen Akzent. Und nicht von der weichen Sorte; vielmehr von der ernsten Sorte. (Ganz unbewußt nur von einer würdigen, einfachen Melancholie; wie ein bißl Traum im Augenstern.)

IV.

Während berlinisch breitgequatscht wurde, sprachen wir von polnischer Musik; sie hatte die Liebenswürdigkeit, mit leiser Stimme, immer halb unbewußt, jene Melodie mir vorzusingen, welche der Polen eigentliche Nationalweise bildet. Sie entstand in der Revolution; in den dreißiger Jahren.

Nicht die nationale Mazurka auf die Worte „Noch ist Polen nicht verloren". Sondern es ist ein ernster, weicher starker Gesang, der mit dem Namen Gottes beginnt.

Eine Trauer zieht unvergeßlich durch diese Töne, voll Verlangens, und steigt in den katholischen Himmel

empor, durch alle tränenreiche Luft, so über der blutgeheiligten Erde Polens schwebt.

V.

Inhalt? Nur das immer wiederkehrende, das erschütternde Gebet: Herr im Himmel, gib uns unsre Freiheit wieder; gib uns unsre Freiheit wieder! (Sie fügte zu, daß in Deutschland die Militärkapellen dieses Lied nicht spielen dürfen, obwohl es ein wahrhaft schönes Lied sei.)

VI.

Ich sagte der Nachbarin, daß ich als Knabe die Fahrt nach einer kleinen Stadt gemacht, wo ich die Kosaken reiten sah: auf kleinen Pferden mit tief herabhängenden Schweifen. Sie ritten um den Marktplatz, auch am Fluß entlang.

Am Marktplatz aber kam ich, mit einem alten Herrn namens Joachim und einem gesetzten Mann namens Boleslaw, in die Weinkneipe von Tarassoff, welcher ein Russe war. Dort tranken wir ungarischen Wein, schrägüber von einer goldenen umständlichen Mutter Gottes mit einer ewigen Öllampe.

Der alte Joachim erzählte dabei, wie auf diesem Marktplatz in der Revolution vor seinen Augen die gefangenen polnischen Aufrührer exekutiert wurden; vom Leben zum Tode. Und jeder war ein Held. Schrecklich aber blieb es mitanzusehn, wie man sie der Reihe nach hinrichtete. Die zarenrussischen Mörder schlachteten sie ... die doch nur den einen Wunsch gehegt: Herr im Himmel, gib uns unsre Freiheit wieder; — gib uns unsre Freiheit wieder.

VII.

Dies teilt' ich der Dame neben mir mit; und es fesselte sie stark.

Sie kannte übrigens Tarassoffs Weinstube, denn der Zufall hatte sie mal drei Wochen lang in diese kleine Stadt verführt.

So plauderten wir von seltsamen Dingen; immer sehnsüchtiger dämmerte die Verschollenheitsstimmung; und —

Jagd

I.

Abends ist man an Ort und Stelle. Das Nachtessen, bloß mit ein paar Männern; trotzdem anheimelnd, in der „Seestube" des versteckten märkischen Guts.

Abgelegene Seen dieses Bezirks haben die bekannte spröde Trauerschönheit, wenn es dunkel wird.

II.

Als der Mond so sachte heraufgezogen kommt, bricht man auf, marschiert eine halbe Stunde, nimmt schließlich dort Stellung, wo ein Wechsel des Wilds zuvor ausgekundschaftet ist.

Die Nacht scheint lau. Man legt sich ins Gras, die (Sauersche) Büchsflinte schußfertig im Arm.

Einer steigt auf die Kanzel im Geäst hier des Baums.

III.

Man liegt — und harrt. Nervenspannung . . . Alles vermeiden, was kommendes Wild verscheuchen könnte.

Die Wiesen und Felder sieht man (im Mondlicht) bis zum gegenüberliegenden Wald . . . Im Rücken (das gilt als vorteilhaft) hat man einen Graben mit Erlengebüsch: dessen dunkler Schatten die eigne Gestalt nicht sehn läßt.

Armes Wild — (denk' ich).

IV.

Armes Wild ... Es wird nun die ursprüngliche Spannung von einer süßen Schlaffheit nach und nach abgelöst.

Ich fühle dämmernd (aber noch in Spannung), wie seltsam die nächtliche Natur sich dringlicher, zauberhafter ins Bewußtsein ... ins Unbewußtsein schiebt.

Was für eine Zwitterstimmung: bedauertes Getier — und belauertes Getier.

V.

Mir fehlt sogar die Ausrede, nicht zu treffen. Ich hab's, in der „Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen", ganz gut gelernt. Alte Triebe brechen durch. Mit Beschwichtigungen wie: nur diesmal noch ...

VI.

Damit alles Bessere schweigt? Das Bessere: die Hand nicht dabeihaben wollen. Vollends das Beste: dawider einschreiten; die Partei der Tiere nehmen? ...

Unsinn. Wenn sie uns überfluten, übertieren, den Kohl der Menschen fressen?

Gleichviel ... Der Seelenzwist beim Durchschreiten jedes Rasens; beim Ameisenmord meiner Stiefel, der mir ins Bewußtsein krallt, wenn ich in gehobener Laune, ja sozusagen erleichtert und dankbar durch den Wald ziehe, von städtischer angeblicher Unnatur erlöst, gewissermaßen gesund gebadet: das alles ist ja fürchterlich!

Der hohe Jude regt sich in mir. Erbarmen mit dem Wild.

VII.

Dämmerzustand ... Dann, plötzlich, ein stampfendes, fernes, leises Erschüttern; die Erde summt. Hier

kommt es heran, ein ganzer Trupp, den Atem hemmt man, es eilt im Galopp näher — näher; ist das bei mir nur Großstadtnervosität? man muß mit krampfiger Macht an sich halten . . .

Da — ein Ruck, alles steht, hüstelndes Bellen — — das Warnungszeichen des vordersten Tiers: es hat Jäger gerochen . . . Jetzt rasch, eh' sich alles in wahnsinniger Flucht, nein, im Sterbeschreck, hei, uns „Herren" entzogen hat („die Luder"), knallt und donnert es durch die Nacht, sämtliche Männer, die in Zwischenräumen von zwanzig Schritt aufgestellt sind, haben den Finger bewegt.

Wirklich sieht man ein Tier zusammenbrechen.

VIII.

Über mir der auf der Kanzel fährt empor; erschrecktes Gesicht im Mondnebel; stammelt Laute. Gewohnheitsjäger!

Dennoch besser als ich. Denn ich bin ein Schuft. Ohne geschossen zu haben.

IX.

Die Lust, es wieder einmal zu erleben, war übergroß. Seehunde, Reiher — mit eurer Schädlichkeit hatt' ich mein Herz beschwichtigt: Fischmörder beide. Doch das pflanzenfressende Schmaltier?

Ähh, auch die Pflanzen sind vielleicht . . . Fische. Auch das Reh frißt solche . . . Fische. Was?

Ausflucht!!

Daß ich nicht schoß — ist keine Lösung. Daß wir selbst geschossen werden (weiß nicht, von wem) — ist keine Rechtfertigung.

X.

Um drei ging man schlafen, stand um neun auf. Dann gefrühstückt von halb zehn . . . bis zwei.

Fünf blieben dort; ich fuhr nach Berlin zurück.

XI.

Ich kann nicht leben, wenn ich bei solchen Alltagsdingen mich verströme — bei einem, also: netten, feuchtfröhlichen Jagdausflug.

Ich möchte so ein Gefühl ausschalten. Doch es lebt.. in meinem Keller.

XII.

Das unzureichend getroffne Tier hieß vielleicht „Puppi" — ich weiß es! Ein schlecht geschlachtetes Mädelchen. Mit nicht genug Blei . . . in zerrissenen Därmen.

Puppi Hirsch hat sie geheißen.

Schußliste

I.

Die Schußliste Wilhelms des Zweiten wird von einer deutschen Fachzeitschrift jetzt, 1899, veröffentlicht.

Was unser Kaiser von 1872 bis 1899 alles geschossen hat, ist hier unauslöschbar verzeichnet.

II.

„Zwei Dachse." (So müssen die Dachse gar schwer und selten zu schießen sein.) Welcher Gegensatz dieser zwei . . . zur Zahl der Hasen, wovon unser Kaiser 17446 bisher getötet hat. Siebzehntausendvierhundertsechsundvierzigmal hat Meister Lampe, wie der köstliche Jägerhumor ihn heißt, einen Luftsprung gemacht, wenn

der kaiserliche Finger zog. Die Summe der Kaninchen, die unser Kaiser bezwang, ist 1392.

III.

In der Liste dieser deutschen Wochenschrift sind zuletzt noch über sechshundert Stück „verschiedenes Getier" angemerkt, das Wilhelm der Zweite schoß. Was aber ist verschiedenes Getier?

Bei schlechten Jägern denkt man an getroffene Hunde und Ziegenböcke, — das ist ausgeschlossen bei einem Schützen wie der Kaiser, der insgesamt schon 40957 Stück Wild nach den Angaben dieser Zeitschrift getötet hat.

IV.

Wenn sich das auf siebenundzwanzig Jahre verteilt, so kann ich berechnen, daß der Kaiser im Durchschnitt vier Tiere täglich umgebracht hat.

The Post

I.

Wirkliche Lichter von weißem Stearin, in einem alten, schönen, gewählten, ererbten Kronleuchter. Runder Raum. Die alten Fenster gehn fast zur Erde.

Ein Klavier und zwei Geigen. Amerikanischer Tanz? Für diese Zeit neu. Er heißt „The Post".

II.

In fünfzehn Jahren wird man weniger Haar haben und sich dunkel entsinnen, daß mal sechs junge Fräuleins um zwei Uhr nachts bemüht waren, jemandem, der viel Champagner getrunken hatte, diesen Tanz, „The Post", beizubringen.

III.

Der Gedanke wird mir dann aufsteigen, daß es damals entzückend war.

Samuel

I.

Kleine Mädchen (in Berlin so auffallend unästhetisch veranlagt) betonten, welche von ihren Kleidungsstücken gestern „zum Auswringen" waren. Einfach zum Auswringen, bei der Hitze.

Abends fuhr alles hinaus. Manche zu Freunden mit einer Villa, dort Freundschaft und Kühlung zu schlucken.

II.

Es geschah, daß etliche samt ihren Freunden diese Villa verließen, die Bewohner der Nachbarvilla hinzunahmen und gemeinsam hinauszogen aufs freie Feld; barhaupt; Zigaretten hauchend.

Lagerten im dunklen Grase, während vom Nachthorizont sich abhob der Damen weiße Tracht; auch lieblich geschnittene Wangenbilder.

Holde Schuh' raschelten im unbetauten Buschwerk.

III.

Mancher legte sich auf die Seite; mancher auf den Bauch. Mancher auf den Rücken, wobei der Milchstraßen, schon mehr der Sahnenstraßen, ferne Gestirne gut sichtbar sind.

Starke Männer vertraten den abgedroschenen Standpunkt, die Wirkung der Sterne beruhe nicht auf „ästhetischem Reiz", vielmehr auf ihrer „kosmischen Bedeutung".

Doch eine Frau trat für die An-sich-Schönheit von Goldtupfen auf blauem Grund ein.

IV.

Als die Nachtlüfte wohlig das Feld überwehten; und man in die Ferne sah, als ob's eine Steppe wär', nicht bloß ein Fleck bei der just werdenden Kolonie Grunewald, Kreis Wilmersdorf: da sprach ein Mann, weil der Papst erwähnt war, in verschollener Abschweifung über den verstorbenen Papst Samuel, aus dem Alten Testament; und über die Majestät Saul.

Der Sprecher war ein Jude.

„Wie?" meint' er, „Samuel verrichtet nicht das Opfer in Gilgal, wenn Saul gegen die Philister ziehn will? Offenbar drückt sich Saul mit Absicht. Ha, er hat gewußt, daß der König ihn braucht! daß der Feldzug nicht stattfinden kann, wenn er nicht opfert . . . Was aber tut der Saul? Er opfert selbst. Frevelhaft gerissen. Kaum das Opfer vollendet ist, erscheint Samuel. Er hat wohl gelauert. Erscheint; erklärt Sauls Opfer für sündhaft; und sagt seherisch, dessen Reich werde nicht bleiben. Saul zieht aber trotzdem in den Kampf . . ."

V.

Es war seltsam, als der grauhaarige Bildhauer hiervon sprach; und als zwei Riesengestalten, Sauls und Samuels, beide, langsam über das dunkle Feld schritten durch die Nacht; ich sah es!

Ich sah noch was: eine Sternschnuppe fiel zwischen Saul und Samuel, beide bückten sich danach, und es ergriff sie Samuel — indes der König mit dem Haupt auf einen Stein schlug und im Dunklen blutete . . .

Samuel ging weiter, die Sternschnuppe noch in der Hand, jedoch schrie er auf und warf sie hin: es war ein glimmendes Schlacketeilchen — aus einer Fabrik ...

Nichts von alledem war wirklich.

VI.

Samuel hatte sich die Finger verbrannt, Saul blutete ... Nichts von alledem war wirklich. Auch dies nicht: daß etwa nun am andren Ende des Feldes, nach Feierabend, ein Arbeitertrupp dahingezogen wäre; daß etwan aus ihrem Gesang Brocken hergeweht würden wie: „... die Bahn ... die uns geführt Lassall' ...“ Zur Erlösung vom Kampf zwischen Saul und Samuel.

Aber dies geschah nicht. Ausdrücklich sei es betont. Es blieb halt aus.

VII.

Ein Frisch-prächtiger von uns pfiff den „Krug zum grünen Kranze“. Der Rest sang es nach.

Die dunkle Luft war schwül zum Ersticken.

Postkarte

I.

Gelegentlich kommt eine Postkarte aus Xdorf in Tirol (oder Bayern); und es ist folgendes drauf mit kleiner Schrift geschrieben:

II.

„Nun sitz' ich schon beinah drei Wochen hier in den Alpen und grase — aber bald hat sich es ausgegrast, und am 25. sind wir in Berlin. Es ist hier nach meinem Geschmack sehr schön, Eduard findet die Umgebung pflaumenweich (oder flaumenweich? ich weiß nicht;

also Du wirst schon wissen). Da nie etwas passiert, so schlug ich vor, ein Füllen als Zebra anzumalen und laufen zu lassen, schon um der Bauern Visage zu sehn. Zwei Stunden ober uns wohnt die ganze Familie Y. aus der Regentenstraße. Wir haben uns nur zweimal kurz gesehn. Denn ich bin sehr für Einsamkeit. Ich geize damit, wie mit einem kostbaren Gut. Die Gräfin X. ist hier. Und wie alle solche, so hat sie eine große Sympathie für mich gefaßt. Na, jeder in seiner Art, wenn es nur überhaupt eine Art ist. Wo bist Du? Ab 25. gib Nachricht . . . Und nun adio. (Oder schreibst Du: addio?)"

III.

Addio.

Schminkeles

I.

Die Dreyfus-Geschichte . . .: eine so seltsam erschütternde Geschichte.

Ich lachte gestern (sehr angewidert immerhin) über Harden, der mit fetter Unechtheit zur Verminderung schmerzlicher Launen beiträgt.

Er hat, statt Muttermilch, Schminke gelutscht.

II.

Schminkeles mimt wöchentlich: deutschen Angelegenheiten letzte Weihe treu zu geben. Wachsambesorgt; tz-tz-tz! Mit Sensation.

III.

Diesmal hat er dahin entschieden, daß der Fall Dreyfus als ein von jüdischen Interessenten inszenierter überflüssiger Rummel zu betrachten ist.

Die wöchentliche Verlegenheit um Aufsehen wiegt manchmal so schwer, daß der geängstete Schreibling das Maß des niedergeschriebenen Sinns erst in zweiter Reihe berücksichtigen kann.

Es war dringend notwendig, daß Schminkeles der Sache hier in Deutschland einen Schuß Hepp-Hepp lieh. Wie alles an ihm neu ist, auch die Bildung und die Zitate, die vom Sonntag bis zum Freitag fleißig erworben werden: so das arische Bewußtsein. Er ist seit kurzem ein gerichtlich eingetragener Arier. Schminkeles weist auf die Gefahren hin, welche die jüdische Agitation in der Dreyfussache bietet; mit besorgtem Blick; tz-tz-tz!

IV.

Die ganze Komik erkennt, wer dies Mannsfräulein je hinter einer Logenbrüstung kokettieren sah . . . und weiß, wie mangelhaft er getauft ist.

Hierbei muß der Geistliche sich die Hand verrenkt haben.

Ob das Luder kauft?

I.

Vare, Vare — redde illusiones! . . . Malerei gilt als Kunst. Ist aber auch ein Nahrungszweig in Berlin . . . Ich verliere den Glauben früh — den ich behalten möchte. Welche Mittel werden angewandt!

Ich beobachte: den listigen, angstvoll-zähen Kampf um den Verkauf. Es gibt welche, die erholen sich nicht in Gesellschaft: sondern der ernstere Teil der Arbeit beginnt.

Einseitigkeit läßt beim Gespräch immer bloß den Gedanken zu: ob das Luder kauft?

II.

Nachbarin zur Linken, Nachbarin zur Rechten — häßlich können sie sein wie ein Stück Unglück, falsch dürfen sie sprechen, eingesetzte Zähne mögen sie haben, besabbern sollen sie sich beim Eis: wenn das Luder kauft.

Einen (idealistischen) Künstler kenn' ich, welcher durch Melancholie Bilder verschleißt. Nimmt viele zehntausend Mark im Jahr ein und ist vermählt.

Er setzt sich neben die Frauen von Maschinenwerken, chemischen Instituten, Banken.

Tischgespräch: Zusage des Atelierbesuchs — von der Frau nervös (und mit scheinbar gleichgültiger Stimme) gegeben.

III.

In Begleitung des Gatten der erste Besuch (es ist der letzte, sie weiß es bloß nicht).

Dem Gemahl sind Bilder beinah eklig. Wird nicht auf Anhieb gekauft: so holt mein Künstler das Novellenmanuskript aus der Truhe.

Der Künstler liest seine Novelle vor. Daß sie ungedruckt ist, interessiert den Fabrikanten wahnsinnig. Die Frau jedoch ist wirklich mit der Seele dabei.

Bildankauf.

Nach dieser ersten Zusammenkunft erlahmt die Schwermut des Künstlers. An ihre Stelle tritt Gelassenheit.

Die Umstände fügen es, daß weiterer Verkehr nicht erfolgt.

IV.

Seine „Sonderausstellung" ... Im dunklen Nebenraum lauert er. Verkriecht sich hinter dem hochwan-

dig alten Schreibtisch. Mit leise wackelnden Ohren; zum Knäuel geballt.

Er saugt Äußerungen der Betrachter. Die Kritik meuchelt ihn? Zur Abwechslung will er hören, wie der Laie schimpft.

Tarnkappe . . .

V.

Wird er den Stimmton eines bedeutenderen Kohlenmenschen gewahr; oder steht ein Elektrizitätswerk vor den Bildern: dann wackelt sein Ohr; behutsam, behutsam . . .

Der Gott im Innern fängt an zu gurren: — „Ob das Luder kauft? . . .“

VI.

Vare, Vare — redde illusiones!

(Hier endet der dritte Zyklus.)

Vierter Zyklus

DIESE STADT...

Müggelschlößchen

I.

Es ist eine Insel gegenüber den brandenburgischen Gebirgsbergen. Klein. Bloß das Allernötigste hat Platz drauf: ein Garten und ein Tanzsaal. Boote schwanken schweigend auf und nieder, im Dunkel —.

Müggelwasser schlurft an ihre Wände. Wie in Novellen glucksend.

II.

Ich lege mit dem Einskuller an.

Zwanzig Menschen sind auf der Insel, Abendgäste. Fünf sitzen draußen; essen was zur Nacht. Fünfzehn gehn in dunklen Gängen umher; oder tanzen.

Der Saal, in dem einsamen Müggelschlößchen, ist mangelhaft erleuchtet. Seltsame Zusammenstellung: ein Klavier und ein Triangel.

Kein einziger Herr ist heute hier. Bloß Mädel tanzen untereinander. Ohne irgendeinen Tanz auszulassen.

III.

Die Musik dringt nicht bis zu den Booten. Die schwanken selbstverständlich schweigend; auf und nieder; im Dunkel.

„Scheener Aaabend!" sagt hier der Bootswächter aus Friedrichshagen.

Ein paar Mädel, die vom Tanzsaal verschwunden sind, in hellen Kleidern, sitzen bei dem Wächter im vordersten angeketteten Boot.

Sie singen empfindsam. Ist ein Schmachtfetzen. Der Kehrreim des Liedes speit immer den Satz:

Ich weiß ein Herz, für das ich bete,
Und dieses Herz, es ist mir gut.

IV.

Ihre Sehnsucht grölt.

Mag es berlinische Sehnsucht sein. Junge Mädchen sind junge Mädchen; und Sehnsucht, Mensch, ist Sehnsucht.

„Scheener Aaabend!", sagt der Bootswächter.

Tivoli

I.

Ich gehe durch diese Stadt. Ich reise durch diese Stadt. Ich ziehe durch eine fremde Stadt.

... „Herr Schmidt!" rufen die jungen Mädchen auf Tivoli beim Kreuzberg. „Herr Schmidt!" rufen sie und meinen den Kellner, sie rufen nicht „Kellner!" oder „Ober!" oder „Sie!", sondern „Herr Schmidt!"

II.

Am Abend, wenn lähmende Hitze nachläßt, ziehn die Bürger eines südwestlichen Stadtteils nach Tivoli. Bier trinken.

Am Eingang eine Schießhalle; drei Paschbuden; Automaten.

Jeden Sonntag spielt in dem Riesengarten, der seit Jahrzehnten Versammlungslärm kennt, ein militärisches Orchester. Es wird (von der Trompete) „Das Meer er-

glänzte weit hinaus" geblasen; dann La Paloma, von Yradier.

An Wochentag-Abenden wird nur die Hälfte der Laternen angesteckt, kein Orchester spielt, aber die Tische sind besetzt von Familien, so Bier trinken. Und plaudern.

III.

Sie plaudern von Kanalisation. Was im lokalen Teil der Zeitungen, im lokalen Teil des lokalen Lokal-Anzeigers steht: darüber plaudern diese Familien.

Auch sagen sie Schlechtes von Abwesenden. Sie sagen es nicht in gehässig-wildem Ton, sondern in ruhig berlinischer Menschlichkeit, die immer dem Schroffen ausbiegt und vernünftig-duldsam das Notwendige natürlich einsieht ... aber sie sagen mächtig Schlechtes.

Dazu trinken diese Familien Bier und rauchen.

IV.

Oft haben sie soviel junge Mannschaft bei sich, Töchter vor allem (denn sie zeugen viele Töchter): daß die Alten an einem Tisch zusammensitzen müssen und an einem besonderen Nachbartisch die Jungen.

Die Töchter von Müllers, Püschels, Wiedemanns und Schröders sitzen beisammen an einem besonderen Tisch; auf zehn Mädel kommen drei junge Herren. Vom Stamme derer, die sich äußerlich Gefühle verkneifen.

Diese infamen Halunken, — sie tun sachlich, sie reden sachlich, zuweilen über die Böschungen bei Schmöckwitz und über den Sieg der Segeljacht „Falke" auf dem Wannsee; aber diese infamen Halunken denken an ganz andres — diese infamen Halunken.

V.

Eine kleine runde Trulle in hellblauem Kleid — blaue Augen, blondes Haar — sitzt uns gegenüber. Mir und meinem vagierenden Freund.

Wir sind von den weißen elektrischen Monden ein bißchen geblendet und blinzeln hinüber. Mein Freund ist starkknochig und raucht. Er ist derb (ein Oberschlesier) und scheint heute weich zu sein. „Das Mädel könnte mich reizen", sagt er bewußtlos und langsam, und die Asche fällt über seine Weste (wie immer). „Das Mädel könnte mich reizen."

VI.

Eine Zeitlang blinzeln wir so hinüber. Dann ist es viertel Zwölf, und Püschels stehn auf.

Der alte Püschel kommt an den benachbarten Tisch und fragt seine drei Töchter, halb zum Kellner gewandt, wieviel sie getrunken haben. Sieben Glas. Olga möchte noch einen Schnitt.

Nach kurzer Zeit brechen sie wirklich auf. Langsam ziehn sie durch den Garten, an unsrem Tisch vorbei. Die süße, blauäugige Trulle („Moppelchen!" brummt mein Freund) gähnt, daß ihre Grübchen sich vertiefen. Sie sagt, daß sie bei offnem Fenster schlafen wird. Diese Hitze (sagt sie) sei unerträglich. Noch einmal gähnt sie, seufzend.

VII.

(Püschels verschwinden.)

Alte Bäume

I.

Der Kaiser verspricht Erneuung des Tiergartens. Verbesserung. Indem er Bäume niederhaut.

Fahret hin in Fried' und Freud'. Ich kannte seit der Studentenzeit manchen Riesen hier, der auf die affigsten Abenteuer herabsah.

Gemeinsam erlebte Dinge kehren nicht zurück, doch Erinnerung weht leicht und lieblich empor.

II.

Auch der eine Baum vielleicht wird fallen, hinter dem eine Mutter schnaubend an einem Sommertag erschien, an ihrer Tochter Statt.

Ich wollte auf den Baum klettern; sie anscheinend auch. Ich aber aus Genierlichkeit; sie aus Wut.

Elende, maledeit sei dein Gedächtnis.

III.

Alte Bäume beim Neuen See ... Wir gondelten durch Buchten mit hängendem Gezweig, an Halbinseln vorüber — eh' die (von Berlin übersättigte) Sonne schlafen ging.

Auf Brückchen, wenn der Kahn unten durchglitt, stand manchmal ein schwermütiger Mensch, vielleicht ein Lyriker — der still vor sich in die grün-rote Flut spuckte.

Waren es nicht Lebensgipfel, Elly —? (Ach es gibt so viele Lebensgipfel.)

Springsport

I.

Ich hätte Lust, Ostern nach Rom zu reisen. In der Stadtbahn erinnerte mich heut' etwas an Rom. Zwischen Bellevue und Tiergarten.

Ein Floh hopste frisch über das Polster. Gegenüber das Fräulein mit Gesangnoten hißte nervös zwei Finger in die Nackengegend.

Das ist nur ein kleiner norddeutscher, dacht' ich; die Hüpferiche der ewigen Stadt sind potenter. Lebensvoll umjuckte mich das Angedenken der feurigen Romflöhe.

Nur in der Trambahn braucht man dort zu fahren oder in ein Geschäft zu treten — und hat sie weg.

II.

Zwei dieser Burschen hatten eines Tags an mir gefrühstückt. Gegen Mittag stieg ich im Colosseum herum, ganz hoch, sah hinab in die Arena, wo Bestien als Gladiatoren . . . äh, mit Gladiatoren rangen.

In diesem gewalttätigen, nietzscheanischen Zirkusgebäu von starrster Roheit machten meine Dioskuren den zweiten Angriff. Sie wollten jetzt Mittagbrot essen. Ich hatte zwei Römer vor . . . hinter mir.

III.

Nun vollzog sich etwas, das mir bis zum neunzigsten Geburtstag vor der Seele stehn wird.

Ich faßte den einen, während der andre husch-husch-husch entkam. Hoch oben stand ich während dieser Handlung — und jetzt ließ ich den Verhafteten auf das Forum hinabspringen. (Ich hatte zuvor einen Augenblick an den tarpejischen Fels gedacht; aber der Weg war zu weit.)

IV.

Während ich dann befriedigt und erleichtert abstieg, auch nach Neros Goldnem Haus hinübersah, dacht' ich bewundernd an die Vielfalt italischer Flohstämme, die fast in jeder Provinz dem andächtigen Wanderer mannigfache Rassen und Sprungmethoden bieten.

Der zurückhaltende Toskaner springt maßvoll, fast nüchtern. Der rauhe Apenninensohn hopst kurz und

gedrungen. Doch der leidenschaftlich-schmiegsame, stolze Palermitaner startet vom Bauchknopf mit einem Telemarkenschwung auf die Gegenseite.

V.

Bei unsren deutschen Stadtbahnflöhen (dacht' ich) zeigen sich hier erst Anfänge. Wenngleich sie sportlich durchgebildet sind.

Da bleibt noch manches aufzuholen.

Das Bäckermädchen

I.

Ich traf jedesmal, wenn ich zum Diktieren ging und daher wütend war, ein entzückendes Mädel. Sie stand vor der Tür.

Mitmensch, ich verhehle nicht, daß es eine Bäckerei war.

Dies einfache knusprige Geschöpf heiterte mich auf. Und ich heiterte sie auf. Mein Grimm (eingeborene Abneigung wider schriftstellerische Tätigkeit) wandelte sich in liebevolles Lächeln. Ich lächelte vom rechten Ohr zum linken.

II.

Nur einmal schritt ich unbeweglich an ihr vorüber, als ich einen Aufsatz über Ibsen für „Die Nation" zum siebzigsten Geburtstag diktieren ging. Damals war ich so ganz geladen, daß ich, ohne mit einer Wimper zu zucken, rasch entlangfloß.

Das nächste Mal doppelt freundlich. Jetzt ist alles aus.

III.

Weg ist sie . . . Auch das Fräulein, der ich mitunter diktiere, die jüngere Schwester der Verstorbenen, ist in eine neue Straße gezogen.

Auf der neuen Straße befindet sich eine bauchige Gasanstalt, während das Bäckermädchen so schlank war.

Plötzlich ist sowas weg, plötzlich zieht das fort, ohne Rücksicht.

IV.

Ich erwäge jetzt: Warum bin ich niemals in den Laden gegangen und habe nicht einen Zwieback, eine Schnecke, zwei Nußtorten, eine Napoleonsschnitte, einen Mohrenkopf, sechs Makronen, ein Lucca-Auge, mehrere Windbeutel, drei Biskuits, ein Sahnbaiser, etwas Streuselkuchen, bißchen Käsetorte und ein Fünfgroschenbrot gefordert?

Der Gedanke kam mir einfach nicht.

Vielleicht hätte das Schönste, was ich erleben soll, in dieser Bäckerei geruht.

V.

Das Schicksal hat es gewollt. Kein Murren!

(Das Schicksal beschert mir noch ganz andre Bäckereien!)

Der Zahn

I.

Abends fuhr ich nach Wilmersdorf — zu Schramm. Es war an einem Sonntag. Meine Bekannten sind noch verreist.

Ich hatte Sehnsucht, Weibliches zu erblicken; aus dieser Ursache fuhr ich zu Schramm. (Das verlorene Bäckermädchen hatt' ich innerlich längst überwunden.)

II.

Es war abends halb acht. Ich befand mich allein im Kupee mit einer jungen Dame.

Als ich das Fenster schloß, sprach sie plötzlich zu mir. — „Ach, Sie sind wohl gegen Zug empfindlich?“ Es war glänzend als Anknüpfung.

Ich bestritt jede körperliche Empfindlichkeit.

III.

Hierauf erzählte sie, daß sie leicht Zahnschmerzen bekomme.

Da ich noch immer nichts erwiderte, denn ich hatte sie seelisch bereits überwunden, fuhr sie fort, um das Gespräch in Gang zu halten:

„Ich habe nämlich einen hohlen Backzahn. Hier hinten; die eine Wand ist schon beinah . . .“

IV.

Das war Berlin! Es jauchzte mein Herz: ich bin wieder in der Heimat! Welschland liegt hinter mir! . . . Zum erstenmal hatt' ich sowas wieder sprechen gehört.

Da drüben sagt ein Fräulein kurz und offenmütig: „Mon petit chien, veux-tu me payer un bock?“ Das ist Klarheit.

Von einem hohlen Zahn sprechen, behufs Erweckung von Liebe — das ist Berlin!

Wie so wonnig, wie so laut.

Vierundzwanzig Stunden

Gestern mittag gegen 12 begann ich zu schreiben. Es hielt mich in einer Art Gehirnhellheit fest, meist war es Prosa, nur 14 Verszeilen zwischendurch, immer weiter, ziemlich bewußtlos, ohne Bissen und Schluck, mit dem Rest einer Zigarettenschachtel, sitze jetzt am nächsten Tag um dieselbe Stunde noch am Tisch, mit erstaunlich vielen vollgeschriebenen Blättern, bloß die

letzten sind für mich schwieriger lesbar, etwas mehr als 24 Stunden hat alles gedauert.

Gegen halb eins klingelt L. Sie wundert sich über meine roten Backen. Ob ich seit gestern von der Sonne so verbrannt bin. Ich geh', noch immer ohne Bissen, unter die Brause. Dann so zu ihr; sie hat einen Arm unter dem Kopf, ein Bein auf dem Diwan. Um 5 zusammen zu Frederich. Endlich etwas gegessen — seit gestern vormittag. Abends im Theater. Bei der Heimkunft steht sie vor dem Haus. Die Hälfte von dem Geschriebenen hat mich weitergebracht.

Das Lustschiff

I.

Wieder mal heim aus ... Welschland. Heut fahr' ich die Spree hinauf, hinunter, auf einem Schiffsdeck, das mit Menschen besät ist. (Hei, das soll ein Leben werden!)

Sonntag; aber kein Sonnentag.

II.

Der Mensch glaubt ja aber hier auf dem Lethe-Fluß zu sein; alles körperlos; farbleer.

Ein grauer Schemen auf der Kommandobrücke. Redet ins Sprachrohr; ruft: „stopp!"; doch er ist in Wahrheit nicht wirklich; man könnte wohl mit der Hand durch die Luft fahren, wo er steht. Was ist hier los?

III.

Die Gesichter an Deck sind Spiegelung einer laterna magica auf grauem Linnen; die Hände frieren; irren quer; holen bleiche Stullen aus Fettblättern. Bleich, graugrün. Die Schiffsglocke schwindsüchtig-spröd.

Stumm zieht ein Vergnügungs-Leichenzug abwärts auf dem tintigen Fluß: durch das grüngrau-kalte Land mit Schornsteinen. Der tote Kellner dort bietet Cognac an auf dem Tablett.

IV.

In Erkner beim Kaffee kommt Leben in die Menschheit. Viele singen. Was hört mein entsetztes Auge! Die Endwiederholung des Liedes heißt:

Pankow, Pankow, Pankow,
Kille, kille, Pankow,
Kille, kille hopsassa.

Jedes Wort ein Gehirnschlag . . .

V.

Nachbartisch. Am äußersten Bankende zwei achtjährige Mädel. Zu hören ist nichts; zu ahnen ist es.

„Du, ick weeß, wie man Kinder kricht." — „Püh, ick weeß aber, wie man keene kricht."

VI.

Ferne, miekrige Schiffsglocke.

Spree

In Paris wird in die Seine mancherlei gegossen, wa den, also, Nachtseiten des menschlichen Körpers entstammt.

Aber der Fluß ist nicht so ruppig, schielend, mißtrauisch, kleinlich wie die Spree.

Die Lagunen stinken — gewiß. Der Canalazzo sehr. Doch es ist ein Gestank, der den großen Zug hat. Er wirft einen ganzen Menschen um.

Die Spree riecht nur schlecht.

Kastanienzeit

I.

Allgemeine Weltlust leuchtet.

Lützow-Ufer. Auf den Wipfeln wippt Weißes: Kastanienblüten; und manche fallen hinab in das grüne Wasser.

Eine sinkt sogar auf den Kopf so 'ner strammen blonden Person, die auf langem böhmischen Obstkahn hinten das schwere Steuer führt, indem sie mit nackten Armen sich auflegt und es mit dem ganzen Körper seitwärts schiebt; vorn keucht ihr kleinerer Mann, auf und nieder, die Ruderstange gegen die Schulter gepreßt.

Oben am Ufer stehn zwei Gymnasiasten; schielen brütend nach der blonden Person . . .

Weltlust leuchtet.

II.

Abends wandeln Geschäftsmädchen unter den Kastanien hin. Sehn ungeduldig aus und doch weich. Verliebt und müde. Daß diese Verliebtheit mit Unwillen gepaart ist, macht sie reizvoller.

Oft resolute Bürgerstöchter, die ihre Sehnsucht hinunterzudrängen entschlossen sind; aber es geht schwer. Sie lachen gegen ihren Willen, wenn man sie anspricht. Um diese Jahrhundertwende.

III.

Manche summt (besonders wenn zwei zusammengehn — da ist sie sicherer) das einheimische Walzerlied: „O Fata-ha Morgana, steig auf in alter Pracht." Sie tupft zur Abwechslung den Schirm wider einen Baum. Unter Kastanienblüten.

IV.

Bei der zweiten Begegnung. Frage nach dem Befinden seit neulich; — „Danke, man pinschert sich so durch."

Auf nach den Zelten! in Kistenmachers Garten am dunklen Fluß.

Dort gerudert. Bis das letzte Boot eingezogen wird. Schluß und Zappen duster.

V.

Durch den Tiergarten heimwärts.

O Fata Morgana. Der Ausgang in dieser grünen Wildnis ist oft so schwer zu finden.

Maßmangel

I.

Bei Frederich gestern zwei Eisbeine gegessen. Sonst immer nur ein Eisbein. Vorher zehn Austern.

Die Zusammenstellung (das Zarte, dann das Derbe) scheint mir ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Lieblingsgewohnheit: erst Austern, dann Eisbein.

II.

Heut von Sumt über Schönerlinde fast sieben Stunden Trab (nicht englischen) geritten; bis ich einen „Wolf" weghatte.

Man fühlt sich besser auf dem Gaul als nachher beim Schmieren.

Auch Reiten wird, ohne Maß, zu einer Art Wut. Bootexzesse ziemlich sinnlos. Mittwoch wieder am Nachmittag los, die halbe Nacht hindurch im Einskuller, abermals bei Rahnsdorf auf Heu geschlafen, dann am Vormittag zurück; aber vormittags in Berlin zu landen, macht keine Freude. Dürftig-strenges Licht, ohne

Wohlwollen, über den Vorstädten hier, die mißgünstig, mißgestimmt, geordnet-haßvoll sind; uäh; wie von der Firma „Karg & Spärlich" geliefert.

Trotz albernsten Strapazen musterhaftes Herz.

Totensonntag

I.

Ich gehe durch diese Stadt.

Berliner Friedhöfe sind weniger Friedhöfe . . . als zweckmäßige Plätze behufs Unterbringung lebloser Körper.

Sie erstrecken sich (in der Stadt) flach und wurstig. Eisenbahnen auf Metallträgern donnern vorbei; gegenüber liegen Destillen.

II.

Die Berliner haben für die Toten kein Gebirge, keine Insel; doch die Gräber selbst sind liebreich, mit herzlicher Sorgfalt gepflegt . . . innerhalb der Unterbringungsplätze.

Scheußliche Nüchternheit der Lage wird beinah verwischt von der ernsten Anmut ihres Waltens. Es erscheinen die Friedhöfe zwar dauernd häßlich, doch sie wirken fast inniger (wenn man einmal drauf ist) als berühmte Ruhestätten älterer Lande.

III.

Wenn Sonntags kleine Mädchen nach Schlachtensee machen, guckt alles im Vorüberfahren auf Gräber, auf Grabsteine, Kreuze, Kränze, von der Bahn aus.

Manche weiß, wenn es die schöne, kluge Tochter eines preußischen Briefträgers ist, daß weiter unten, in Wannsee, Heinrich Kleist begraben liegt, — sie verlangt sein Grab zu sehn.

Abends, auf der Heimfahrt, liegen die Eisenbahngräber im Dunkel. Kein Erinnern an Verwesung lähmt die Zunge . . . wo nicht abendliche Schwermut sie ein bißchen lähmt.

IV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf die Eisenbahngräber ziehn am Totensonntag alle: Witwen, Söhne, Bräute, Töchter, Mütter; mit Blumen.

Berlinischer Ordnungssinn: die Gräber werden aufgeräumt. Beinah abgeseift . . . Dann tritt erst volle Trauer in Kraft.

Reinemachen ist hier: Kundgebung des Herzens.

V.

Totensonntag. Mancher denkt seiner Verlorenen — die gestorben sind, obwohl sie lebendigen Leibs noch umhergehn.

Mit Kränzen kommt man ihnen kaum. Würde höchstens, wäre die Spree kein so ruppiger Fluß, einen Kranz ins Wasser werfen — und gucken, wie er den Strom hinabschwimmt.

Mit Kränzen kommt man ihnen kaum; ja wenn sie vorbeischritten, würde man tun, als sähe man sie nicht; vielleicht auf die Uhr gucken.

VI.

Aber man erinnerte sich dennoch der gewesenen Zeit. Und würde vielleicht die besten Blumen, von den schönsten Farben, vom holdesten Duft, im strahlendsten Kranz, auf diese ungreifbaren Gräber legen.

Ihr seid gestorben, doch ihr lebt noch. Ihr lebt, — aber, ach, ihr seid gestorben. (Das Schicksal schenk' euch ewige, ewige Seligkeit.)

VII.

Über den Gräbern, auch an der Eisenbahn, leuchtet schließlich im Dämmer der Luft, im Ergrauen des Tags ein unsterbliches Wort. Memento vivere! Gedenke zu leben!

Geprägt von F. Nietzsche — der nie gelebt hat.

Das Großstadtpferd

I.

Ein Droschkentaxameter rollrasselt langsam über die blinzend beleuchtete Landstraße.

In jäher Eingebung erklettert man ihn und sagt dem Kutscher: „Fahren Sie nach: —." Er wollte schon nach Berlin zurück. Dreht jetzt um.

II.

Er fährt wie ein Blödsinniger. Nach vielem Herumirren kommt er an das große Gatter beim Wald. Niemand ist da. Ich springe heraus, es zu öffnen; führe den Gaul im Dunkel durch.

Nach einer Weile Chausseefahrt landen wir vor dem Wirtshaus.

III.

Es ist gottverlassen, bloß in einem Raum wird etwas gefeiert, von halb Dörflichen.

Während ich die Mamsell aufscheuche, noch ein spätes Abendessen nehmen will, dringt etlicher Unfug der Festgenossen herüber.

IV.

Nach einer Stunde wie im Traum geht es wieder los. Nämlich draußen wartet der Kutscher; kann den Gaul nicht mehr halten.

„Was ist denn?“ Er antwortet mit einem seltsamen Ausdruck: „Er fürcht' sich vor de Wildnis.“

V.

Er ruft dem Braunen zu, er möge stillstehn . . . Hier droht starrender Wald. Etwas Schwarzes, sich kaum Regendes, mit allerhand Schauern ringsum. Obschon es bei Berlin ist. Das Droschkenpferd schaudert sichtbar aufs neue. Schreckt rückwärts. Dann los! los! Der Taxameter wird hin und her geschleudert. Ich öffne den Schlag, spring' im Fahren hinein.

VI.

Jetzt gehts, nächtlich, wie die wilde Jagd; scharfe Spätluft quillt zu beiden Fenstern.

Zweimal verirrt er sich noch.

Zuletzt nach einer langen Fahrt von seltsamer Verschollenheit: Berlin; Zoologischer Garten; Asphalt; Gedächtniskirche; Tauentzienstraße. Kaum geht hier noch jemand.

Ich zahle. Der Kutscher wechselt Geld und sagt (erleichtert): „Nu is er janz normal. Er fürcht' sich vor de Wildnis.“

VII.

Das Pferdchen trabt jetzo durch ein vertrauteres Berlin — aufgeräumt.

Akademische Bierhallen

I.

Heut nach der Morgenarbeit, beim Tee, las ich: diese Kneipe soll jetzt eingehn . . . Ich dachte: sie bildet keinen schlechtesten Teil einer geliebten, verfluchten Jugend.

Zwischen zwei Kollegstunden gingen wir oft 'rüber Billard spielen. Oben war das.

Kellner in der Jägerjoppe wanderten mit Drahtgestellen von drei Stockwerken — boten im Ausruferton ein Helles an.

Keine Tischtücher; sondern Wachsleinwand.

II.

Man ging bloß dann in diese Kneipe, wenn rein garnichts mehr zum Versetzen blieb. Wenn alle Kommilitonen der Bekanntschaft hinmußten; jeder blank wie eine gescheuerte Wanne.

Knirschend schmaust jeder ein verhältnismäßig reiches Mahl mit Behör. Brot aß man dazu für zwei Mark.

Am Achtundzwanzigsten des Monats ergaben sich Gedanken, „de consolatione philosophiae", von Boethius.

Beim Hinausgehn stieß man auf Hegels Denkmal.

III.

Eines Vormittags spielt' ich mit dem Sohn eines berliner Juristen oben Billard. Beide waren wir in schwerer Stimmung.

Am vorangegangenen Abend (in einem freien Gesangverein, den ich leitete — und der aus Beamtentöchtern bestand) hatte man gemunkelt, es gehe dem Kaiser Friedrich schlecht. Am Morgen hatten es die Zeitungen auch gesagt.

„Rieß," sprach ich, und wir legten die Billardstäbe weg, „mir ist, als ob er jetzt gestorben wär'." Wir gingen beklommen hinunter. In der Universität war ein dunkles Tohuwabohu. Der Kaiser war tot.

Die Professoren teilten mit, sie würden nicht lesen. Studentenschwärme gingen nach den Linden hinaus.

Die Standarte drüben war herunter. Rieß schritt neben mir. Wir sprachen nicht.

Dieser Vormittag bleibt mein stärkstes Erinnern an die alte Kneipe.

IV.

Der Verstorbene bedeutet keine große Nummer. Nur: unter ihm wären die Zustände nicht ganz das geworden, was sie hernach wurden. Nicht ganz.

(Rieß, ein begabter Kerl, kam mir dann aus dem Gesicht. Er hat sich später, noch jung, erschossen.)

China-Trott

I.

Es geht wider „den" Chinesen. Mit Waldersee . . . Kleine Kriegszeit in Berlin. Menschenmassung . . .

Potsdamer Straße; Abend; Stockungen. Not verirrter Omnibusse mit bleichen Schaffnern. Getretene Hunde. Stubenmädel mit Raupenhäubchen; zweitausend Stück. Assessoren. Postbeamte. Landschaftsmaler. Wirrwarr. Kinder, herumgeschleppte.

Alles stellt sich auf die Zehen; mit einem Schlage kommt Sturm in die Masse: vom Nollendorfplatz Musik. Alles rast wirr die Bülowstraße lang. Da sind sie schon. Die Eisenbahner. Brave Jungens.

II.

Manche marschieren im Zug, haben links die Mutter, rechts die Braut. Mützen leuchten durch die Nacht, braungelb. Brave Jungens, unsre braven Jungens: dieser Ausdruck scheint zu weben, zu schweben, zu wittern. Brave Jungens.

III.

Mit schweigendem Ernst ziehn die braven Jungens vorüber, die sich für den heiligen Krieg in China

gemeldet . . . Getreu dem Wort ihres Kaisers, der gesagt hat, er werde nicht ruhen, bis auf den Mauern Pekings unsre Flagge weht.

Peking soll allerdings jetzt geräumt werden, — immerhin; im Felde da ist der Mann noch was wert. Brave Jungens.

Trott und Marsch und Trab. Von Bürgern und Bürgerinnen begleitet. Trott, trott.

Portemonnaie festhalten; ist schon manchmal geklaut worden. Trott, trott, trott.

IV.

Diese ganze Bevölkerung, so hier mitläuft, pfeift auf den Krieg in China; macht Witze längst schon über den kühnen Waldersee — kommt aber doch in getragene Stimmung, wenn die Eisenbahner vorüberziehn. Trott, trott, trott.

Freude an einem (nach ihrer Meinung) höheren Ulk, mit lebensgefährlichem Hintergrund; ohne Kopfzerbrechen über den Kausalzusammenhang; gar nicht über den, also, ethischen Zusammenhang.

Knabendrang eines wenig verbrauchten Volks; zwischendurch die kränkliche Passion des bleichsüchtigen Großstädters für Alles, was nach körperlicher Übung aussieht. Trott, trott, trott.

Trott, trott, trott.

Hohenlohe-Kultur

I.

Hohenlohe, der Kanzler: nicht nur eine Komik. Auch eine Nachdenklichkeit!

Feinfühliger als die Standesgenossenschaft. Leider hängt von dem Grad menschlicher Kultur der

Grad politischer Bedeutung nicht ab . . . Das ist, ist, ist eben die Nachdenklichkeit.

II.

Die „vornehmen" Charaktere sind nicht die starken Charaktere. Klar. Zur Zeit Bonapartes waren die feinsten europäischen Elemente von diesem unkultivierten Tatkerl durchaus geschieden. Alle feinen und klugen Träger einer differenzierten Gesittung, die elitemäßig Fühlenden, hielten sich von dem Korsen fern wie von einer dicken Banalität.

Sein Schicksal; sein Emporsteigen; alles was von der Revolution an ihm hängen blieb; schließlich das jammerhafte Benehmen der deutschen Fürsten vor dem selbstgemachten Mann —: das konnte zwar die ungeheure Begeisterung wecken, als für ein geschichtliches Phänomen. Aber die Feinsten und Besten der Zeit sahen ihn stets . . . nicht unter sich, sondern unter sich . . .

Das ist mir die Nachdenklichkeit.

III.

Politische Bedeutung und persönliche Kultur werden getrennte Welten bleiben, bis einer das „dritte Reich" gründet: das Reich der Zusammenfassung.

Wo gestufte Beseelung verheiratet ist mit Kraft. (Endlich!)

IV.

Ansätze dazu stecken in Manchem. Vielleicht auch in mir.

Bauer?

I.

Ich bin bestimmt nicht knochenbreit, bin mittelgroß, sehe gewiß nicht wie ein Landjunker aus — dennoch

muß vom Bauern was in mir sein. Vielleicht haben sie, die Voreltern, vor drei Jahrtausenden Vieh gezüchtet unten am Libanon, oder Wein gebaut oben bei Josaphat; vielleicht kauten ihre Hammel Gras am blauen Meer von Kanaan (das ich später sah). Bauern . . . vor einer sehr beträchtlichen Zeit. Immerhin: ich hätte die Pferdenatur sonst nicht.

II.

Hasse, letzten Endes, tödlich Zierschmus, Gebommel, Tuerei, möchte das halbe Westberlin mit einer einzigen Fliegenklatsche zerschlagen.

Doch in der Kunst: — in der Kunst blühe, strahle, singe Stahlfein-Gestuftes, Allergeschmeidigstes, Aristo-Fühlsamstes.

Hier, hier, hier will ich auf die Bauern schei . . .telrecht spucken.

(Auch sonst öfters.)

(Hier endet der vierte Zyklus.)

Fünfter Zyklus

GRUSS AN DAS DUNKEL

Der Nachmittags-Tod

Ein Gebet

I.

Etwas von der Neigung zur Weltflucht steckt in jedem von uns, die wir nicht in Geschäftigkeit des Berufs ganz aufgehn; die wir die Tätigkeit nicht als das letzte Ziel des hiesigen Aufenthalts betrachten; die wir, in allem Glück, stets an den Tod denken, jeden Tag fünfundzwanzig Stunden lang, und die wir uns — bei jedem Erwachen von einem kleinen Nachmittagsschlummer — fragen, indem wir vom „Nichtsein" etwas schlaftrunken ins Sein zurückkehren: „Wozu dies? welchen Zweck hat es? warum unsre Gegenwart? was steht bevor?"

II.

Man soll von diesen Dingen sonder Hokuspokus reden. Im tiefsten Innern: einfach. Ja: mit dem Mut, Allereinfachstes nicht zu scheuen. Geistig verwickelte Haltungen sind hier falsch am Ort; vielleicht unaufrichtig. Es handelt sich, kurz, um das für jeden Menschen Wesentlichste.

Durch Übung (im Alleinsein) kam ich dazu, mir ganz greifbar, ganz wirklich den großen Augenblick zu vergegenwärtigen, den der Mensch nur einmal erlebt: den Tod.

III.

Nur einmal? Ich hab' ihn hundertmal erlebt; insonders dann, wenn man vom erwähnten Nachmittagsschlummer hochfuhr, und das Zimmer lag in Halbdämmerung, und man wußte zuerst nicht, wo man sich befindet, — nun, es war eine Art Traum, ein kleiner Vorgeschmack, ein bloßer Widerschein ... Aber jetzt? Diesmal soll es ernst werden. Diesmal kommt der wirkliche Tod. Nicht der geträumte Sturz vom Turm, sondern ein körperhaftes Hinunterfliegen.

Oder (ich vermute das nach meiner Beobachtung) ein einfaches Aufhören des Bewußtseins unter nicht unfreundlichen Empfindungen — ein Zustand, in dem man schon einmal war, nämlich lange vor der Geburt: das Nichtsein. Ich erinnere mich an dies Letzte nicht mehr. Obschon ich es hinter mir habe. Es gibt keinen, der sich daran erinnert. Ist aber sehr möglich, daß man es nur vergessen hat. . .

Auch im Schlafe der Nacht bin ich vorübergehend im Nichtseins-Land, jedoch nicht völlig ohne Bewußtsein; also nicht völlig ohne Seelenvorgänge, von denen ich weiß. Jeder Mensch träumt in jeder Nacht. Die Träume werden vergessen, von ein paar Ausnahmen abgesehn.

Vielleicht vergaß ich alle Träume, die ich lange, lange vor meiner Geburt geträumt. Vielleicht vergaß ich ein Leben, das ich im Raum irgendwo geführt. Olle Kamellen!

IV.

Aber wenn ich es vergaß, wenn es mir entschwand, — hat es da noch einen Sinn, zu sagen, ich sei dasselbe Wesen, welches damals (vielleicht in Millimeterkleinheit) irgendwo 'rumvegetiert hat? Das Bewußtsein zweier Epochen, das Erinnern zweier Epochen bedeutet

erst, daß man etwa derselbe Mensch in dieser Epoche war wie in jener.

Wenn ich meinen Fingernagel abschneide, der Wind weht ihn weg, ein Pferdehuf tritt drauf, ein schwachsinniges Huhn pickt ihn an, eine Jöhre spielt mit ihm, — bin ich es da noch, ich, der getreten, der gepickt, mit dem gespielt wird? Also!

V.

Am Ausgang nachmittäglichen Schlummers ist nach meiner Erfahrung die Kraft, den Tod zu fühlen, zu locken, zehnfach stärker: weil zwar noch ein Rest des Nichtseins besteht . . . aber der Schlaf nicht so tief gewesen ist, das Erwachen nicht so fern von Denkmöglichkeiten wie morgens nach der langen verwirrenderen Nacht.

Nachmittagsschlummer zeigt (und nähert) mir, vorwegnehmend, den größten Augenblick.

Den größten Augenblick dieses Lebens! Denn der andre, bevor wir in dies Leben eintreten, ist kaum von uns „erlebt" worden.

VI.

Wenn ich die Wahl hätte, lieber Eli: ich möchte diesen andren Augenblick, das Geborenwerden, gern wieder vier- bis fünfmal durchmachen, wenn mir dadurch der zweite große Augenblick noch erspart wird. Darin bin ich komisch . . .

(Ich bitte dich, Eli. Sei lieb — schon weil ich dich erschuf.)

Theodor

I.

In den Morgenblättern las ich, daß der cand. med. Theodor A. mit einer klaffenden Kopfwunde und einem

gebrochenen Arm auf dem Polizeibureau der Lützowstraße eingeliefert, als Geisteskranker erkannt und in die Charité „überführt" worden ist.

Jeder liest über solche Nachrichten weg und blättert um. Ich aber wußte zufällig, was dieser Notiz zugrunde lag. Es war ja ein Stück von meinem eignen Leben.

II.

Ich kannte diesen Eingelieferten seit Jahren; wir waren uns in der Studentenzeit begegnet. Kraftstrotzender Kerl! Er kostete von allem feuchten Glanz, aller Zigeunerherrlichkeit der Universität Breslau. Nur . . . er machte kein Examen. Wenigstens kein nennenswertes, — schnappte nach dem Physicum ab.

Er gab, in der Hoffnung, sein Studium später aufzunehmen, Unterricht an Abiturienten. Widmete sich nachher ganz diesem Beruf, sprach nicht mehr von der Medizin . . . es durfte kein andrer das Thema berühren, weil da sein wunder Punkt lag.

Jahrelang kam er mir aus dem Gesicht, — schließlich traf man sich wieder; ich freute mich an seinem unausrottbar saftigen schlesischen Humor.

III.

Theodor war in jeder Hinsicht gefällig und dienstbereit — der freiwillige Kommissionär seiner alten Freunde. Bei sich nie antreffbar; weshalb ich ihn den Grafen von Limburg nannte, in Erinnerung an das Uhlandsche Gedicht: Zu Limburg auf der Veste, da wohnt' ein edler Graf, den keiner seiner Gäste jemals zu Hause traf.

IV.

Der Grund für dies häufige Fernsein von den Penaten lag in seiner Schwäche für ein Mädel, — über das er

nie sprach, das aber den Herzpunkt seines Lebens zu bilden schien. Ich sah ihn einmal mit einer jungen Dame, Mitte der Zwanzig, bürgerlich-elegant gekleidet, hübsches Gesicht, in der Potsdamer Straße sprechen, — doch ich dachte: das ist vielleicht die Schwester eines Schülers. Ich traute diese Eroberung ihm nicht zu.

V.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe meinen Bekannten vor einigen Wochen besucht und zu meinem Schrecken gemerkt, daß er irrsinnig geworden ist. Ich berief die Verwandten, ein Psychiater wurde von dem Fall unterrichtet, — aber der Kranke weigerte sich, eine Anstalt aufzusuchen. Es blieb dem Professor nichts übrig, als der Sache vorläufig ihren Lauf zu lassen, nachdem er die Beobachtung Theodors und seine Bewachung angeordnet hatte. Die Krankheit war erst im Beginn.

Ich erhielt in dieser Zeit Briefe von ihm, worin er um Geld bat; ich konnte mich nicht entschließen, es zu verweigern. Er ging nach wie vor aus, unterrichtete (seltsamerweise) noch eine Zeitlang, bis die Schüler sich zurückzogen, — und dann, vor einigen Tagen, kam die Meldung, er sei in der Charité.

VI.

Wenige Tage zuvor empfing ich von ihm ein begeistertes Schreiben, auf dessen Umschlag die Worte standen: „Nur Sie, mein bester und liebster, mein Bräutigam . . .“ und dergleichen.

Vorn auf der Adresse stand: „An mein Freund und getreue Ekkehard und Bacchus“, dann der Name und ein Titel, den ich nicht besaß. Das Innere des

Briefes war mit lateinischen und mittelhochdeutschen Wendungen geschmückt; es belohnte mich mit einer Schenkung von 25000 M. — die irgendwo abzuheben seien. Das Erschütternde dieses Schriftstücks lag darin, daß der Schreiber nur noch Worte aneinandergereiht hatte, die zusammen keine Sätze mehr bildeten; bloß die „Schenkung" war klar zu erkennen.

VII.

Einem andren Bekannten war er aufs Amtszimmer gerückt und hatte Geld gefordert, was der jedoch, offenbar mit Rücksicht auf seinen Zustand, ihm abschlug. Zum Dank erhielt er furchtbare Briefe mit den unerhörtesten Flüchen, — und merkwürdigerweise waren längst verschollene Ereignisse hineingeflochten, kleine Blößen, die sich der Empfänger vor zwölf Jahren im Gespräch gegeben, als er einmal seine Fahrt von Linz am Rhein nach Köln etwas umständlich schilderte.

Der Empfänger hieß mit dem Vornamen Wilhelm; der Brief des Irrsinnigen nannte ihn witzig „William the not conqueror", „Wilhelm, der Nicht-Eroberer", und bespöttelte nebst andren Untugenden seine Fähigkeit, die Geographie des Rheins in „langsamem Kursus" vorzutragen.

Das Gedächtnis dieses Kranken war meisterlich und staunenswert.

VIII.

Den Rest des Falles erfuhr ich von der Wirtin, — nachdem die Polizei eingegriffen. Es ist das Traurigste.

Eines Abends kam mein Freund nach Haus, mit dickem, schwarzem Blut von oben bis unten besudelt. Die Frau holte noch die Weste hervor, die sie behalten hat, und ich wandte mich schaudernd ab von diesem einzigen Blutklumpen.

Was ihm geschehn war, weiß man heute noch nicht. Er gab an, aus der Eisenbahn gefallen zu sein, bat aber zugleich die Wirtin, über den Vorfall nicht zu reden. Möglich, daß er, der Aufsicht einmal entschlüpft, irgendwo Krach bekam, vielleicht indem er eine Frau beleidigte, deshalb dann, da man seinen Irrsinn nicht erkannte, grausam gezüchtigt wurde, vielleicht eine Treppe hinabflog. So sah es aus. Der Gedanke, daß alles dies trotz den Vorsichtsmaßregeln möglich geworden war, fiel mir schwer aufs Herz.

IX.

Und nun kam der letzte Akt seiner Tragödie. Ein Arzt verband ihn von elf bis zwei Uhr nachts. Theodor erklärte sich während dieser Arbeit, indem er keinen Schmerzenslaut von sich gab, für den größten Opernsänger der Welt und fügte hinzu (dies ist das Sonderbare): „Solche Leistungen bringt man erst dann zustande, wenn man, wie ich, verrückt ist; erst der Wahnsinn entwickelt solche Fähigkeiten, — glauben Sie das, Herr Doktor!“

X.

Am nächsten Morgen riß er die Verbände los. Nun erschienen, um ihn gewaltsam in Pflege zu bringen, zwei Kriminalbeamte. Sie standen in der Tür seines Arbeitszimmers, während er, an den Schreibtisch gelehnt, die Faust des nichtgebrochenen Armes ihnen entgegenhielt.

Sie sahen seine Muskeln und erkannten, daß nichts zu machen war.

Erst als er, durch einen Vorwand auf die Straße gelockt, hinunterkam, nahten sie ihm blitzschnell; packten ihn von der Seite.

Eine Stunde lang plauderte der Polizeileutnant dann mit ihm, bis der Professor kam und beginnende Gehirnerweichung feststellte.

Mein alter Freund wurde nun . . . untergebracht.

XI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und damit ist das Erwähnenswerte des Falls für mich zu Ende. Nur bekam ich am Morgen eines der nächsten Tage einen Brief, zierliches Format, cremefarben, mit der Bitte, abends um $8^1/_4$ Uhr an einem bestimmten Punkte des Potsdamer Viertels in Sachen des „so jäh erkrankten Herrn Theodor A." eine Dame sprechen zu wollen.

Ich ging hin. Es war die vermeinte Schwester des Schülers. Sehr taktvoll, sehr ernst, sehr kultiviert — und sehr hübsche Züge. Sie spielte nicht Versteck; verhehlte nicht, was sie ihm gewesen war. Sie kannten sich seit vier Jahren. Sie war Putzmacherin, stammte aus ansehnlicher Familie, lebte bei ihrer Mama. Viermal täglich hatte er sie seit Jahren begleitet: wenn sie mit der Stadtbahn nach dem abseitigen, kleinen Atelier fuhr, wo sie tätig war, — und wenn sie nach Hause ging. Deshalb war er ewig unterwegs gewesen . . . Und nun kam die Überraschung für mich.

Wir sprachen von seinem Beruf, — sie wußte nicht, daß er unterrichtete; er hatte seit vier Jahren ihr erzählt, er verfasse literarische Kritiken, größere dramaturgische Untersuchungen, — kurz, er hatte den Schriftsteller gespielt. Sie kannte Kritiken von mir fast auswendig . . . er hatte sie ihr, als die seinen, aus beschriebenen losen Blättern streckenweise vorgelesen.

Er sprach nur gelegentlich von seiner Bekanntschaft mit mir (daher der Brief) und erzählte im übrigen Ein-

zelheiten, die mir zugestoßen waren, als sein Erlebnis. Das junge Mädchen war überrascht, als ich ihr die wirklichen Daseinszustände meines alten Bekannten schilderte, — sie sprach kaum noch ein Wort.

Ich fragte, ob sie den Wahnsinn nicht gemerkt. Jawohl, — aber sie hielt es für nervöse Gereiztheit; außerdem hatte sie ein bißchen Angst vor ihm, wenn sie etwa sich nicht mehr von ihm begleiten lassen wollte; er war übrigens beim Zusammensein heiter und friedvoll und glücklich . . .

XII.

Als wir uns nach einer guten Stunde trennten, war das Gleichgewicht ihrer Seele anscheinend wieder hergestellt. Sie sprach kopfschüttelnd: „Warum hat er so gelogen?“ Ich erwiderte, daß er doch krank gewesen sei. Sie wiederholte immer wieder: „Aber warum hat er so gelogen — seit vier Jahren!?“

Sie war fabelhaft gefaßt, weshalb ich mich nicht enthalten konnte zu sagen: „Seien Sie ehrlich, — hat Ihr Leben durch diesen Zwischenfall, durch seinen vermutlich nahen Tod, überhaupt eine wesentliche Veränderung erfahren?“ Sie antwortete: „Ich will ehrlich sein, nein! Warum hat er so gelogen?“

Mit dem Gesicht einer Enttäuschten ging sie davon.

XIII.

Theodor ist, in elender Fäulnis, ein paar Monate lang hingesiecht; hernach gestorben. Fast bei lebendigem Leibe zergangen.

Ich habe manches Mal seitdem, in guten Stunden, sein gedacht — mit Lächeln und Schmerz und Freundschaft.

Ins Unbekannte senden ihm diese Zeilen einen (herumirrenden) Gruß.

Die Lehrerin

I.

Kommt schon wieder dieses Gräßliche jetzt in mein Leben? Hier, in dem stillen Wohnhaus, hat sich etwas Furchtbares abgespielt. Jetzt, in den abscheulich düsteren und kalten Herbsttagen Berlins, in allen vom letzten Oktober-Tageslicht eben sparsam erhellten Ecken, Treppennischen, scheint ja der Wahnsinn zu kauern und zu lauern, seitdem jene gräßlichen Schreie einer plötzlich umnachteten Frauensperson verhallt sind.

„Verhallt" klingt lyrisch — als ob es ein friedvolles Austönen war. Das Richtige heißt: erstickt. Die Schreie wurden erstickt ... Noch ein paar Tage zuvor hatte die Dame bei mir geklingelt. Es war gegen drei Uhr nachmittags; ich spielte Klavier. Nichts Festgefügtes, sondern schlug, der Gewohnheit folgend, Akkorde mit rezitativischen Tönen dazwischen an — welche den Ausdruck für die jeweils innere Verfassung bilden. Man nennt es phantasieren. Aber niemand behaupte jetzt, daß ich die Dame irrsinnig gemacht, — es war ein Tupfen und Summen auf dem Klavier während des Nachdenkens. (Nicht laut.)

II.

Sie klingelte. Eine Lehrerin von etwa fünfundvierzig Jahren. Sie wohnte mit andren Damen zusammen im Haus. Sehr freundlich fragte sie, ob zwischen zwei und vier Uhr vielleicht auf das Spiel verzichtet werden könnte, selbst auf leise Töne, sie komme nämlich dann heim, um zu ruhen, ... jeder äußere Reiz störe sie.

Ich sagte, was selbstverständlich ist, sofort zu, — worauf sie von Herzen dankte, sich gesittet in ihre Wohnung begab. Seitdem war nicht ganz eine Woche verflossen. Aus meinem Gedächtnis verwich die eher robust als zart gebaute Erscheinung mit dem abgehetzten Gesichtsausdruck — — bis diese entsetzlichen Schreie laut wurden.

III.

Verfolgt mich derlei jetzt — in mein Glück? in meinen Krach? in meine, ja: eiserne Arbeit?

Warnt mich einer?

Schwer zu sagen, welcher Veränderung die menschliche Stimme fähig ist, wenn eine geistige Veränderung an dem Träger zum Ausbruch kommt. Ich meinte zuerst, irgend jemand habe vielleicht eine Todesnachricht empfangen, — denn durch Korridore und Wände dieses leichtgebauten Hauses tönte nachmittags, in der Dämmerung, ein Klagegeheul: „Meine Mutter!! Meine Mu—u—u—utter! Meine Mut . . . ter!!!" Fürchterlich. Im Geist sah man das Telegramm, den Augenblick des Öffnens, dann den Anfall einer völlig Überraschten. Stets wieder „Meine Mut . . . ter!!!"

Aber das war keine menschliche Stimme mehr! Und jetzt scholl es: „Mein Vater! Mein Vaaaater!!" Die Hausgenossen konnten da noch denken, daß sie sich vorstelle, wie die Nachricht auf den Vater wirken muß. Doch jetzt klang es, und wieder mit einem Ausdruck, den ich im Leben nie gehört: „Mein Bruuuder, mein armer, armer Bruuuder, Bruuuder!!!" Der Ton war so, daß einem kalt wurde bei dem Gefühl: in jener Wohnung liegt ein Mensch auf dem Operationstisch und wird langsam gefoltert. Vielleicht ein chirurgischer Eingriff, ohne daß Betäubung möglich war? Aber nein:

auch dann bringt Menschenstimme keinen so fremden Laut hervor.

Stille. Schweigen. Es wird dunkler. Man fühlt, wie alle Bewohner dieses Hauses zittern.

IV.

Und jetzt, noch bevor man Licht gemacht hat, beginnt es von neuem, das Furchtbare — aber jetzt ist kein Zweifel mehr.

Ein kurzer Klageton, dann ein Lachen, daß das Haus dröhnt, und dieses Lachen übergehend in ein nicht zu beschreibendes schrilles Gebrüll. Das ist ein Tier. Man hört ein Tappsen, wie ein Laufen mit nackten Füßen, und ein Aufhämmern mit den Fäusten, dann ein Gegurgel — und Ruhe.

Bis nach etlicher Pause der furchtbare Schrei wiederkehrt, ein jähes heiseres Gebrüll in letzten Tönen, ein grauenvolles Anschwellen, wieder die entsetzlichen Geräusche des Tappens — und jetzt hört man, wie Menschen sich auf sie werfen, das Gebrüll wird erstickt, erstickt. Man hört ein Hantieren, wie mit einem leblosen Körper... Nun versucht man zu arbeiten, draußen liegt Finsternis, aber die Lampe hat nicht ihre besänftigende Macht. Alle Flammen sollen angezündet werden; auf die Bilder aus besonnten, hellen Ländern fließt weißklares Licht.

Dort hängt ein Goyabild — es zeigt vier Mädchen, die in sommerlicher Lust einen Hampelmann, groß wie ein ausgewachsener Mensch, über einem Tuch in die Höhe werfen. In sommerlicher Lust... jedoch es liegt was Gespenstiges über den Augen, den Lippen; der Hampelmann selbst, wie er schief mit seltsam gebogener Hüfte niederfällt, hat einen Hauch von fahlen Be-

zirken; die Mädchengruppe lächelt. Nein: im andalusischen Gewand stecken Nachtgeschöpfe, bemalte Leichen, kostümierte Acheron-Damen, geschminkte Harpyien — und der schiefe, fahle Hampelmann torkelt so verweserlich durch die Luft . . .

V.

Jede Stunde, bis tief in die Nacht, erzittert man wieder vor dem jäh aufkreischenden, schrill-heiseren Gebrüll — das jetzt immer sofort erstickt wird.

Der Portier meldet, daß eine barmherzige Schwester die Treppe hinaufgegangen ist. Aber noch lange, noch aus dem Schlaf, wird man wieder durch das Gebrüll der Wahnsinnigen, durch ihre Heiterkeitsausbrüche, durch Laute des Erstickens gepeitscht. Endlich am Morgen holt man sie ab, in einem Wagen. (Das war die Lehrerin, die mit ihren gehetzten Zügen freundlich an meiner Tür erschienen war.)

VI.

. . . Wenn ein Mann tobsüchtig ist, bleibt es vielleicht eher zu ertragen. Der schlägt wenigstens alles kurz und klein; benimmt sich sozusagen anständig als ein Berserker; der Fall hat nichts Unheimliches.

Doch bei einer Frau, die im Leben taktvoll, zurückhaltend, kurz, damenhaft zu sein gewohnt ist, wirkt so vollkommene Losgelöstheit vom Menschlichen, der Rückfall ins Chaotische viel schauerlicher, viel fremder — sie ist wie ein erstaunlich entrückter Gast von Welten, darin Gewesene lächelnd spazieren mit bläulichen Gesichtern.

VII.

Wie unsereinen vollkommene Meeresstille beinah weckt, an schweigenden Sommertagen — und zeigt,

in welchem Tohuwabohu sich sonst unser Leben abspielt: so tut es, umgekehrt, hier der Schrei des Krankseins; als welcher eine Mahnung ist —: hauszuhalten im Getriebe mit den Kräften, die einem gegeben sind . . .

Und oben zu bleiben auf der Welle, der drohenden, dennoch unsagbar herrlichen, in deren Gischt man schwimmt . . . Bei eiserner Arbeit.

Irrenbriefe

I.

Seit ich als ein Schriftsteller hervorgetreten bin, bekomm' ich Briefe von Geisteskranken.

Merkwürdig. Die Briefe sind freundlichen Inhalts? Schon deshalb müssen die Schreiber krank sein.

Ich konnte das alles niemals unerschüttert lesen.

II.

Aufschwälende Mystik dieser Gegenwart scheint an solchen Schriftstücken ein schwermütiges Seitenstück zu finden.

Daß es Geisteskranke sind, die da schreiben, erkennt man nicht bloß an der Handschrift, — diese Handschrift zeigt oft das traurige Merkmal des Zittrigen, Schlaffen, Wirrsäligen, Haltlosen, müd' Erlahmenden. Auch das Abbrechen mitten im Wort; das Beginnen eines neuen Satzes mitten im alten. (Außerdem sagt der Stempel der Irrenanstalt, woher die Briefe kommen . . .)

III.

Eine davon ist in Schlesien; sie liegt als melancholischer Punkt in hübscher Landschaft. Seit Jahren schreibt mir ein Insasse von dort. Ein früherer Landgerichtsrat, den ich nie gesehn.

Zuerst wurden die Briefe von mir an die (dort ermittelten) Angehörigen geschickt. Hernach unterblieb es.

IV.

Merkwürdig: daß diese Kranken offenbar Lesestoff in großer Auswahl zur Verfügung haben. Neu Erscheinendes wird ihnen bekannt. Sie drücken ihre Verehrung aus — die Gegner eines Schriftstellers hätten hier leichtes Spiel, wenn sie sagten, man müsse verrückt sein, um seine Werke gut zu finden.

(Andrerseits muß wohl ein Autor verrückt sein, damit seine Werke durchgreifen. Die Philosophie der Zeit stammt ja auch von einem Geisteskranken.)

V.

Ein fernerer von diesen Briefen läßt Literarisches beiseite — statt dessen erzählt er nur (und der Schreiber war doch vor zwei Jahren in Berlin ein geistvoller Kopf, ein fröhlicher Kumpan) . . . der Brief erzählt mit derselben erschlafften Handschrift folgendes:

„Wir leben in schönster Lage umgeben von den Bergen. Meine Frau ist die geborene Landwirtin leider an den Masern darnieder. (Hier hat er zwei Vorstellungen durcheinandergebracht. Er fährt fort:) Das ist eine scheußliche Krankheit, man kann nur sagen pfui Deibel, wir haben dreißig Stück Rindvieh, sechs Schafe, deren schneesse (soll heißen: schneeweiße) Wolle dreiß (soll heißen: dreißig) Pfund wiegt, und mit deren Zupfen ich mich gern beschäftige, fünfzig Hühner, die sehr fleißig im Monat vierhundertfünfzig legen. Eine Putenfamilie, sechs Pferde sie läuft wie der Blitz. Der Junge ist intelligent junge Dame zur Lehrerin, die ihm vieles beigebracht hat. Sie spielt Klavier mit großen Zimmern und schöner Aussicht auf den Schloßberg, dabei für die

heutigen Wohnungspreise nicht teuer. Wir können dort den Einzug sehn, der aber noch ein Jahr dauern wird, zwei Schwiegermütter über Bord, schwemmte eine Welle fort, ich rettete die Eine, die Andre die war meine. Mit schönsten auch von meiner Frau ihr . . .“

VI.

Ja, dieser Mensch war vor nicht langer Zeit ein schlagfertiger, heiterer Gefährte, — was ist es, das ein (schlummerndes?) Übel jäh ausbrechen ließ? Er schien ein Kerl, in dem der gesunde Menschenverstand überwog; Mystik blieb ganz fern.

Das Schicksal hat diesen Taghell-Nüchternen doch unter die mystischen Erscheinungen versetzt.

Vergnügt ist er dabei immer noch, — auch unter diesen Kranken gibt es Fröhliche . . .

Die Frau hat ihn jetzt in einem besonderen Gebäude des bayrischen Guts untergebracht.

Dort erlosch er — zufrieden.

VII.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Hirn scheint auf diesem Stern das allgemeinste Handwerkszeug.

Wer vollends berufsleidenschaftlich Geistiges zusammensetzt: Assoziationen; Gedanken; Fragen; Beweise; Widerlegungen; Mahnungen; Meinungen; Gründe; Forderungen; Aufforderungen; Unterscheidungen; wer im Weltraum des Hirns Herumirrendes aneinanderholt und aneinanderhängt; Verworrenes durchquert, sichtet, überhellt; in die Sprache neue Ordnung zu bringen trachtet, in ihre Musik neue Musiken; wer sich mit dem Vokal schlägt; mit dem Semikolon balgt; und (ist es eine Drohung?) manchmal hier-

bei von jemandem kutschiert wird und Stimmen hört: — — dem gehn solche Berufsunfälle besonders nah.

VIII.

Die Trauer bekommt was Kollegiales.

Irre

I.

Jetzt war ich dort. Schreckliche Behausung der Ärmsten.

Wer unter Ärzten jemand zum Bekannten hat, kann da gelegentlich einen Besuch wagen. Melancholischer Fall.

Das Zimmer des Arztes selber, darin er dauernd wohnt und schläft, gibt mir ein sonderbares Gefühl. Hübsch eingerichtet, traulich beinah; sicher elegant — mit Handarbeiten, vielleicht von einer Base. Stille herrscht . . . und beim Lampenschein liest man vielleicht ruhig.

Immerhin .

II.

Durch die Stille dringen manchmal Geräusche von fern. Vielleicht harmlose — doch sie haben hier was . . . Unbehagliches.

Dann verhallen sie.

III.

An den Wänden ein paar Bilder; das eine: der „Zug des Todes", üblicher Steindruck; schmaler, schwarzer Rahmen. Sonst würde man drüber wegsehn — hier wirkt es etwas drückend.

„Müssen Sie auch das noch hinhängen?" Der Arzt erwidert mit Lächeln, ernst jedoch, daß neben dem Schrank, im dunkleren Teil des Zimmers, da hinten ein

paar Böcklins hängen; Werke der Wonne, Mittagsstücke voll Geschäum und Gejauchz.

Ich muß ihn fragen, ob es möglich ist, daß Irrenärzte vom Irrsinn angesteckt werden ... Er hebt eine Achsel. Nein; er glaubt nicht, ohne weiteres, an epidemische Macht von Geisteskrankheiten — aber die Abgeschlossenheit von der Welt ... Die Einsamkeit ... Diese Gleichförmigkeit ... Die unabwendbaren Erregungen ...

Das kann wohl, hie und da, einen Arzt (der von Hause her dazu neigt) bis in geistige Umnachtung führen ...

IV.

„Erregungen?" ... Ja. Er sagt still, man eigne sich ein hohes Maß von Kaltblütigkeit im Laufe der Zeit an — unangenehm ist es nur, wenn kleine Überfälle geschehn. Wenn man ... also bißl zerkratzt wird.

Er sah auf die Hand, zeigte mir ein paar Risse, von den letzten Tagen. Hauptsache, daß der Arzt seinen Kranken selten den Rücken zukehrt.

„Wenn Sie mit mir durch die Räume gehn, halten Sie sich bitte immer so, daß Ihr Rücken gedeckt ist, — — aber eine Gefahr besteht nicht, es sind stets Wärter dabei."

V.

Ich ging mit ihm. Ein Gang, der etliche Stunden dauerte. Schwermütigster Gang.

Ein Kirchhof, selbst eine Anatomie ist nicht halb so niederdrückend. Wer tot ist: der ist weg und abgeschieden; hier aber gehn Menschen lebendig herum, die abgeschieden sind.

Tod: Vernichtung eines Wesens. Hier aber stehn und gehn Verzerrungen.

VI.

Ich komme bei der Wanderung in große Säle mit vielen Betten. Ein junger Mann, in Anstaltstracht, nähert sich; macht eine höfliche Verbeugung. Der Arzt: „Wie geht's?" Er nimmt eine Stecknadel, sticht sie dem Herrn in die Stirn, fünf-, sechsmal . . . Der zuckt nicht; er spürt das nicht. (Er leidet an Empfindungslosigkeit oder Anästhesie.) In liebenswürdiger Form verabschiedet er sich.

Ein andrer, der im Bett liegt, brünetter Mensch, Anfang Dreißig, richtet sich auf und erwidert auf die stehende Frage des Doktors: „Wie geht's?", mit mißvergnügtem Gesicht, in bekümmertem Ton: „Es geht mir schlecht, Herr Doktor. Ich höre Stimmen; fortwährend spricht mir jemand ins Ohr, meistens ist es der Anstaltsdirektor; er hat sich die ganze Nacht mit mir unterhalten — es geht mir schlecht, Herr Doktor."

Der Mann war im bürgerlichen Beruf Stadtreisender. Stand mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit — bis er eines Tags die Stimmen hörte.

VII.

Sein Nachbar gähnt, schiebt sich die Bettdecke zurecht, grüßt freundlich.

„Na, wie geht's Ihnen?" Ich merke gleich, daß man einen gemütlichen Mann vor sich hat. Er freut sich über den Besuch; setzt alles dran, liebenswürdig zu sein . . . Nur die Sprache schwindet ihm bereits, dem Ärmsten. Er findet die Worte nicht mehr; man nennt das Aphasie. Er ringt und schnappt nach dem Ausdruck, er hascht nach einfachsten Bezeichnungen, man glaubt zu sehn, wie seine „Seele" verzweiflungsvoll danach

tastet — alles entschwebt ihm, alles entgleitet ihm . . . es wird nichts . . .

Ah ja — eine Reihe von Ausdrücken findet er noch; aber seine Rede gestaltet sich etwa so: als ob in der Druckerei eine schon gesetzte Seite versehentlich einen Stoß bekam, so daß Worte herausgeflogen sind in jeder Linie . . . und fortwährend eine Lücke klafft.

Noch einmal nimmt er sich zusammen, in aller liebreichen Gemütlichkeit — aber es geht und geht nicht mehr . . .

Er selber scheint ein Bedauern darüber auszudrücken; verabschiedet sich.

Er ist gezeichnet.

VIII.

Im selben Saal erblick' ich Furchtbares. Ein Kranker ist am Kopf mit weißen Tüchern verbunden; die Tücher sind blutgetränkt. Er hat eine Gewohnheit: den Kopf gegen den Bettpfosten zu schlagen, wie von einer befehlenden Macht gepeitscht. Bis das Blut in Strömen niederrinnt.

Ihm gegenüber liegt einer, bei dem ich mich erschauernd frage: Mensch oder Maschine? Sein Kopf, seine Schultern, sein Genick, sein Rumpf sind in ständig maschinenmäßiger Bewegung: als ob eine Lokomobile drin arbeitet, arbeitet, arbeitet; dabei blickt das Auge so qualvoll, als flehte der Mensch um den Stillstand dieses entsetzlichen, dieses grausamen Räderwerks . . .

IX.

Nicht alle Säle sind so zerfleischend. Es gibt welche, die machen fast einen gemütlichen Eindruck.

Ich staune sehr, wenn hier um den Tisch, in einem großen, lampenerleuchteten Zimmer, etwa dreißig bis

vierzig Männer sind, die sich unterhalten und Skat spielen.

Als wir eintreten, unterbrechen sie höflich das Spiel; erheben sich; wünschen uns guten Abend.

„Na, meine Herren, wie geht's?" Sie lächeln verbindlich; rufen im Chor: „Danke schön, Herr Doktor!" bieten Stühle an — doch wir sagen, daß wir leider nicht viel Zeit haben . . .

Diese Gesellschaft besteht aus verschiedenen Krankengattungen. Schon vorher hat mich der Arzt, in lateinischer Sprache, stets aufmerksam gemacht, wenn ein Mörder grüßte.

Der Doktor verteilt nun Händedrücke. Dieser Stille dort hat seine Frau stranguliert; der drüben hat ein Mädchen aus der Welt gebracht; beide wirken in Gruß und Wesen fast übermäßig zartfühlend. Ein andrer beging Mord ohne Ursache; ohne jede Ursache; liebenswürdiger Mensch mit etwas nachdenklichem Zug. Er ist seit zwölf Jahren hier.

Wir gehn, ohne der Einladung zu folgen, weiter.

X.

Auf den Korridoren meldet sich bisweilen jemand, der . . . nicht zu verkennen ist. Einer knixt, hat religiöse Halluzinationen. Der Heiterste, Graf und ehemaliger Kavallerieoffizier, lacht unterbrechungslos, unterbrechungslos.

Aber die meisten hier wirken nicht wie Irre; man kann mit ihnen vernünftig reden — — nur haben manche plötzlich einen wunden Punkt: eine kleine fixe Idee, die sich nach langer Gesprächsdauer (in jeder Unterredung nicht) enthüllt. Sie haben bloß einen einzigen Sparren — und scheinen sonst gesund.

XI.

Ja, am seltsamsten dünkt mich das Gespräch mit solchen Leuten, deren geistige Kultur auf zehn Schritt zu merken ist (sie sprechen mit mir in so sicher-korrekter Art, gewissermaßen voll geistigen Takts); und die nur, wenn das Gespräch an einen gewissen Punkt kommt, von unglaublichen Dingen erzählen: von einer Schlacht in der Reichenberger Straße, mit allen strategischen Einzelheiten; und die, wenn man es bezweifelt, mit einer leisen, feinen Sicherheit in demselben Ton Tatsachen (die sie ja besser wissen!) belehrend wiederholen ... Und hat, hat, hat denn die Schlacht in der Reichenberger Straße nicht stattgefunden? Findet etwa meine Umwelt statt? Oder wird sie von meinem Hirn vorgestellt?

Und wenn kultivierte Menschen von Stimmen berichten, die mit ihnen reden; klagend, voll Bedauerns: sind diese Stimmen nicht eine Realität — so gut wie der Schreibtisch eine Realität ist, an dem ich sitze.

Ist er „wirklich" eine Realität? — —

Es gibt keinen Unterschied.

XII.

Andre sind hier, die nur vollkommene Widerstandsunfähigkeit im Lebenskampf zeigen, sobald sie frei sind —: sie begehn sofort unbegreifliche Torheiten, kindische Betrügereien, benehmen sich als unmündige Wesen, ohne „verrückt" zu scheinen. Man würde sie bald für Windhunde von bodenlosem Leichtsinn halten, bald für Leute mit schrulligen Einfällen. Sind sie verrückt?

Der Irrenarzt glaubt an ihre Krankheit. Und hier ist der Punkt, wo ich das fragendste Gefühl habe. Hier fragt

man sich bißl beklommen: wo ist der Kreidestrich ... zwischen uns absonderlichen Menschen ... und gestempelt Irrsinnigen?

Doch der Arzt erwidert: „Wir erleben es jeden Tag an den Leuten: sobald sie draußen sind, machen sie wilde Dummheiten — sie sind nicht verantwortlich."

Also schön.

XIII.

. . . . . .

Von der trübseligsten Abteilung will ich fast schweigen. So tun, als hätte man sie nicht gesehn.

Nein — reden!

Das sind: Paralytiker im letzten Stadium — Todgeweihte. Der allertiefste Jammer duckt und glotzt und verdämmert in diesem Saal. Der Arzt weiß, wann es mit jedem ungefähr zu Ende sein wird.

Sie selber scheinen ihr Schicksal zu fühlen. Ich glaube das in ihrem hoffnungslosen, sehr traurigen Blick zu sehn.

Das ist furchtbar. Alle Funktionen schlafen ein; sterben ab; sie beschmutzen sich ...

Ja, diese Erledigten wecken das Gefühl, als beweinten sie ihr Los; und das allgemeine Menschenschicksal.

Sie sind von einer dunklen Bestie bewegt, die sich eingekrallt hat; die über Menschengeschöpfe herfällt, aus unbekannten Zonen; die allerhand zugrunde gehn läßt: kleine Welten, große Welten ... fast ohne Unterschied.

Das ist der alte Feind — den wir anbeten.

XIV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kleine Mädchen ... wo seid ihr jetzt? Flatterhafte Frau ... wo fliegst du jetzt? Briefträgerstochter ... warum lachst du jetzt?

Mensch, du selber ... wofür kämpfst du jetzt?

Welches ist meine Zeit?

(Jahrhundertwende)

I.

Welches ist meine Zeit? — Ich spreche nur von meiner ersten Hälfte (hoffentlich von meinem ersten Drittel ... oder Viertel?).

Das Seltsamste dieses Jahrhunderts ist: daß es mit Napoleon dem Ersten beginnt und mit Wilhelm dem Zweiten schließt.

Wilhelm ist am Ausgange des Jahrhunderts gewissermaßen der Herrscher von Europa: wie Napoleon der Herrscher von Europa gewissermaßen im Anfang des Jahrhunderts war. Das Regiment Wilhelms dauert offenbar länger als das Napoleons. Es besteht jetzo zwölf Jahre.

Auch sind bei uns die Verhältnisse gefestigter; namentlich kraft einer mit ziemlichen Kosten von den Bürgern dieses Landes erhaltenen Armee, welche zum Schutze sowohl gegen den äußeren, als auch gewissermaßen-sozusagen nötigenfalls gegen den inneren Feind zu dienen hat.

Endlich: Napoleon usurpierte, während Wilhelm erbte ... (Noch allerhand Unterschiedspunkte zwischen den zwei Herrschern ließen sich anführen.)

II.

Die Leute fragen jetzt hier: ist es richtig, den bevorstehenden Anbruch eines neuen Jahrhunderts zu feiern?

Ein arithmetisches Jahrhundert bildet, wie sich von selber versteht, keinen notwendigen Abschnitt. In unsrer letzten Geschichtsentwickelung ist der Abschnitt mit dem Jahre Siebzig da. Zugleich, da wir die Vormacht sind, ist er auch in der Weltentwickelung da.

Andrerseits fällt der frühere Abschnitt nicht auf das Jahr 1800. Sondern vorher: auf den Ausbruch der französischen Revolution. Nicht wahr?

(Eine liebliche Beobachtung nebenher: daß etwa hundert Jahre nach der Zeit der großen Aufklärung, der Verstandesrichtung, des Rationalismus in Rom Se. Heiligkeit der Papst die Unfehlbarkeit kündet und daß es „geht". Raum für alles hat die Erde. Neben dem „Vorwärts" besteht immer noch die „Kreuzzeitung". (Früher allerdings bestand der „Vorwärts" gar nicht.)

III.

Neben dem wissenschaftlichen Darwinismus, der an allen Staatsuniversitäten offiziell gelehrt wird, besteht unter Wilhelm der Zwang für Prediger, an das Apostolicum zu glauben.

Die vorgeschrittenen Wissenschaftler, wie der heut größte deutsche Chirurg, Herr Professor Bergmann (von dem ich's aus eigner Erfahrung weiß), gehn in die Kirche, um ihre Kinderchen alldaselbst einsegnen zu lassen. Deutsche Männer, die wissenschaftlichen Glauben und Lebensführung in Einklang bringen, sind unter Wilhelm dünn gesät.

IV.

In gewissen Dingen ist man vor hundert Jahren freier gewesen.

In Frankreich sind „Menschenrechte" damals erklärt worden, heut ist im wesentlichen dort Geldherrschaft. Kirche, Soldateska suchen eine Macht zu bilden, — dem Errungenen von damals entgegengesetzt. Dreyfus-Jahre.

V.

Weiter. Mußt Dir über Deine Zeit klar sein.

Amerika: herrlich-freies Land mit Demokratie und Republik und sonstwas; es herrscht aber auch dorten zufällig — und noch viel toller — heut das gemeine Geld. Außerdem machen diese Brüder jetzt einen dreisten Raubzug wider Spanien, welches Land heftigen Rheumatismus in den Beinen hat, — Blut fließt knüppeldick, Schiffe sehn sich in die Luft gesprengt, Leutnants werden Nationalheilige, die Freiheitsrepublik tut sich keinen Zwang an . . .

Auch das liebe England, Hort hoher Kultur, besonnener Gesinnung, wohltätiger Institute, macht einen frechen Raubzug auf den Goldbesitz eines kleinen Stamms in Südafrika; schießt mit bestialisch hergerichteten Kugeln, welche nicht nur töten, sondern des Spaßes halber auch zerreißen; — die vorgeschrittne Welt sieht mit schelmischer Neugier zu.

VI.

So liegen die Dinge jetzo. Daneben wächst gewaltiger die Strömung von unten, welche sogar die Dummen mit den Klugen gleichstellen will aus grenzenloser Ethik; den Kampf schlichten will in gerechter Verteilung des Besitzes. Für Viele die stärkste, die einzige Hoffnung.

Da steht aber ein Mann auf, im eignen Lager: und erschüttert den Glauben an diese Religion. Er sagt: unser Glaube, meine Lieben, ist nicht die einzige Möglichkeit, nicht das Heil, außer dem kein Heil ist (und auf diesen Monopolglauben hin folgen doch die Massen; die römische Kirche ist so gescheit!), sondern, meine Lieben, auch den andren Strömungen lassen wir

in gewissem Sinn ihr Recht, indem wir nicht allzuweit von ihnen uns entfernen; nein, wir sind nicht das alleinige Heil . . . ! So spricht er.

Ehe denn wenige Jahre vergehn, wird auch dort eine Kluft klaffen; in diesem zerspaltensten aller Zeitläufte wird eine Spaltung mehr sein.

VII.

Man weiß nicht ein; ebensowenig aus . . . Die christliche Weltanschauung, die seit zweitausend Jahren auch von fortgeschrittenen Geistern doch im ethischen Teil zugelassen ist, erfährt in einem jenseits von Gut und Böse arbeitenden System die schwerste, brutalste Anbohrung. Gentlemanverbrecher-Instinkte rücken zur Philosophie auf.

VIII.

Nebenbei eine kleine Perspektive, husch-husch, auf die Eingeborenen fernster Lande, die wir „aufteilen', möchten. Wir teilen auf, und sie kommen über uns.

Wie die germanischen Wilden über Rom kamen, so könnten sie, von innen aus, dieses Reich, diese Welt, diese westliche „Gesittung" erobern. Husch-husch.

IX.

Uralte Kulturländer Europas, meine Lieben, sind an der Stirn gezeichnet.

„Amerika, Rußland, England und vielleicht Deutschland werden die Welt beherrschen", hat der Professor Schmoller jetzt gesagt. Deutschland nur dann, hat er gesagt, wenn es die Flotte macht. Unsre Zukunft liegt im Dunkeln, wüste Worte hört man munkeln. Das hat er nicht gesagt.

Dazu kommt, daß man von einem Weltteil zum andren Nachrichten blitzen kann; daß man von einem

Land zum andren eigenstimmig plaudern kann; daß man Geldchränke von außen durchleuchten kann; in menschliche Leiber hineinsehen; daß man vorläufig in fünf Tagen von Europa nach Amerika jagt; daß man Menschen in Schlummer versenkt, ihnen Aufträge so gibt, welche sie dann vollführen; daß man Eisenbahnzüge in allen Stadien der Bewegung festhält, die Bewegung in Bildern wieder erstehn läßt; dazu kommt, daß man an der Seine jetzt das tolle Wunder eines Turms erbaut, höher als der Turm zu Babel und alle Bauwerke der Welt. Kurzum: die Zeit ist aus den Fugen.

Als das Raubtier Rom die Welt ausgesogen hatte; als eine Welt erstand und eine Welt zusammenbrach: da war kaum die Ratlosigkeit fiebriger als heut. Was will das werden? fragen sich alle, blicken aufeinander von der Seite . . . und sagen: wir wissen es nicht.

X.

Selbst ICH weiß es nicht . . . O Spaß!

Soll man kämpfen? Gewiß! Wenn man es nicht tut, wird angenommen, daß man ein schlechter Sohn seiner Zeit ist — und kein voller Mensch.

Aber wenn man es tut, erlebt man den Erfolg nicht. Der Enkel im siebenundzwanzigsten Glied, der ihn erlebt, steht mir eigentlich fern. Und sogar der erlebt ihn nicht — möcht' man sprechen. Für wen arbeiten wir?

Vielleicht arbeiten wir für die Chinesen? Für Japan? Für künftige Ritter-Askaris? . . . (Von mir aus —!)

Unter solchen Umständen liest man mit Vergänglichkeitsgefühlen ein römisches Sprichwort: Bene vixit qui bene latuit; gut gelebt hat, wer verborgen gelebt hat.

Voraussetzung: daß im verborgenen Dasein ein verborgenes Glück besteht. Ist es das Wahre?

Aus der Zeit der Christenverfolgungen sah ich zu Rom allerhand Grabsteine, Sargtafeln, in Katakomben. Wir Heutigen lesen dort, wie Eltern ihren Sohn geliebt; eine Schwester den Bruder; ein Mann die Gattin — vor zweimal tausend Jahren. Und wie Liebe mitten im wildesten Gebraus der Welt, da Ströme von Blut über die Erde jagten und Feuer den Himmel überfackelt hat — wie damals Liebe der Pol war für kleine Bündel der Menschen und für den Einzelnen. Ist das der Ausweg?

Zu schmaler Ausweg.

XI.

Übrigens: Als Rom Ägypten eingesteckt hatte, das Land Hellas ebenfalls, und etliches auch noch: war damals irgendein Unbekannter, namens Cajus, glücklicher als vorher? Ist heut wirklich der einzelne Franzose viel unglücklicher, seit wir Elsaß-Lothringen haben?

In jedem Fall: das ablaufende Jahrhundert war das deutsche Jahrhundert.

XII.

Deutschland ist geeint (darum sind wir auch alle so glücklich). Deutschland hat in diesem Jahrhundert den größten Staatsmann hervorgebracht, den größten musikalischen Künstler, den größten sozialen Umwälzer, auch den einschneidendsten Künder der neuen Unethik — um bloß von der zweiten, ausschlaggebenden Hälfte zu reden.

Die stärksten fortschrittlichen und die stärksten rückschrittlichen Gewalten sind aus Deutschland gekommen.

Mit dem Phänomen Goethe (am Eingang) trägt Deutschland den Sieg auch in der Dichtung davon.

Dies Jahrhundert war das deutsche Jahrhundert.

XIII.

Entwicklungen, die sich anbahnen, brauchen Säcula, bis die Ergebnisse da sind. Wir werden sie nicht sehn.

Wir fühlen bloß den Kampf.

Wenn aber das Bewußtsein, in einem der grandiosesten und konfusesten Augenblicke gelebt zu haben, Seligkeit ist — dann können wir alle, alle selig werden.

Begegnung

I.

Wer du auch seist,
Ob du dich selbst nicht kennst:
Verfeinte Dame? Nebelgeist?
Bezauberndes Gespenst!

Ich glaub': ein Stern hat sich geschnäuzt
Und spie dich in das Ungefähr:
Still hast du meinen Flug gekreuzt
Und fliegst ein Stückchen nebenher.
Ich leuchte, wenn dein Blick erglänzt —
Bezauberndes Gespenst.

II.

Nicht lang zu leuchten ist dein Amt;
Du leuchtest zart und flackerhell,
Bist zum Erlöschen früh verdammt —
Stirb nicht zu schnell.

Halb Gütiges, halb Arges ruht
In deinem unerforschten Licht.
Sei, was du willst: sei schlecht, sei gut —
Nur stirb mir nicht.

III.

Oft sind mir lästige Lauscher nah,
Gespitzter Ohren Neubegier;
Dann sprech' ich leis: „Ne mourez pas;
Oh, je vous défends de mourir."

Und wenn du mir das Herz verbrennst,
So lache mir ins Angesicht,
Tu alles, was du „stark sein" nennst,
Du mein bezauberndes Gespenst —
Nur stirb mir nicht.

IV.

Nur: stirb mir nicht.

Bauerbissen

I.

In der Weihnacht geboren sein, wie ich: das ist eine Häufung.

Das ist, als ginge man „dreimal des Tags in die Komödie" — welche Redensart meine verstorbene Großmama, Frau Amalie Calé, recht gern gebraucht hat.

Eine zarte, feine Frau; trug beiderseits gerollte weiße Löckchen und sang zur Gitarre.

Drängten sich Genüsse, so nannte sie das „dreimal am Tag in die Komödie gehn". (Sie wußte, wenn sie von Genüssen sprach, nicht, daß ich Kritiker werden würde.)

II.

Häufung. Überfluß! . . . Auch Briefe von Leserinnen bekomm' ich nun schon, tonnenweis. Deshalb seh' ich manchmal so munter, selig und stolz aus, ja gewissermaßen glückswahnsinnig, übermütig,

ausgelassen und sozusagen frohbewegt, auch grenzenlos zufrieden, freudvoll, jubeldurchzittert und, wenn ich so sagen darf, hüpfend —; stets im Zusammenhang mit meinem Wiegentag und Geburtsfest in jener Lichtnacht.

Und weil ich trotzdem nicht gekreuzigt werde: sondern (immerhin!) bloß in freiwilligem Opfer (zwecks neuartiger Sichtbarmachung meiner Wesenheit) die Sünden der irdischen Dramatiker auf mich nahm durch Kennenlernen ihrer Stücke.

Hei, wieviel Briefe werd' ich diesmal wieder empfangen zu meinem Wiegentag in der Lichtnacht — (ein tiefes Mitleid faßt mich mit dem Postboten).

III.

Und doch — kleine Nachdenklichkeiten ziehn herauf. Die Zeit vergeht; die Zeit vergeht.

Weit in der Ferne liegt der „Kindelmarkt" in der schlesischen Stadt, wo man aufwuchs. Lebte man dort, man würde wahrscheinlich ihn vermaledeien. Doch weil man woanders lebt: so meldet sich die kleine Sehnsucht.

Questa è la vita.

Berlin ist schön, Berlin ist groß. Am schönsten zur Weihnachtszeit. Oft wünscht man sich weg aus dieser Stadt. Zwanzigmal im Jahre faßt man den Plan, nach Italien durchzubrennen.

Nach Florenz würden mich keine zehn Pferde ziehn, — ich bekenn' es offen, Leser. Ich habe dieses Nest im Magen.

Dagegen würd' ich gern mit dir, verrückter Musikante, zänkischer Freund, noch einmal nachts in einem Maultierkarren hinauf gen Fiesole fahren, aus der mondblauen Flußebene nach dieser Bergstadt, so vor Zeiten

Faesulae hieß. Auch noch einmal mit dir vom Apennin eine Pupille gen Vallombrosa schnellen; mit der Verpflichtung für uns beide, das Maul zu halten während des Aufstiegs.

IV.

Wenn es aber ganz toll über mich kommt, dann schrei' ich nach Rom, — worunter eigentlich Frascati zu verstehn ist; und er steigt in Berlins November auf, der Felsenort, schwebend über was rötlich und violett und grün Wogendem, worauf man hinuntersieht: ein festländisch Abendsonnenmeer, mit überirdischen Schatten, sterbendem Gestrahl; und man gießt frevelglücklich den Wein des Wirts Aemiliano Capillone hinunter (goldstrotzenden, wenn man von Otto Erich Hartleben einen Gruß ausgerichtet); und hinten liegt die große Blutstadt, Rom, an der letzten Grenze der Dämmerung, und hier oben führen die Frascataner Mädchen, zu zwölfen an den Händen gefaßt, ihre Augen spazieren. Freiheit! Freiheit! Freiheit!

V.

Aber man kann jetzt nicht fort von Berlin. Ach, zwar träumt man das einmal erlebte Glück wieder. Doch wenn, wenn, wenn man fort könnte, das Glück währte nicht lang.

Du selbst, Musikante, warst in Faesulae so wurschtig gegen die hesperische Natur. Schienst immer zu sagen: Ja, ja, sehr hübsch, ... aber wenn ich Geld hätte; — sehr lieblich ... aber wenn ich einen Verleger fände; — höchst pittoresk ... aber wenn ich fort könnte von Frau und Kind; — wahrhaft anmutig ... aber kein Mensch singt meine Lieder.

Auch bei unsereinem würde das Glück sechs Wochen dauern. Dann würde man seine Geliebte verlassen; eine

neue suchen; Frascati links über die Schulter ansehn ... und nach Berlin jagen; die Natur von sich stoßen ... und Dramen ersehnen; den Tiber hassen ... um die Panke zu lieben.

Und ihr sagt, das perpetuum mobile sei nicht erfunden!

(Bisweilen auch wird man von blödsinnigem Verlangen erfaßt nach der Stadt Paris — ich spreche jetzt von ihr nicht ...)

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber einmal im Jahr will ich mit keinem andren Orte tauschen, wenn ich in Berlin bin. Zu Weihnachten.

Nicht mit Hamburg, nicht mit Pisa, nicht mit Kottbus. Nicht mit Honfleur sur mer, Departement Calvados, nicht mit Ajaccio, nicht mit Alt-Treptow a. d. Tollense, Kreis Demmin, Regierungsbezirk Stettin.

Sondern zwischen der Potsdamer Brücke, dem Brandenburger Tor, dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz, der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, der Friedrichstraße, der Siegesallee fühlt man sich einen Tag, trotzdem, fast heimisch.

Es feiert sich das deutscheste der Feste wohl am komfortabelsten in dieser Hauptstadt.

VII.

Kurz, gar nichts wäre auszusetzen, — wenn es auch Bauerbissen gäb' und Mohnklöße. Es gibt sie nicht. Jetzo kriecht heimlich die Erinnerung empor an den schlesischen Kindelmarkt. Oh, wie liegst du weit!

Bauerbissen, erdrüchigster aller Pfefferkuchen, den man in Schlesien für einen Sechser pfundweise fröhlich aß, er läßt sich nicht aus der Erde stampfen. Verschol-

len sind die Tage, wo die Kinnbacken schmerzten, vom vielen Kauen des frischen, weichen Zeugs. Bauerbissen, du lächelst aus der Geisterwelt; dich neigend; einsam schwindend. Bauerbissen, du Vergänglichkeit. Nie kann ich dich wieder so fressen (es muß heraus, das Wort) wie einst im Dezember.

(Bauerbissen, was in Berlin unter dem Namen verschleißt wird, ist altes Leder. Zähne bricht man sich aus. Nach Wichse schmeckt es.)

VIII.

Und auch ihr, meine lieben Mohnklöße, seid eine Schwermut: wie versunkene Kränze. Semmel in Wasser mit schwarzem Mohn und Vanille: darin liegt's! Hier aber nennt man euch — uäh, uäh! — Mohnpielen. Uäh, das ist eine gemengte Speise von süßlichem Rosenwasser, mit kleinen, glitschigen Würfelchen und weißem, fadem Mohn; schmeckt nach nichts.

Uäh, uäh!

Steigt empor, wahre Mohnklöße der bittersüßen und vergehenden Jugend; heut um das dreißigste Jahr. Schlesiens Mohnklöße.

IX.

Das Leben ist ernst; man ward ein Kritiker (und erinnert sich fast mit Ironie an die süße, gütige, feine Großmama). Man ward ein Schriftsteller; der Kindelmarkt liegt weit.

Nichten wachsen heran, unvermählt ist man ja gottseidank noch, und hat neulich einen Puppenwagen besorgt. „Ist es für Ihre Kleine?" fragt mich das Ekel im Geschäft.

Töchter mit halbmeterhohem Puppenwagen traut man mir schon zu. Ekel, infames, dämliches, miserables, schieches.

X.

Schade, daß man bloß einmal lebt. Schade, daß man bloß einmal um Dreißig ist.

Schade, daß manchmal ein Wink aus dem Dunkel dräut.

XI.

Nun, ich bin jetzt im Anfang des Sommers.

Um das dreißigste Jahr

I.

Seit meiner letzten Niederschrift ist es Frühling geworden. Vor neun Tagen, am 21. März, abermals Frühlings-Anfang. Doch etwas ist verändert.

Am zwölften März starb mein Vater.

II.

König David glaubte, vor drei Jahrtausenden, an Gott und sang zur Harfe: Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen; daß alle Tiere auf dem Felde trinken und das Wild seinen Durst lösche; an denselben sitzen die Vögel des Himmels und singen unter den Zweigen.

Der König David ist tot, seine Knochen sind zerfallen, sein Stern ist zerfallen. Der Frühling kehrt wieder, seine Gloria wird grüßen und leuchten. Die Erde wird auch diesmal Gräser tragen, und es werden Frühlingsblumen wachsen. Die Zeit geht ihren Gang.

Doch etwas ist verändert.

III.

... Deutschland war jetzt von einer merkwürdigen „lex Heinze" wie von einem dummen Traum beängstigt. Wilhelms Mannschaft hatte die Absicht, den von einem

Zuhälter begangenen Mißgriff am geschriebenen Wort seines Volkes, dessen komischster Obmann er ist, zu sühnen.

Welches Glück, daß es mit dieser lex nicht ging.

IV.

Wir leben in Deutschland jetzt in einer Ära der gehäuften Glücksfälle ... Es kam ein Volksschulgesetz, das ist abgewehrt. Es kam ein Umsturzgesetz, das ist abgewehrt. Es kam dies Heinzegesetz, auch das ist abgewehrt. O Glück, o gehäufter Segen. Wir können uns gar nicht mehr retten vor Schicksalsgunst, und das Land muß aufblühen, wenn es noch öfter mit Anspannung letzter Kräfte die Schlingen abstreift, die man ihm um die Kindergurgel legt.

Dies Abstreifen ist ja die wesentlichste politische Arbeit unsres Volkes — seit zehn Jahren.

Wir jubeln nicht über errungenen Nutzen: wir jubeln über vermiedene Schäden.

V.

Die Zeit geht ihren Gang. Wollen sehn, was sie bringt. Für mich ist etwas ... verändert.

Mit der Mama nach Venedig gereist. Dann mit ihr nach Brüssel und Holland.

Mit Annchen und Mama wieder in Venedig.

VI.

Mir scheint: erst jetzt ist die Knabenzeit aus ... um das dreißigste Jahr.

Ich will sammeln, was ich bisher im abgestempelten „Beruf" schrieb — und es vor die Welt legen.

(Als ein Wächter am Tor des deutschen Dramas? Nein. Als ein Satzbildner.)

VII.

Die Knabenzeit ist aus.

Irrtümer mit ihr. Doch ich hoffe, hoffe, hoffe: die Irrtümer nicht für ewig.

VIII.

„Es sei wie es wolle, — es war doch so schön!"

(Hier endet der letzte Zyklus.)

NACH DEM DREISSIGSTEN JAHR

Garten

I.

Endlich ist man wieder in seinem Garten, jetzo draußen vor der Stadt, nach dem Grunewald hin, und läßt sich, nur mit einer Badehose versehn, von der Sonne bescheinen.

Sie dringt hier durch die Weinblätter-Wildnis, welche den luftbadenden Körper nach der einen Seite vor Blicken schützt . . .

Berlinische Sonne. Mir ist, als strahlte sie Sand aus.

Keinen salzigen Sand von Fluthauch umfrischt: sondern einen unbemittelten, anständigen Sand, der sich so durchhungert . . .

Ich bin ein Mittelmeermensch. Nach dreitausend Jahren immer noch.

II.

Es blühen aber Magnolien und Begonien; die ersten Knospen meiner Rosenstöcke (mehr als hundert sind es) brechen durch — und Gras glitzert, wenn der von mir bestellte Hüter nachmittags um sechs den Schlauch darauf hißt . . .

Rosen in Berlin. Sie duften am Mittelmeer nicht schöner. Aber die Weinbeeren?

III.

Ich pflege die kleinen blauschwarzen Weinbeeren meines Gartens Besuchern vorzusetzen.

Die gehn dann schnell.

Der „Seeger"

I.

... Drama von Hauptmann, Nachtsitzung mit guten Freunden, Atzung nach dem Theater, diese mit was Dunkelrotem oder Perlendem beträuft. Morgens oft Arbeit, hitziges Indiestadtjagen, Auto wartet auf Anruf schon vor der Tür, dann ein Mittagmahl, Besorgungen, Einladungen, Verabredungen.

Zwischendurch immer freiwillig-härtestes Arbeiten; bisweilen wie schwebend im Fluge.

Jetzt kommt ein Dramatiker, Jüngling, setzt sich in das arabische Zimmer, nicht weit von den Seehunden, liest Jamben, Aufruhrworte, Schmähungen, Himmelsbrände, Todesstimmungen, Untergänge, Flüche.

Ihm gegenüber; gerädert, erschlagen — kann doch nicht ausreißen.

II.

Das Leben verfliegt, fünf Stunden war er da; man hat kaum Zeit, vor dem Schlafengehn etwas noch für eignes Wohlgefühl zu tun: indem man etwan eine alte schlesische Bauernuhr an der Wand des schlesischen Bauernzimmers in Gang bringt und, während die Mitternacht schon näher zieht, auf das Zifferblatt starrt, wo die Zahl 1712 in schwarzen Buchstaben an den kurzen Aufenthalt alles dessen, was Mensch ist, hier unten mahnt.

Menschen sind früh tot. Könnte man so lang wenigstens dauern wie ein Ding.

III.

Meine Uhr schlug Schlesiern, als ihr Land österreichisch war. Sie schlug heimgegangenen Seelen im Waldenburgischen, im Glätzischen, bevor der alte Fritz, einstens der junge Fritz, mit Kriegen durch die Welt rumorte; nun schlägt sie hier in der Hauptstadt des Reiches; mir. In dem still mit heimischen Raritäten besetzten Speisestübel einer andren Zeit — alle Stunden ist es, als wenn ein kleiner Mann sich aufrichtet und an ein Sektglas schlägt. Diesen Ton haben von meinen schlesischen Landsleuten nicht ganz wenige gehört — deren Nachlaß sozusagen heut ein paar Kalkreste sind.

IV.

Verfallen sind ihre Schränke (nur aus der späteren Zeit besitz' ich noch drei Stück, einen Brotschrank, einen Brautschrank und einen Tellerschrank) — zerfallen sind ihre Bänke, ihre Schemel, ihre Tische, mit denen modische Bauerngeschlechter töricht ihre breiten Öfen geheizt, weil sie nach städtischer Form gestrebt: jedoch der „Seeger" ist geblieben.

Seeger nennen sie die Uhr. Ist eine verderbte Form für „Zeiger" . . . Nach dem Zeiger nennen sie den ganzen Gegenstand. Und der hier mit seinen Sektglastönen ist „a sehr a scheener Seeger", das will ich meinen.

V.

Zwischen den Bauernschränken, den Heiligenbildern, dem Spinnrad und hundertjährigen bunten Robinson-Wandbildern, neun Stück, auf denen man sieht, wie Robinson Crusoe auszog, wie er den schwarzen Freytag rettet und wie er heimkehrt — zwischen diesen Dingen und über den Bänken und Schemeln tickt der Seeger von 1712.

Die Schlesier ahnen kaum, daß ihre schlichte Ausdruckweise hier merkwürdig mit der französischen Hand in Hand geht. Als mein Onkel neulich die Uhr sah (er heißt mehrstens Tine, oder manchmal nenn' ich ihn Busch, wegen holder Haarwildnis, er besuchte mich, um einen Spaziergang zu machen), sprach er:

„Das ist ganz wie im Französischen. Montrer heißt zeigen, deshalb sagen die Franzosen la montre für den Zeiger — und sie benennen danach die ganze Uhr." (Mein Onkel spricht, nach längerer Bekanntschaft mit mir, die Sprache der Gallier wie Öl — obschon er nur eine Briefträgerstochter ist.)

VI.

Und als er ausgeredet hatte, begann der liebe, rüstige Herr Seeger an sein Sektglas zu klopfen . . . und sagte dabei unhörbar, diesmal jedoch auf lateinisch: hora ruit, was zu deutsch heißt: die Stunde eilt von hinnen.

Ich habe das deutlich gehört, und sah auf meinen Onkel, welcher (seinerseits) unbeweglich auf den Perpendikel sah.

VII.

Herr Seeger ist sehr auf dem Posten; im Jahre 2050 wird sich mancher noch an seiner Rüstigkeit freuen. Mein Onkel nicht. Ich nicht. Auch keiner von den frühesten Lesern dieses Tagebuchs. Das steht fest.

VIII.

(Schade!)

Junggesellen-Flucht

I.

Ich bin Junggesell . . . und lese von der Flucht oder heimlichen Abreise des alten Tolstoi — weg von den Seinen.

Ist es im Grunde so merkwürdig?

Ach nein; etwas von der Neigung dieses alten Mannes (der in seinen Männerjahren machtvoll war als Dichter des Lebens mit Schuld und Glück, mit Glanz und Gier und Vielfältigkeit und Rausch, — um dann im Greisenalter nur ein Religionsstifter zu sein, vielmehr ein Auffrischer von alten Religionsideen): etwas von dieser Fluchtneigung, steckt in jedem von uns, die wir Junggesellen sind.

II.

Ich sage mir:

Ein Mensch, der allein lebt, wird sich letzte Fragen häufiger stellen als einer, dem Frau und Kinder mit liebenswürdiger Unruh' die grüblerische Zeit kürzen.

Es ist natürlich, daß auch ein Vermählt-Betagter, dessen Gewissensdrang ihn über das Alltagsleben hinaus gewiesen hat — daß er sich solche Fragen mit einem Eifer vorlegt, der steigt, je näher der Tod zu erwarten ist.

Und natürlich will er bei diesem Nachdenken nicht gestört: er will allein sein... Die Familie, namentlich die Gattin, die suchen ihm das Leben durch gütige Sorglichkeit ertragbar zu machen, — aber sie hindern ihn, an das Wichtigste zu denken, das bald über ihn hereinbrechen wird. Das ihm jetzt Hauptsache scheint. Liebe, Familienzerstreuungen kennt er; hat sie ein Leben hindurch gehabt, sie besitzen ihr Gutes; schön — aber jetzt wirken sie störend, weil sie durch Ablenken, durch Geschäftigkeit, durch das Unterbrechen heilig-erwartungsvoller Stille den großen Augenblick verkleinern, den jeder (in der Wirklichkeit; nicht in der Vorstellung) nur einmal erlebt.

III.

Tolstoi ist ein ganz alter Mann . . .

Wir Jüngeren haben noch die Zerstreuung, einen Ruhm begründen zu müssen, Liebesgeschichten durchzumachen, gelegentlich Widersacher zu verhauen, neue Länder kennenzulernen, neue Weine zu trinken, neue Tabake zu rauchen, unsagbar herrliche Segelfahrten zu machen, und wasweißich, — aber ein sieches Gebein hat einstens alles hinter sich; den Ruhm kennt man; von Liebeserfolgen wird man gesättigt sein; das Glück heranwachsender Töchter und Söhne sagt nichts Neues mehr; und auch manchen Tabak wird man gekostet haben. Guten Schnaps, schlechten Schnaps — der Unterschied scheint hernach nicht mehr so groß wie Ihnen, Mitmensch, und mir; das alles liegt hinter einem. Was?

Doch man muß über Achtzig sein . . . Vorher nicht.

IV.

An Ähnliches hat also gewiß der alte Mann in Jasnaja Poljana mit der letzten Innigkeit seiner Seele gedacht.

Die Gattin ist sehr lieb und gut, aber sie weiß nicht, worauf es ankommt... Es gibt ein Stück von der Ebner-Eschenbach, darin beklagt sich ein Mann über allzu großes Maß an Liebe: seine Frau hegt so viel zarte Aufmerksamkeit für ihn, so viel Hingebung, so viel Anhänglichkeit — daß ihm das Leben zur Hölle wird . . . Auch Bismarck soll zu seiner Frau manchmal gesagt haben: „Gib mir 'n Kuß und mach', daß du rauskommst" — er sagte das natürlich „im Scherz", doch war's im Ernst gemeint . . . Für Tolstoi scheinen auch besonderliche Fragen in Betracht gekommen zu sein, wobei die Gattin das Recht der Frau vertrat: prak-

tischen Sinn zu hegen mit dem Blick für das Naheliegende; und alles, was ihr nicht alltäglich scheint, zu hassen . . . Gewiß.

Vorwürfe soll sie ihm gemacht haben, daß er kein Honorar mehr von Verlegern annahm; sie wird ihm auch gesagt haben: „Ich bitte dich, Leoschku, warum gehst du immer in diesem Bauernkittel herum?!" Sie wird zuletzt Angst gekriegt haben, daß er den Besitz ihrer Kinder verschenken könne . . .

V.

Doch . . . wenn selbst alles das nicht der Fall war, wird sie ihn gestört haben — beim Nachdenken über die bevorstehende große Stille; beim Erwarten des Nirwana . . . oder der Auferstehung, je nach dem Standpunkt, welchen der Russengreis hat.

Sie wird ihm oft gesagt haben: „Ich bitte dich, Leoschku, grüble nicht so viel, iß und trink und geh spazieren, — außerdem bitten dich der Geiger Fidelinsky und die Pianistin Tastoschlagskowskaja, du möchtest dich mit ihnen photographieren lassen; es kann so viel nützen, wenn das Bild in illustrierten Blättern verbreitet wird!"

VI.

Leoschku aber wollte nicht mehr photographiert werden: sondern der Ewigkeit ins Auge sehn.

VII.

Und als der irdische Sinn der praktischen Gefährtin samt ihrer gütigen Beschränktheit über das Mögliche hinauswuchs, ist er von hinnen geflohn. Ungestört sein! Den großen Augenblick erwarten.

VIII.

Hat nicht Goethe gesagt: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear" — ? Mag stimmen.

Ich glaube vielmehr: Ein echter Mensch ist stets ein Junggesell.

Affenbegrübelnder Junggesell

I.

Gestern sah ich Menschenaffen. In Menschengröße. Sind aus dem Sonnenland nach Berlin verschickt; somit an den Nordpol.

Ihre finsteren Gesichter zeigen fast einen klagenden Ausdruck.

II.

Menschenaffen . . . ja, etwa so groß wie Menschen. Ihre Muskeln machen den Eindruck, als wären sie menschlichen Muskeln überlegen.

Schwarze Vettern — sehn ein bißchen wie Neger aus. Der Unterschied zwischen einem Buschmann, jenem inneraustralischen Stamm, der sich durch geistige Zurückgebliebenheit auszeichnet, und ihnen wird allzu groß nicht sein . . . Liebe Welt, vielleicht steht der Buschmann dem Menschenaffen näher, als der Mensch, wenn er mit allen Hunden dieser verhältnismäßig hohen Erdentwicklung gehetzt ist, dem Buschmann steht.

III.

Verhältnismäßig hoch ? Ich weiß nicht genau . . . Das Bestürzende beim Anblick dieser Düsteren: wenn sie gewissermaßen als behaarte Nigger zweckmäßig handeln — und einigermaßen bürgerlich herumhumpeln; da kommt man in Versuchung, „Sie" zu sagen . . .

Der Anblick ihrer Existenz erzeugt eine gewisse Peinlichkeit. Bei einer bestimmten Körpergröße.

Ja: Betroffenheit.

IV.

Hunde, Vögel, Ziegen, andres Getier haust noch im Freien; die Känguruhs und Kasuare erfreuen sich einer angenehmen Beheizung ... aber die fünf Affen frösteln, frösteln, frösteln immer noch.

Ladungen von Stroh sind in ihren Käfig gebracht, in ihre große, hohe Behausung — damit sie sich einhüllen. Das tun sie.

Wie die langen Arme der melancholischen schwarzen Baummenschen das Stroh zweckmäßig zusammenraffen, einen Wall daraus um sich bauen! Der Spätnachmittag dämmert empor, sie wollen schlafen gehn ... es wird dunkler in dem einsam stehenden Haus, das vom Kältesturm umprustet ist. Schlafen gehn!

V.

Etliche haben Schlafkästen in der Höhe. Einer der Vettern steigt hinauf, nimmt reichlich Stroh mit und macht sich's bequem.

Lauter zweckmäßige Bewegungen, wie sie ein Schlafwagenreisender vollführt. Durch die offene Seite des Hüttenkastens könnte noch Luft kommen? er holt mehr Stroh — baut an dieser offenen Seite still eine Art Schutzwand; jetzt kann es nicht mehr ziehn. Aber nein, das Lager ist noch nicht gemütlich genug ... er steigt hinab, nimmt behutsam eine Decke, holt sie hinauf, mummelt sich ein.

Man verstummt.

VI.

In dem gegenüberliegenden Kasten sitzt ein andres Geschöpf, nun in der halben Dunkelheit vollkommen

menschenähnlich, und macht sein Lager ebenso zurecht — wie ein müder, etwas kälte-empfindlicher Wanderer.

Schon will er einschlafen, aber noch vergaß er was; er verläßt zu diesem Zweck die Hütte nochmals . . . und legt sich dann wie ein Mensch zur Ruhe nieder. (Ich denke zwischendurch einen Augenblick: jetzt wird er den Schaffner fragen: „Wann ist der Zug in Kapstadt? — und kann ich morgens Tee haben?")

VII.

Melancholisch ist alles das . . . Unter dem oberen Bett hat sich einer der behaarten Neger den Schlafplatz ohne Hütte zurechtgemacht. Wie ein Maurerpolier geht der Bursche vor. Er hält Umschau, was am tauglichsten wäre, holt hernach die entsprechenden Garben Stroh, stellt sie so auf, daß sie einen sitzenden Mann völlig umschließen; dann breitet er die Büschel mit den Händen nach der Mitte zu, so daß der Raum für den Sitzenden dort immer dichter geschlossen wird. Ganz zweckmäßig . . .

Jetzt stört ihn bloß noch eins: an der Glasscheibe, hinter der etliche Zuschauer stehn, ist der Schlafwall nicht hoch genug. Machen ihn Blicke nervös? oder glaubt er, daß es von dorther zieht? Jedenfalls faßt er einen Entschluß — und baut um. Von dem langen Arm senkt der Haarneger die Hand im rechten Winkel, greift neue Strohgarben, schiebt sie zwischen die Zuschauer und sich. Dann nimmt er eine Decke, zieht sie über den Kopf, macht im Liegen einen Versuch, ob so die Luft genügend abgesperrt ist. Mit dem Ergebnis ist der Vormensch unzufrieden, probiert es nochmals mit der Decke, zieht die Garben enger an sich, bedeckt sich zum Schluß höchst zweckhaft mit dem Tuch, daß

es wie ein Dach über seinen Augen ist ... und schläft nun ein.

Ein ferner Vetter, etwas zurückgeblieben, ging zur Ruh'; müder Wanderer — der am Nordpol zu kampieren hat.

Was mag er denken?

VIII.

Er sagt sich wohl, was wir Menschen uns beim Betrachten des eigenen Schicksals auch sagen, nämlich: „Was ist nur der Zweck aller dieser Dinge? Keine Ahnung! ... ich halt' still!" Das dämmert ihm.

IX.

Das dämmert mir.

Unweltlicher Junggesell

I.

Ich werde die Melancholie, von den Affen her, nicht los.

II.

Widerfährt so was einem weltlichen Menschen? Daß man immer ihre Augen vor sich sieht? Bruderaugen?

Aber ist man denn ein weltlicher Mensch? Bei der Begegnung mit einem britischen Priester wurde mir klar: der Junggesell ist kein weltlicher Mensch. Er ist kein weltlicher Mensch — in Ewigkeit.

Es war also neulich auf dem Schiff, als ich, im Westen von Afrika, heimfuhr zum Grunewald. Ich sah auf Deck, nein: es war im Rauchsalon, einen merkwürdig uniformierten Reverend; graues Haupt, Ende der Fünfzig. Er trug an den Beinen schwarze Gamaschen und auf der Brust ein Kreuz von edlem Erz. Ich ließ ihn seines Weges ziehn.

Am Abend aber stand er auf und setzte sich zu mir. Er fing ein harmloses Gespräch an, wozu auf Schiffen das bevorstehende Wetter in der Nacht immer leichten Anlaß gibt. Aber der tiefere Grund war die Ahnung, daß hier ein . . . wenn auch nicht Fachgenosse, so doch der Inhaber eines verwandten Berufs zu finden sei. Denn ein Pfaff' ist kein weltlicher Mensch — und sind wir Künstler weltliche Menschen?

Wenn wir des Abends den Frack anziehn und irgendwohin fahren, wo Lichter und Frauen sind, haben wir doch den ganzen Tag als Einsiedler gehaust; von dieser Unweltlichkeit bleiben Spuren zurück, die einem Bischof als Verwandtschaftsmerkmale vorkommen . . .

Das wird es sein.

III.

Der Bischof von Sankt Helena war ein sehr resigniert-freundlicher Mann, mit einem leichten Zug von ungestillter . . . Sehnsucht; und sie kam als leis merkliche Neugier heraus.

Sobald ich verstanden hatte, was er mit dem Worte: „Szent Iliiiihne", wie er es aussprach, meinte, war aber ich der Neugierigere.

Ich fragte nach allen Einzelheiten, die auf den Bonaparte Bezug hatten; er mußte davon erzählen. Ich bestellte mir eine Flasche Stout, er bestellte sich (ich hätte das nie gedacht) mit ruhig milder Stimme „whisky soda"; und er trank diesen Alkohol in nachdenklicher Verfassung.

IV.

Die Topographie von Sankt Helena wurde lebendig in seiner schlichten Darstellung; er freute sich, daß ich sogar nach Sonderpunkten fragte wie nach der Woh-

nung des Wächters, des gut britischen, doch ruhmlosen Hudson Lowe.

Wie er selbst mit seinen Gefühlen zum Napoleon stand,das blieb in der zweiten Reihe... Der Hauptpunkt seines Erzählens war sachliche Schilderung. Er schien den Imperator weder zu verehren noch zu verabscheuen, sondern sein Standpunkt war ungefähr: „Oh, welche merkwürdige Episode die Menschen doch damals aufgeführt haben —, mit tiefer Nachdenklichkeit seh' ich auf ihr Treiben."

Ein andrer Brite, gleichfalls von Sankt Helena gekommen, sagte mir klipp und klar: „Oh yes, ich bewundre Napoleon, aber ich liebe ihn mehr tot als lebendig."

V.

Von dieser Stellung zeigte der Bischof nichts. Er schüttelte nur leis das Haupt über ein kurioses, wenn auch ernstes Kapitel der menschlichen Irrtümer ... Und ich fragte mich wiederum, ob wir Künstler nicht ähnlich zu solchen Vorgängen stehn, — so unähnlich im ganzen meine Anschauungen denen des Priesters wahrlich sind.

Ich sah ihn an und dachte: „Wir Nichtweltlichen..."

VI.

Auf Deck rannten die britischen Gefängniswärter des totgeratterten Korsen zur Hygiene auf und nieder, auf und nieder.

Ihre Frauen lachten harmlos wie die Kinderchen.

Während er einen Schluck Whisky sog, nahm ich einen Zug von dem schwarzen Bier.

Weltlicher Junggesell

I.

In Deutschland erscheint jeder ein bißchen verdächtig, der in Gesellschaft geht. In Deutschland keinen Frack haben, ist Sprungbrett zur Tiefe.

Am liebsten soll man, wenn einer was leistet, wie ein Mythus abseits lebdämmern.

II.

Hat aber nicht Manet gesagt: „Beim Malen geb' ich mir soviel Mühe, damit abends die Damen in Gesellschaft äußern: da kommt der berühmte Maler" — ?

III.

Ich will Gesellschaftsverkehr nicht als Muß für einen Dichter ansehn ... Ich glaube: daß Zersplitterung, Verzettelung und Kompromißlerei leicht jemandem erwachsen kann, der in dieser abendlichen Welt aufgeht.

Aber man soll nicht aufgehn darin! Es soll Erdbewohnern, deren Sinne zeitweilig etwas Glanz, etwas Leichtsinniges, Verwehendes und Schwindsames gern haben, nicht am inneren Wert abgezogen sein, wenn sie um elf unter Menschen sind.

Was macht man am Tag? Man ist einsam wie ein Barbar, geht spazieren, arbeitet mit ganzer Seele, spielt Klavier, öffnet nicht, wenn es klingelt, wirft im Vorübergehen einen schiefen Blick auf zwanzig unbeantwortete Briefe, liest wieder und arbeitet ... Ist es nicht das Selbstverständlichste von der Welt, daß man um die Stunde, wo das Haustor geschlossen wird, manchmal auch früher, sich umzieht, in einen Wagen steigt, nach fünfzehn Minuten mit leuchtend-erregten Menschen spricht, die solche Zusammenkünfte trügerisch als Da-

seinsgipfel voll seliger Verheißung empfinden —, die für eine abendlich kurze Frist das Herz des Lebens stärker schlagen fühlen. Stärker? Nein. Glücklicher, heiterer seltsamer. Weil niemand weiß, welche Augen man in einer Viertelstunde treffen wird.

IV.

Und diese Menschen, die jemand in einer gesteigert-flimmernden Sphäre streift —: die sind in der Erinnerung kaum wirkliche Wesen; sie ziehn durch das Gedächtnis wie Gestalten aus einer Nebelwelt; ihre Worte hallen nach ... aus der Ferne gesprochen.

V.

Ich begreife jeden Kerl, der sein Dasein nicht gern in der Askese verfließen läßt; der nicht bloß an der Lippe nagend Zwecke, Zwecke, Zwecke verfolgt: sondern im Sommer und im Frühling zwecklos zu atmen versteht, zwecklos über Meere fährt, zwecklos an den Ufern eines deutschen Flusses in der Julidämmerung steht ... und zwecklos im Herbst zwischen Sanssouci und Havelinseln sich von der fliegenden Luft noch einmal durchschauern läßt.

Schön. Aber im Januar: die Fahrt zu erleuchteten Häusern ... Mit etwas Erinnerung am nächsten Tag: wenn man wieder Musik macht, arbeitet, spazieren geht, liest, nach unbeantworteten Briefen guckt, Sätze träumt und einsam wie ein Barbar ist. (Es ist aber so schön, einsam wie ein Barbar zu sein.)

VI.

(Nachschrift. — Sind eigentlich Barbaren einsam?)

Der feine Ton, oder: das samowar vivre

(Winke für den Weltmann)

1. Trink bei Tisch die Fingerschale nicht zu hastig aus — und laß die Zitrone drin.

2. Fasse Lachsbrötchen bei Tees nicht seitlich an, sondern mit Zeigefinger und Mittelfinger von oben. Schüttle dann einer Dame die Hand.

3. Lege deinen Hut auf den Eßtisch mit der Öffnung nach unten — wenn dir warm war.

4. Ziehe bei Tisch einen Zahnstocher heraus und entferne mit Ruhe, was dich stört. Nur im Notfall nimm ein Streichholz.

5. Brauche für die Soße nie das Obstmesser, sondern das größere.

6. Fülle dein Weinglas zuerst, und nur wenig über den Rand. Frage darauf die Nachbarin, ob sie was trinken will. Reiche dann die Flasche langsam an ihrem Gesicht vorbei dem nächsten Herrn.

7. Sage, wenn du mit einer Auster nicht fertig wirst: „In England ißt man sie mit dem Bart."

8. Krebsscheren zerbeiße. Halte dann die Hand vor und recke den kleinen Finger graziös nach oben, wenn du die Schalen auf den Teller spuckst.

9. Von herumgereichten Weißbrötchen nimm eins, knacke es mit den Fingern und wähle dann lieber ein andres.

10. Sei überzeugt, daß der schwer zu lösende Innenteil eines Hummers auf die Tischblumen gehört, nicht auf die Deckenlampe.

11. Gib dem Tischgespräch eine persönliche Note. Sprich von deinem eingewachsenen Fußnagel. Oder von der Straßenbahnlinie „16" mit dem Umsteiger.

12. Sage zu einem Herrn: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle."

13. Tust du am kalten Büfett zum zweiten Male Salat auf den Teller, so bediene dich dazu deiner Gabel.

14. Daß du ein Auto hast, erwähne nur indirekt. („Unser armer Chauffeur friert gewiß.")

15. Iß die Suppe so, daß du Worte deiner Nachbarin immer noch hörst.

16. Sag' einer jüdischen Tischnachbarin sofort: „Mich stört das nicht, ich bin Philosemit."

17. Binde die Serviette so, daß sie ohne Zeitverlust aufzuknoten geht. Nie so fest, daß die Gesundheit leidet.

18. Hast du einen Gast, so nötige zum Essen mit der Begründung: „Es wird bis morgen doch schlecht."

19. Hilf einer Dame ins Auto stets am Popo mit wagrecht gehaltener Hand, die du dann aufwärts hebst.

20. Radiere nicht zu oft mit deinem Gummikragen, damit er seinen Glanz behält.

Der Sucher im Hotel

I.

Woran erkenn' ich ein gutes Hotel? (Glaubet nicht, daß es Affigkeit oder Geckentum sei, danach mit einem gewissen . . . Ernst zu fragen.) Wodurch unterscheidet sich ein edles, feinfühlsames Fremdenhaus von einem stumpferen? Wodurch ein erstes Hotel von einem allerersten?

Sechs Punkte sind es für mich. (Sechs . . . Wichtigkeiten.)

II.

Erstens: Der Henkel des Teekännchens beim Frühstück ist heiß, daß die Finger schmerzen? Dies Hotel

ist für mich erledigt. Es ist vielleicht ein erstes, nicht ein allererstes. Der Henkel, Mitmensch, hat isoliert zu sein, durch ein Beinplättchen — daß er nicht warm wird.

Zweitens: Das Bett steht so, daß man mit dem Gesicht nach dem Fenster sieht? Erledigt! Denn die Tiefe des Schlafes wird gemindert, wenn auch nur schwacher Lichtschein ins Auge dringt. (Der Fall bleibt sanfter zu beurteilen, wo Verdunkelung eine letzte Vollkommenheit erreicht hat.)

Drittens: Das Leintuch ist an der Bettdecke nicht angeknöpft, sondern lose draufgebreitet? Erledigt! Denn es wird sich verschieben — der Körper wird von der (nicht waschbaren) Wolldecke berührt... die gestern einen andren Körper berührt hat. Pfui! — — Freilich ist (nicht ohne „Trauer") festzustellen, daß in West- und Südeuropa noch berühmte Gasthäuser hohen Ranges nur das lose Leintuch kennen. Hach ja, ich sage!

Viertens: Das Innere des Nachttisches ist bloß aus Holz? Erledigt! Es müssen Glasplatten oder Gesteinplatten oder etwas Ähnliches oberhalb und unterhalb des Nachttopfs eingesetzt sein. Weil Holz anzieht.

Fünftens: ... Aber das Fünfte versteht sich beim guten Hotel von selber.

Sechstens: Die Frage bleibt, ob das Stubenmädel jung oder alt sein soll. Was ist besser für die Ruhe der Nerven? —

Man bedenke, wieviel Erregungen sowieso schon der Aufenthalt in einer fremden Stadt, in fremdem Betrieb mit sich bringt. Also da soll der Mensch nicht auch noch durch das hohe Alter des Zimmermädels geärgert, enttäuscht werden.

Es empfiehlt sich eine Junge.

Ein Schildpattkamm

I.

Ich wohne tief im Grunewald — seit wieviel Jahren schon! (Einziges Mittel, sich mit Berlin zu versöhnen: daß man außerhalb dieser Stadt wohnt.)

II.

Heut, am Freitag, wie immer spazieren gewandert, es trieft linder Regen, der Grunewald ist ein Warmhaus, alles dampft, man glaubt, eine Luft aus tropischer Urgegend zu atmen — und guckt sich um: ob keine Affen schaukeln, die mit Kokos werfen.

III.

Es war jedoch nur ein Schildpattkamm, von einem Sims geweht, und statt schelmischer Schimpansen bittet ein Stubenmädchen vom Fenster um Entschuldigung, den Frisiermantel noch über dem Arm. Aber bitte.

Aber bitte.

IV.

Der Regen in diesem Walde fällt weiter, der Boden dampft, der Mensch wandelt, die Drosseln flöten ... und man träumt von Urwäldern, in die man vor dem Tode bestimmt noch reisen muß.

Mit diesem Stubenmädchen?

Ohne Eurykleia

I.

Man fühlt (einsam in der großen Wohnung, von Klinglern verschont, den Körper nur mit einer lichten Badehose beschwert), man fühlt das Leben so voll, das

Walten der Sommernatur so stillgefestigt wie zu keiner andren Zeit; man schlendert in das Sonnenbad auf dem Balkon, arbeitet dort weiter, atmet, macht Kniebeugen, schwingt Hanteln, treibt Dschiu-Dschitsu — und sieht zwischen Nadelriesen, die das Haus überragen, gelegentlich eine Art Flimmern . . . indes der nahe Kuckuck ruft.

II.

Eurykleia, die Schaffnerin, zog ab. Aus Schlesien ist eine neue Eurykleia schon unterwegs.

Aber sie kam nicht.

Es ist ganz hübsch, auch mal allein zu leben — nach vielen Jahren ohne die Anwesenheit irgendeines zweiten Geschöpfes als Alleinherr durch sämtliche Räume zu schreiten, früh den Tee selber zu machen, den Briefkasten zu öffnen, zu pfeifen, Hugo Wolf mit einem so ungezwungenen Gefühlsausdruck am Klavier zu blöken wie niemals beim Walten einer Wirtschafterin.

Man hält Monologe, spricht mit ausgestopften Tieren, redet zu Bildern an der Wand, legt bei dem hochgeklettterten Celsius kein Gewicht mehr auf Hüllen — und genießt so erst wahrhaft einen Sommer.

III.

Das Glück manches Menschen, der von Hause her vielleicht kein Dachs ist, doch mitunter ein Dachs geworden sein kann, wenigstens vorübergehend, — das Glück eines solchen Menschen kann durch die nicht eingetroffene Schaffnerin rasch und kostenlos erhöht werden.

Der Mond scheint abends über die Bäume, die Weinranken klettern mit wilder Zudringlichkeit, alles überspinnend, näher und näher; vieles Gewesene lebt

stumm in der Wohnung, in den Zimmern und auf dem Söller, der zwischen Stämmen schwebt; die Grillen zirpen, ferne Padden quaken, Blätter rauschen, und abermals ein verschollener Kuckuck gibt auf die Frage: „Wie lange noch?“ von weither eine immerhin zuversichtliche Antwort.

IV.

Eurykleia, die neue Schaffnerin, ist unterwegs.

Unterschied einer und derselben Eurykleia

I.

Eine Beobachtung über menschliche Freiheit.

Wer ein Junggesell ist, stößt auf gar keinen Widerstand, falls das Mittagessen immer zwischen eins und sechs verlangt wird. Heute so, morgen so. Einer vollendeten Wirtschafterin scheint das noch Spaß zu machen.

In der Küche liegt sie mit freundlicher Gefaßtheit auf der Lauer; und wenn der Wunsch kommt: „Jetzt!“ so ist ein Rumpfstück mit Zubehör in fünfzehn Minuten fertig.

II.

Betätigt sich die Wirtschafterin jedoch in einer Familie: so verlangt sie Pünktlichkeit — Pünkt-lichkeieit!!

Am liebsten würde sie die Stunde für Aufstehn und Schlafengehn festsetzen. Mangelnde Minutengenauheit des Herrn oder sonst jemandes zieht einen strafenden Blick nach sich . . . (denk' ich mir).

III.

Worauf beruht alles das? Darauf: daß die Schaffnerin beim Junggesellen, wenn er morgens lange schläft,

möglicherweis gleichenfalls lange schlummert. Darauf: daß dem Junggesellen gemeinhin der Blick für Staub außer bei Besuchen abgeht, — was eine Vereinfachung des Wirtschaftsbetriebes nach sich zieht. Darauf: daß die Gesamtstimmung der Schaffnerin Eurykleia auch „so" besser ist. (Das wird es sein.)

Ja, noch das größte Wunder wird von ihr vollbracht: in der Wohnung gibt es den leisesten Küchengeruch nicht.

(Küchengeruch ist der Nagel zu meinem Sarg; vielmehr: der Knauf zu meiner Urne.)

IV.

In Familien riecht es nach der Küche, denk' ich mir.
Bei einer und derselben Eurykleia ... (denk' ich mir).

Betörung der Eurykleia

I.

Eine Heimkehr aus Holstein. Man öffnet Schränke — leer sind sie. Der Kleiderschrank ausgeräumt, der Stiefelschrank ausgeräumt, die sämtliche Wäsche fort. (Eine rote Brokatdecke, sie lag über einem alten Tisch, hat sich auch davongemacht.)

Was ist los, zum Donn .....!

Nach langem Hin und Her sickert etwas Wahrheit. Die Sachen sind — na was denn? raus mit der Sprache! Also die Sachen sind nicht hier. Das seh' ich, in drei Teufels Namen! aber wo sind sie?

II.

Nach Hängen und Würgen wird eine der Eurykleia befreundete Frau angeschuldigt, als welche (das alles trägt sich heut in Berlin zu) zaubern kann. Sie hat die

Sachen aber doch nicht weggezaubert, Himmel, Arm und Wolken!! Nein . . . Aber sie hat ihre Tochter jeden Tag hergeschickt — die Sachen sind dahin getragen, wo man „Geld 'für bekommt". Wo denn, was denn, wie denn? Nu, ganz im Osten, oder nein, nach dem Wedding zu, in eine Pfandleihe, ja, da sind sie hingebracht. Und die Scheine? Nu ja, die gibt's. Sofort holen! Hier. Sind das alle? Ach, nu alle sind es nicht. Her mit dem Rest!! Wieviel im ganzen? Nu, achtzehn im ganzen. Auch die Tischwäsche? die Bettwäsche? Nu ja. Auch die verschiedenen Lackstiefel, um die so eine zarte schwarze Florwatte gelegt war? Nu ja; die auch.

Eine Sekunde lang fühlt man die Versuchung, jemand zu zerknallen. Im nächsten Augenblick spricht innen eine Stimme: ruhig! sonst erfährst du nicht das Ganze! mit zurückhaltendem Ton weiter fragen! . . .

Aber mehr kommt nicht heraus. Es scheint die volle Wahrheit zu sein.

III.

Eine Gewissensfrage: Ist aus dem arabischen Zimmer was entwendet — von den Altertümern? Nein, wo man hindenke . . . das nehmen die dort nicht! Nein; alles in tadelloser Ordnung in diesem Zimmer, können sich selbst überzeugen.

Und was bedeutet das hier auf dem Schein — ein Damenrock? drei Nachtjacken, ein Büstenhalter, ein Kostüm, zwei Unterröcke, fünf Schürzen? Das alles findet sich mit meinen Stiefeln, Anzügen, Tischtüchern öfters gemeinsam auf einem Zettel? Nu ja . . . Dieses Kamel hat auch ihre eignen Sachen bis auf das letzte Wertstück der zaubernden Freundin geopfert.

IV.

Warum? Sie war der festen Meinung, daß ein Bräutigam, der sie vor dreizehn Jahren verlassen hat, von der Freundin hergezaubert werden kann, wozu diese, um mit Geistern „arbeiten" zu können, Geld haben muß.

Der Bräutigam ist in der Zwischenzeit angeblich so reich geworden, daß er alles ersetzt, — und bis der Herr selber zurückkommt, ist Rudolf längst da, hat alles beglichen.

Darauf ging dieses Kamel ein.

V.

Dieses Kamel.

VI.

In Berlin ist sie nicht geboren, sondern aus dem Osten Deutschlands an den Rhein gelangt, vom Rhein an die Spree. Sechs Jahre treuen Dienstes sprechen für sie. Sie würde für sich selber nie einen Pfennig nehmen — man könnte vor ihr, solang man in Berlin ist, jeden Geldbetrag liegen lassen.

Aber wenn man weg ist, beginnt jener Einfluß der Gaunerin vom Wedding: sie handelt besinnungslos. In dem stumpfen Gehirn dieser, wie man gerechterweise sagen muß, sonst mustergültig treuen Dienerin flackert nur ein einziger Wunsch übermächtig, alles andre verdrängend und ausschaltend: den damals davongelaufenen Bräutigam wiederzukriegen.

VII.

Ich frage sie, ob die Plumpheit dieses Schwindels ihr nicht eingeleuchtet hat. Ja, manchmal war sie sicher: das Weib schwindelte; dann aber kam immer der Gedanke: vielleicht doch!

Unter Tränen, wie menschliche Augen salzigere nie geweint, sprach sie schluchzend: Gelehrte Herren, na, die wissen ja gar nicht, daß es eben so was wie Besprechen, und so, doch gibt; auf dem Land, in der Provinz Posen, weiß jedes Kind, daß eine Kuh beim Viehdoktor krepiert, aber von einer alten Frau gerettet werden kann... Und wenn der Rudolf zehnmal bei einem Reserveregiment in der Nähe von Weißenburg stehn soll, ist es nicht gesagt, daß eine Frau mit, nu, extra Kräften ihn nicht herbringen kann, weil sie Beziehungen zu . . . na, eben zu so was hat, was Herrschaften leider nicht glauben. Es ist aber doch, doch, doch so!

VIII.

Dieses Kamel.

IX.

Das freche Weibsstück, von dem sie verführt ist, wird ihre Strafe kriegen (sie hat noch mehr auf dem Kerbholz); aber selbst wenn sie im Zuchthause sitzt, wird dieses treue — nur einmal untreue — Dromedar der festen Ansicht sein: daß die Gelehrten sich an ihr versündigt haben. Daß sie vergewaltigt worden ist. Daß man den Bräutigam, den entsprungenen, wirklich hätte herhexen können.

Es ist nichts zu wollen . . .

X.

Zwischendurch wird man immer von der Polizei angerufen — wegen der freundlichen Frau vom Wedding.

Mit der Wirtschafterin zur Polizei nach Berlin N gegangen; die Anzeige wider die Schuldige, Gattin eines Gasarbeiters und Kartenlegerin, zu erstatten. Das ist nicht so leicht. Die Beamten, als ein Protokoll auf-

genommen werden soll, setzen viele Hebel in Tätigkeit, um die Wirtschafterin zwar nicht einfach vom Erstatten der Anzeige abzubringen, aber doch die Anzeige lieber einem andren Polizeirevier zuzuschanzen . . . Da jedoch das Weibsstück in ihrem Bezirk wohnt, wich und wankt' ich nicht.

Wäre die Wirtschafterin ohne mich zur Polizei gegangen, sie hätte sich verschüchtert heimgetrollt — nie versucht, ihr Recht zu finden. So wurde weder gewankt noch gewichen.

„Die Dummen werden nicht alle", sprach der eine Kriminal beim Protokollaufnehmen mit bewunderndem Blick auf die Wirtschafterin, — als sie gestand, mehrere tausend Mark für das Heranzaubern geopfert zu haben.

XI.

Die Verbrecherin, das Weibsstück, sollte nun ins Loch. Aber was tat sie?

Sie „spottete" des Haftbefehls, den ein Staatsanwalt erließ; sie spottete ferner der von uniformierten und bürgerlich gekleideten Beamten ins Werk gesetzten Bestrebung, sie frühmorgens oder noch zur Nachtzeit in der Wohnung ihres Gasarbeiters zu greifen.

Frau Alma Klauske, so heißt die Verbrecherin, ging nach wie vor frei herum und auf neue Gemeinheit aus. Meine Fragen an die Polizei endeten mit dem Bescheid: nicht zu fassen.

(Aber wie heißt es im Wilhelm Tell? Wenn sich — und so weiter, ich kann jetzt nicht nachschlagen, da greift der Mensch zur Selbsthilfe: holt sich sein Recht.)

XII.

Unbeirrt nämlich und ungefaßt von den Vögten öffentlicher Ordnung machte das Weibsstück abermals

einen Vorstoß, pürschte sich heimlich an die noch immer betörte Wirtschafterin; das Ergebnis waren abermals: Berge neu versetzter Bettbezüge, Laken, Tischtücher, Mundtücher, Nachthemden nebst baumwollenen Unterhosen, Extra-Qualität ...

Bloß wider einen Junggesellen wagt man das.

XIII.

Da beschloß ich, eine Falle dem vom Gericht erfolglos gesuchten Weibsstück zu legen. (Wilhelm Tell.) Die Wirtschafterin schrieb (nach meinem Diktat) an die Verbrecherin, sie habe noch 86 Mark für das Vollenden der Zauberei zusammengebracht, die solle Frau Klauske morgen mittag zwölf Uhr vor dem Bahnhof Halensee abholen, aber dann auch wirklich den Bräutigam herbeizaubern.

Das Weibsstück, von den 86 Mark, einer wahrscheinlich klingenden, unabgerundeten Zahl, gelockt, ging auf den Leim. Sie kam vor den Bahnhof.

XIV.

Kaum daß sie mit der Wirtschafterin ein paar Worte sprach: da geschah es, was der Polizei nicht geglückt war. Ich stürzte (sagt man nicht „wie ein Habicht"? also wie ein Habicht) auf sie los, packte sie am Handgelenk, sprach kalt: „Sie sind verhaftet!!!" und winkte mit dem freien Arm einem Schutzmann.

Was ein Mensch nicht alles lernt!

Er brachte sie mit mir zur nächsten Wache.

Kein Bettlaken, kein Tischtuch, kein Unterzeug, kein Anzug ist ihrer hypnotischen Gewalt fürder preisgeliefert.

Der Vampyr sitzt! ...

XV.

Auf der Wache fand man gefälschte Banderolen bei ihr. Adressen von Opfern ebenso.

Nun wurde nach vier, fünf Polizeirevieren mit dem Fernsprecher geredet, überall stießen die Beamten einen brummenden Erleichterungsseufzerich aus, daß durch den Privatmann die Unholdin gepackt sei.

Zwei Tage darauf stand („polizeilicherseits") in den Blättern, daß nun endlich die, wie es wortgetreu hieß, „berüchtigte Schwindlerin Alma Klauske", die so viel arme Leute geschädigt, von ihrem wohlverdienten Schicksal ereilt worden ist.

Ich war das wohlverdiente Schicksal.

XVI.

Im Januar finden Zeugenvernehmungen statt — und ich, der ich vor mir selbst mich schon lange geschämt habe, daß ich noch niemals einen Fall von eigenhändiger Verhaftung durch mich erleben konnte, bin beruhigt, daß es endlich geschehn ist.

XVII.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Gerichtsverhandlung hat stattgefunden. Ein Schröpfkopf, oder soll ich sagen: Blutsauger, nein: Nachtmahr, unschädlich gemacht. Die Schwindlerin Alma Klauske, deren Verhaftung mir gelang, als die Polizei sie vergeblich suchte, hat für einen Teil ihrer Taten die Sühne.

Allen Beteiligten wird unerklärt bleiben, wie eine so kleine, unhübsche Person so starken Einfluß auf Menschen üben konnte, die sie völlig verwirrt hat.

Die eine der Geschädigten sagt, als ob sie über sich selbst und ihr Erliegen staunte: „Die ist ja man ne Handvoll — aber sie hypnotisiert die Leute."

Das scheint sie getan zu haben. Sie „guckte" die Opfer „so eigentümlich an". Die eine der Betörten, helle Berlinerin von jener ruhigen Sicherheit der Großstadtmenschen, dazu schon Ende Vierzig, hat offen bekundet: in ihren verbrecherischen Tagen schimmerten die Augensterne sehr dringend aus dem länglichen Raubtiergesicht.

Ha!

XVIII.

Jetzt, auf der Anklagebank, glich sie einer begossenen Ratte; sie war noch kleiner geschrumpft.

Eine Zeugin erklärte, daß sie zwar manchmal die Absicht hatte, Krach zu machen, sich deshalb in die Wohnung der Verbrecherin begab, daß es ihr aber nicht möglich war, ein Wort über die Lippen zu bringen, wenn die Klauske sie ansah . . .

Vor Gericht versagt jedoch ihre Blendkraft. Der Vorsitzende . . . In einem Brief, den sie aus dem Gefängnis an ihn schrieb, hatte das Ungetüm als Beweggrund für ihre Raubzüge die Not angegeben, — der Richter gab ihr rügsam zu verstehn, daß eine Frau, die sich täglich frisieren lasse (was eine gerupfte Frisörin bekundet hat), nicht Not gelitten haben könne.

O weiser und gerechter Richter! Sie hat keine gelitten.

XIX.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Fälle sind vorläufig abgeurteilt. Der Frau eines Rentners in der märkischen Stadt Sommerfeld hat sie durch Zauberei 6000 Mark abgenommen. Bei meiner Schaffnerin Eurykleia waren es immerhin, wie sich nun

herausstellte, 2500 Mark — ihr ganzer Besitz. Die frisierende Zeugin, der ein ehemals geliebter Mann herangezaubert werden sollte, war bloß mit 150 Mark beteilt.

Seltsam, wie die Angeklagte nun in einer Ecke der Bank in sich zusammenkroch; wie ein Stück Unglück sich in den Winkel klemmte, das Gesicht von den Zuhörern abgewandt; wie sie eine Zeitlang herumwirtschaftete, ohne sich Hemmungen aufzulegen; dann schrie, blökte, heulte, zeterte, hernach jedoch infolge zweckentsprechender Worte jenes Richters mucksmäuschenstumm blieb. Ha! hei!

XX.

Lebensschmerz der Schaffnerin Eurykleia war nicht nur der vor vierzehn Jahren schmählich verschwundene Bräutigam und Vater ihres Kindchens, sondern auch die bisher niemals gezahlten Gelder, zu denen ein deutsches Gericht ihn verurteilt hatte. Bei der Rentnersfrau dort aus dem märkischen Städtlein sprach die Sehnsucht, in eine bessere Gemütsverfassung zu kommen, das Leben mit froheren Augen anzusehn, sich von dem Zustand eines Menschen loszumachen, der, wie der Romanausdruck lautet, „am Leben leidet".

Nicht ohne menschlichen Anteil sah ich, wie eine dritte Zeugin, Fräulein an der Schwelle der Fünfzig, aus Scheu vor den Zuhörern, eng an die Richter trat, mit geflissentlich leisem Kehlkopf auf die Frage, ob ihr Derjenige-welcher untreu geworden, den stillen Bescheid gab, die „Beziehungen" hätten sich „gelöst . . ."

Ein Seelenmoment war es.

XXI.

Eurykleia, von der ich die größte Schüchternheit und Furchtsamkeit erwartet hatte, war von überraschendem Mut.

Fast verwegen; nachdem ihr vor der Verhandlung das Herz hinabgeschlüpft war. Keine Zuchthausstrafe, nicht einmal die lebenslängliche, war ihr genug.

Während einer Aussage sprang die jählings rächend Gewordene hinten von der Zeugenbank, sprach gottesfürchtig dazwischen, brachte neue Belastung wider das zusammengekauerte Scheusal.

Der Vorwand, aus Not gehandelt zu haben, wurde der Verbrecherin durch die Feststellung widerlegt: daß sie mit gleicher Erbarmungslosigkeit auch innerhalb ihrer Familie gewirtschaftet, — so daß der Mann einen Selbstmordversuch unternahm, weil sie das erschwindelte Geld mit einem Geliebten durchbrachte. Sie hielt sich an einen gewissen Richard Schumacher, groß, ländliches Aussehen, aus dem Ort Cheden an der Oder nach Berlin N gekommen. O Untier! gemeines. Du!

XXII.

Als der Ehemann, Ende Vierzig, in städtischen Gaswerken beschäftigt, erkannte, daß Richard Schumacher dauernd in seiner Wohnung (in einem abseits gelegenen Raum) untergebracht war: nahm er den Gasschlauch.

Wurde gerettet, kam jedoch an den Folgen ein Jahr ins Krankenheim.

Widerliche Verderbnis eines nordberlinischen Haushalts.

Gespräch der fünfzehnjährigen Tochter mit Alma Klauske. Die Fünfzehnjährige sagt: „Mutta, laß doch von Schumachern.“ Das Kind selber hat es erzählt; darauf habe die Mutter erwidert: „Nee, Lucychen, von Schumachern laß ick nich! Vater kann mir sonst was!“

Verderbnis.

XXIII.

Die Fünfzehnjährige, Lucychen, wickelt vorläufig Bonbons bei Stollwerk ein — hat aber sehr viel freie Zeit.

Es ist nicht sicher, wozu die benutzt wird. Äußerlich: Lumpen am Körper, jedoch das Haar wundervoll zurechtgemacht.

Wie so oft in Prozessen, ist nicht der Gegenstand des Verhandelten, hier der Betrug, die Hauptsache — sondern Begleitumstände, Begleitumstände; man bekommt Einblick, Einblick . . .

XXIV.

Das Weibsbild hat vor fremder Elternliebe nicht haltgemacht. Sie nahm armen Bahnwärtersleuten unter der Verheißung, den Sohn aus Rußland herzuzaubern, ihr einziges Besitztum, 1500 Mark, ab . . .

Der Amtsanwalt will drei Jahre Gefängnis für das Raubtier. Der Vorsitzende fragt, was sie dazu äußere.

Da kam der überraschende Augenblick des Prozesses — sie rief, wie mit plötzlicher Sinneswendung und einem inneren Ruck:

„Ich hab's verdient!" . . .

Zwei Jahre Gefängnis. Der Vampyr sitzt.

XXV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Gerichtshof im Nebenzimmer beriet, flogen Worte der Wut von den Zuschauerbänken zu ihr.

Nachbarinnen, Freundinnen saßen da, — und als sie weinerlich zu ihnen rief: „Ick hab doch auch meine Kinder wat 'von jejeben!", klang es tobend zurück:

„Du Aast, im Dreck hast se vakomm' lassen!"

Der Amtsanwalt schob diesen Äußerungen einen Damm.

XXVI.

Bis Neunzehnhundertsoundsoviel, vermutlich aber mit Zusatzstrafen bis Neunzehnhundertsoundsoviel haben Menschen der aufgeklärten Stadt Berlin, soweit sie irgendeiner Sehnsucht nachhängen und Geld für überirdische Hilfe anzulegen bereit sind, Ruhe.

Ruhe hat mein Kleiderschrank; mein Wäschespind; meine Eurykleia.

Ruhe hat ein mißhandelter Junggesell.

XXVII.

Kommt alles das in Familien vor?

Zusammenstoß im Auto

I.

Schon längst hatte sich mir eine Lücke fühlbar gemacht. Etwas ging mir ab — im Leben dieser Zeit; Autos durchrasen sie, mit Unfällen. Hab' ich je einen erlebt ... wie es meine Pflicht gewesen wäre?

Kann schwer äußern, wie mich das wurmt. Es fraß an mir. Ein Groll sank oft zugleich mit der Nacht hernieder.

II.

So hab' ich nur meine Schuldigkeit getan, als endlich am letzten Tag des alten Jahres mein Droschkenauto mit einem andren zusammenstieß, in einen Baum fuhr, so daß die dicken Glasscheiben durch mein Gesicht in Trümmer gingen ... und ich endlich sagen darf: ich bin genäht worden.

Auch ich nehme teil am Verkehrsleben meiner Zeit. Bleibe nicht länger ausgeschlossen, wenn andre sich operieren lassen. Frei darf ich hintreten vor die Zeitgenossenschaft.

III.

Der Engländer hatte gar nicht so unrecht, als welcher beim Hinabstürzen von einem Gletscher sein Notizbuch zog und (in der Luft) schrieb: „Meine Gefühle beim Fallen."

Das ist ein Märchen. Doch jeder von uns ist ein solcher Engländer ... In einem bestürzenden Augenblick regt sich der Mensch, der sein Bewußtsein nicht einlullen lassen will. Er schnellt empor, — der im Grauen des Todes noch feststellen, feststellen, feststellen will, was geschieht. Der sein Schicksal betrachtet, als wär's einem andren zugestoßen. Auch wenn das Blut über die Augen rennt.

Und der sich in dieser Sekunde sagt: es ist gar nicht so schlimm.

IV.

Einen schlimmen Punkt gibt es. Nicht der Stoß, nicht der Hieb, nicht das Schmerzgefühl; sondern der Moment, wo das Hervorspringende, Strömende, Warme die Sehkraft auf der rechten Seite bewölkt, umnebelt. Daß man blitzhaft findet: ein Auge fehlt. Nur dies war das Schreckliche ... Wo ist eine Unfallswache? ... Aaah, die Augen, die Augen sind ganz.

V.

Merkwürdig, daß man sich kaum Rechenschaft ablegen kann, was im Zeitpunkte des Zusammenstoßes gewesen ist —: Jetzt ... Es läßt sich nicht vermeiden ... Der Stoß wird erfolgen. Aber der Stoß ist zugleich schon erfolgt! ... Es muß fabelhaft winzige Zeiträume geben, von denen wir im Alltag nichts wissen und in denen sich doch etwas abspielen kann ...

Jetzt ... der Stoß ... unentrinnbar ... Was dahinter kommt, ist eine Pause. Eine Pause.

Eine Pause, — vorher war nichts, nichts. Man hört ein Rufen, öffnet die Wagentür, sieht lauter Menschen um sich . . . und fühlt eben dies Warme, Warme, das in schlechten Novellen immer so bezeichnet wird und für das es doch, wenn es einem von der Stirn herabrinnt, keine andre Bezeichnung gibt: dies Strömende, Warme, Umflorende.

Wieso — in so kurzer Zeit — sind diese Menschen versammelt? (Vielleicht war die Zeit doch um eine halbe Minute länger als man glaubte?)

Blut tropft in das weiße Hutfutter, man hält den Hut in der Hand. Elektrisches Flimmern. Eine Dame, anmutend und gütig, mit einem Herrn, sagt: „Bitte, nehmen Sie unser Auto." Sehr dankbar. Wie gestreichelt kommt man sich vor . . .

Aber warum brüllen diese Kutscher so? Die zwei zusammengestoßenen Fahrbolde sind hart aneinander; schreien wie Irrsinnige, mit allerletzter Kraft, in gräßlicher Erregung. Fragen nicht, ob man weiter blutet. Sonderbar. Sonderbar.

VI.

Auf der Unfallwache wird genäht. Es ist nicht schlimm. Man wundert sich, daß es so wenig schmerzt . . . Nur als einer der zwei Ärzte das Verbandzeug mit der Schere beschneidet, ist alles beinah kitzliger und geht mehr auf die Nerven als das bißchen Zusammenheften kleiner Gesichtslappen; man hat immer den (falschen) Eindruck, er beschnitte die Ränder dieses Stirnlappens.

VII.

Während die zwei Männer mit sicherer Hand herumarbeiten (einmal piekt es nur, als festgestellt wird, ob etliches Fensterglas noch in den Wunden sitzt, Split-

terchen), währenddessen sagt man sich: unter andrem siehst du jetzt auch eine Unfallwache zum erstenmal . . . Sie gleicht einem Laden, zusammenhängend mit hinteren Räumen; draußen vor der Glastür stand ja eine Frau; als sie was Blutiges aussteigen sah, war sie ja gleich hineingelaufen; gewiß eine Gehilfin, eine für Damen . . .

Einen sehr erheiternden Eindruck machen Sanitätswachen dennoch nicht; ich kann mir nicht helfen, denn was ist das da vorn, dieses Längliche; so was Wannenartiges; es ist zugedeckt und erinnert an Rettungsboote. Sonderbar mag es klingen; aber Sanitätswachen — darin bin ich komisch — reizen mich nicht.

VIII.

Verdammter Frost! . . . Kurz bevor die Welt sich anprostet, nach Hause. Frost, infamer.

Hinauf. Tee . . ., am Silvesterabend, uäh, uäh.

Jetzt beginnen die Grunewaldglocken; vielmehr: beginnt die Grunewaldglocke . . . Aber dies war nicht das Erste. Das Erste, Leser, in solchen Fällen ist (seien wir aufrichtig), daß man vor den Spiegel geht. Ich tat dieses Erste nicht später als andre Menschen. Und nun sah ich, daß die Stirnwunde hart unter den Augenbrauen haltmachte — daß jedoch hart unterhalb des Auges wieder eine Wunde begann. Beidemal „hart".

Und ich kann, auch wenn ich mir große Mühe geben wollte, dieses Gefühl nicht schildern, das über mich kam. Es ist die reine Wahrheit, daß ich seit langer Zeit eine Gehobenheit von dieser Kraft nicht in meiner Seele gehabt habe. Vielleicht seit Jahren nicht.

Es sprach jemand in mir, während ich das Teewasser schon halb friedlich anblickte: „Du willst überhaupt

mitreden, wegen der Glasscheiben und des Hiebs gegen die Stirn? Wo in Sizilien die Erde bebt? Bist du halb erquetscht worden? Hast du unter Balken gewimmert? Und während du hier herumgehst, krümmen sich Leute zwischen Leben und Sterben, halb zerfleischt . . ." (sprach es in mir).

IX.

Wenn auch an den nächsten Tagen der starke Blutverlust merkbar wird — und man mit der Empfindung eines Skalpierten herumläuft . . .

Um ein Haar hätte man tot sein können. Auch das kleinere Übel, Gehirnerschütterung, Geisteskrankheit, wäre schrecklich gewesen . . . obgleich es mich in meinem bürgerlichen Beruf, Theaterkritiken zu schreiben, nicht gehindert hätte.

X.

Ich setzte neulich was ins Tagebuch über meinen, fast regelmäßigen, Nachmittagstod . . . (wenn man erst halb erwacht ist).

Den wievielten Tod bin ich diesmal gestorben? — vor dem Tod, dem Tod, dem Tod . . . dem wirklichen Tod, der kommen wird.

Ich habe gelebt...

I.

Gestern, Freitag morgen, großes Gewitter. Es wurde plötzlich so dunkel. Halb acht. Jählings eine schreckliche Verdüsterung des Himmels.

II.

Es wurde finsterer und finsterer, daß ich dachte: Nun, wenn jetzt die Welt untergeht: ich bin für alle Fälle gewappnet.

Denn immer war ich bemüht, mein Leben so einzurichten, daß ich, wenn der Tod plötzlich erschiene, sprechen kann: die köstlichsten Dinge dieser Welt sind mir nicht unbekannt geblieben. Auf manches blaue Meer sah ich Abende sinken. In mancher Julinacht schritt ich durch manchen deutschen Wald. Ich sah die Völker des Erdballs; ich sah die Gigantenzypressen der arabischen Friedhöfe; ich stand auf der Cheopspyramide; ich hörte die Musik der Stadt Byzanz oder Stambul; ich habe Sonnenscheidestunden auf der Akropolis verbracht — und sah die Stätte, wo Rahel begraben liegt, und wo der König David seinem Herrn opferte; wo Johannes in der Wüstenei gelebt hat; ich sah den Garten, wo der Nazarener abseits vom Lärm Jerusalems nachsann, . . . ich sah die alte, die jetzige Welt, die künftige drüben am Broadway, am Grand Canyon, an Yellowstonegeysern; wie ein lauer Sturm trug es mich durch Tiefen und Höhen der gallischen Zauberstadt Paris (ich muß beim Abschied sie besonders in mein Herz einschließen, als holdeste Erinnerung); bewahre tief das Gedächtnis der Stadt Venedig, in der ich zu allen Witterungszeiten und in allen Seelenstimmungen gehaust, alljährlich bis zu dem Tage, da der Campanile sank — und ich höre noch einmal alle Beethovenschen Melodien, im festen Glauben, daß sie forttönen werden auch nach dem Untergang dieser Erde . . .

III.

Ich habe (dacht' ich, als es noch finsterer wurde) nichts entbehrt, was es hier mitzunehmen gibt, ein seliger Trieb hat mich das Unverlierbarste mit stillen Schauern umfangen lassen, von menschlichen Beziehungen schweig' ich . . .; um es kurz zu machen: mein Da-

sein war so, daß ich in jedem Augenblick sagen könnte: „Adieu, — ich habe gelebt und . . .“

IV.

Dies dacht' ich, als es finsterer, finsterer wurde. Die grünen Stabjalousien hoch! . . . Dies war . . . nicht ein Gewitterhimmel, sondern schon ein Strafgericht. Tiefer und schwärzlicher Hinabschwebendes. Luft! alle Fenster auf! . . . Im Badezimmer klirrt es; die Scheibe klein in Trümmern. Sturm. Regen, Blitz, Donner.

V.

Und ich stellte mir vor, wie unangenehm es in jener Zeit gewesen sein muß, als die Rinde des damals glühenden Erdballs im Anfang des Erkaltens war, als Dämpfe siedend in die Luft stiegen, wässerig zurückfielen und wieder mit schrecklichem Geräusch vernebelten — es soll damals zehntausend Jahre hintereinander weg ein großes Gewitter gegeben haben . . .

VI.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht mein Fall.

In dieser Spanne, mittendrin: vor dem Einfrieren des Erdsterns, aber nach dem zehntausendjährigen Hitzgewitter, — zwischendurch bin und denk' ich hier; ein Fristchen lang . . . und schreibe.

Soll etwan auch mein Geschreib' jemals untergehn? . . . Eli, — das, das, das kannst du nicht wollen. Versprich . . .!

Gut. Erlauchter Familienchef vom Sinai! Bei allen meinen Vettern, den Erzengeln: ich traue dir. Immerhin zur Sicherheit: ich habe gelebt und —.

Nicht böse sein, Ahndl!

Es schollert

I.

Nun sitzt man wieder im tiefsten, tiefsten Schnee. Seltsamer Winter. Um Neujahr . . . Und in welchem Fleischmangel. (Weil alles eine Weile stockt, stockt, stockt.)

II.

Vom Dach scheint eine Lawine talwärts geschollert zu sein . . . Welches Glück, daß es nicht vorhin geschehen ist, als ich mit dem Bergstock zum Briefkasten drang. Es „donnerten die Höhn, es zitterte der Steg, nicht graute dem Dichter auf schwindlichtem Weg; er schritt verwegen auf Feldern von Eis, da prangte kein Frühling, da grünte kein Reis". Auch nirgends das Huhn zum Reis.

III.

Eben hat es wieder geschollert. Nur mit größter Unsicherheit, in ständiger Lebensgefahr, kann der Mensch, Todesmut im Herzen, die linke Hand auf eine ältere Ausgabe von Kants kategorischem Imperativ gestützt, die rechte pflichtgetreu in die Tinte tauchend, sein Tagebuch füllen.

Vor den Fenstern, auch im oberen Stock auf dem Altan, steht eine fast meterhohe Wand, so das Zimmer mit weißlichem Geleucht erfüllt.

IV.

Reißt man die Fenster im Grunewald auf, am hellen Morgen, so dringt unsagbar Würziges, Frisches, dabei doch Mildes an die Nasenlöcher, an die Lungen, an die Seele. (Das kommt aus Ätherfernen, wo es keinen Mißduft gibt. Schnee, Schnee, Schnee.)

Ähnliches hab' ich zuletzt gespürt, als ich im Winter auf dem schönsten Balkon von Genf stand und aus den Bergen manchmal ein Hauch herüberflog, wogegen der schönste Stonsdorfer oder sonstige Kräuterlikör rein gar nichts ist.

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eben hat es wieder geschollert . . . Auf dem Schreibtisch liegen, wie vergessen und verdämmert, noch allerhand Neujahrsglückwünsche. Herzlichen Dank. Jetzt ist es Nachmittag.

Am meisten freut man sich über eine Steinzeichnung, die aus Schottland liebe Hände nach Berlin geschickt. Da ist ein holdes, langes Frauenzimmer, das man präraphaelitisch heißen könnte; von Blumen und lieblichem Krimskrams umschwirrt; oben steht: „To wish you Fortunes fairest gifts." Fortunas schönste Gaben. Danke vielmals, Elsie.

Des ferneren freut man sich am meisten über ein aus der Nähe gekommenes Pfefferkuchenherz mit zwei gegossenen Anfangsbuchstaben drauf. Danke —.

VI.

Schnee. Schnee. Starrend weiße Kiefern . . . Innige Wünsche sendet man zurück nach allen Gegenden (im Geist, — zum Schreiben kommt es doch nicht), bei nachdenklicher Stimmung.

VII.

Eben hat es wieder geschollert.

Tee bei mir

I.

Der Mensch muß, zu seinem Schmerz, manchmal einen Tee geben.

Die Zeit vorher ist nicht so schrecklich. Schrecklicher die Zeit währenddessen.

Doch wenn der letzte Gast den Raum verlassen hat — so ein Glück gibt es nie wieder.

II.

Zuweilen gab man vor dem Krieg rauschende Tees; ich hab' es bis auf drei gebracht.

Und alle Teilnehmer waren einig, daß nie ein schöneres Fest in Deutschland oder dem angrenzenden Luxemburg erfolgt sei. Bis zu zweiundzwanzig Personen.

Ein Diener war gemietet, der damals mit meiner Eurykleia in der Speisekammer kos'te. Der weiße Schlips war im Honorar einbegriffen. Austernbrötchen gab es; Sekt. Gegen Abend Rotwein. Veilchen und erlesenes Obst auf dem Anrichtetisch im Bauernzimmer verstreut. Die Trauben lagen nur so rum. Na!

Selbst der Diener stolperte zuletzt . . .

III.

Jetzt, in der verwandelten Zeit, gab es immerhin statt der Austern kleine Kuchen mit Schokoladenmus. (Andre daneben ohne.) Dann zuverlässige Brötchen mit Petersilienbutter, mit Anchovispaste, mit schlichter, doch gediegner Gänseleber. Mit sonstwas. Es verlief sehr harmonisch.

Niemand stolperte. Auf drei Zimmer und einen Korridor verteilte sich der muntere Schwarm ehrenfester Besucher. Arbeitsraum, Schlafzimmer, Ankleidezimmer blieben gesperrt. Heitere Antlitze waren dazwischen. Ein Stimmengewirr. Ein Ablegen und Wiederanziehn. Ein Klingeln. Ein allseitiges Vorstellen. Freundlichkeiten füllten die Luft. Ecken wurden gebildet. Gewänder bliesen Triumph. Tasten wurden

angeschlagen, zu einer Frauenstimme. Hände geschüttelt.

Und das Bedauern, als die Letzten sich verabschiedeten, war grenzenlos darüber, daß es nicht schon früher geschehn war.

IV.

Dies ist mir entrutscht. Wird zurückgenommen.

Vorleserin

I.

Die Papiernot ist arg — die Dichterlinge spotten ihrer.

Zarte Suggestion: wenn, als Auftakt, aus Florpapier ein kleiner Nelkenstrauß losgewickelt wird.

Das tun jene weiblichen Irren, die mit zäher Gewalt vorgehn . . . Die Starrheit schmilzt.

II.

Nicht immer sind es Deutsche — dann tritt als Annehmlichkeit mangelhafte Beherrschung unsrer Sprache hinzu:

Ein See; einsames Ruderboot: das wird in dem ausgewählten Kapitel melancholisch geschildert. Im Boot sitzt gedankenvoll (und etwas zerwühlt) die Hauptgestalt: ein Künstler, der, um Ilona zu vergessen, mit halb unbewußten Ruderstößen sich weiter von der Küste entfernt . . .

III.

Mit eintönig beseelter Stimme liest die Dichterin, welche mir ein Feind mit Empfehlungen zugesandt hat, wörtlich folgendes: „Er fongt an, den Land schon nicht zu sehn . . .“ Man unterbricht und fragt: „Bitte, wie?“ Sie wiederholt mit fast gereizter Bewunderung: „Ich hob gesat: er fongt an, den Land schon nicht zu sehn!“

In dieser Art geht es zehn Minuten weiter. Und wenn der Zuhörer plötzlich unter dem Stuhle liegt, ohne Widerstand in Lachzuckungen bloß noch wie eine Maus pfeift, springt die Dichterin, welche dergleichen in einem deutschen Verlag drucken lassen will, gestört auf — mit einem Blick: als ob sie bedauerte, die Nelken gebracht zu haben.

IV.

Sie sei bedankt für eine bezaubernde Stunde.

Mitbringsel

I.

Am Morgen nach einer Heimkehr wundert sich der Mensch, daß kein Steward erscheint und fragt, was man wünsche . . .

Noch ist, bei vorzeitiger Ankunft, niemand in der Wohnung; Eurykleia bei ihren Eltern . . . Es liegt alles herum, wie es in der Hast der Abreise vor bald sechs Wochen verlassen wurde.

II.

Man zieht die Vorhänge zurück, dann die grünen Jalousien hoch; das Licht dringt herein. Der Koffer steht halbgeöffnet, — da vergißt ein Mensch das Frühstück und stürzt auf ihn; die Beute wird ausgepackt; in marokkanischen, sevillanischen, algerischen Läden erfeilscht. Mit einer Wollust stellt man die Sachen in eine Reihe hin; ihr Bild schlürfend.

III.

Höhe des Jubels bei drei Gitarren; worunter zwei arabische — und eine aus Madrid. Daneben liegt eine maurische Trommel, wie eine Schiefertafel flach.

Noch einmal klettert die Freude . . . bei zwei Marokkanerpfeifen: lange Stäbe, holzgeschnitzt, mit bunten Farben getuscht — der Pfeifenkopf ganz winzig, nicht dicker im Umfang als die geschnitzten Stabrohre selber. . . . Sieht aus wie ein Stab, der an einem Ende dampft . . .

Und was für Tabak! er läßt Lustschauer über den Rücken kriechen, wenn man ihn ansieht. Ist gar kein Tabak, sondern „Kif", so nennen ihn die Eingeborenen; farbiger Staub; zermalmter Hanf; mit Vorsicht zu rauchen . . . aus der Kif-Pipe.

IV.

Über die andren Beutestücke geh' ich weg; nur einen Blick noch schmeiß' ich recht flüchtig, aber liebevoll, auf zwei lederne Kabylentaschen, farbig gemalt, farbig gestickt, mit langem bunten Gehäng.

Einmal muß der Mensch frühstücken.

V.

Und siehe, als man hernach über einen Platz wandelt, dem Spatenbräu zu (großer Vater, es ist fast Mittag), da kommt von neuem der Gedanke: wie hübsch manchmal die Stadt Berlin ist.

Sauberkeit und Nettigkeit in diesem Viertel. Nach dem spanischen Schmutz und dem afrikanischen Dreck. Man staunt, daß es so Frischgewaschenes, Geputztes, Blitzblankes in der Welt gibt.

Geschäftsmädchen, wie Ladies . . .

VI.

Spatenbräu . . . Kalter Kalbsbraten; weichgekochte Eier . . . Grünlich heiterer Schatten der Straßenbäume.

Spatenbier ist nach so langen Entbehrungen ein zauberhaftes Getränk, mit keinem Trank der älteren und neueren Mythologie vergleichbar.

Der Kellner sagt: „Herr Doktor, waren so lange weg?“ Alles ist herrlich. Bloß an die Lieblosigkeit einer so unbegabten Luft gewöhnt man sich schwer.

VII.

Aber meine drei Gitarren; worunter zwei arabische . . .

An den Dieb

Oder: Nachwirkung der großen Zeit

Geehrter Dieb!

Ich beklage den Verlust einer goldnen Uhr.

Sie sind, lieber Herr, liebe Dame, nun die einzige Hoffnung.

Meine goldne Uhr war ganz flach; das Zifferblatt unten etwas verwischt — von Meerwasser, das in der „Smaragdsee“ mal über sie hinschoß.

An der Uhr hing (außer mir) eine kurze, goldne Kette von meinem Vater; hieran ein Ring mit einem Brillanten von meiner Mutter; daneben zwei Trauringe, der eine mit vollem Namen des Verlierers nebst dem Zusatz: 15. 7. 1918.

Werter Dieb! Vielmehr: Hochgeehrter Finder! Sie lauern vielleicht auf den Anstoß, welchen der Verlierer geben soll — damit Sie kommen und sprechen:

„Hier ist sie; als ich sie aufhob (aushob), ging mein Trachten auf Gewinn; fachmännisch gesagt: ich habe die Sore wegen dem Rebbach geklaut. Jetzt aber, da ich weiß, was Ihnen daran liegt, zahlen Sie Lösegeld . . . wollte sagen: Finderlohn.“

Das will ich, verehrter Freund, liebe Zeitgenossin, sehr gern. An der Uhr liegt nichts (sie wurde mal vom

Honorar eines Artikels gekauft, der für menschenwürdige Behandlung in den Gefängnissen eintrat). Aber die Kette! Die Ringe!

Jawohl die Kriegsjahre haben den Rechtszustand in einen Raubzustand verändert. Ihr Tun, lieber Herr, liebe Dame, war eine natürliche Wirkung der großen Zeit.

Ich bin aber Pazifist. Seien Sie es auch — und bedenken Sie: man könnte Sie doch, doch, doch erwischen. Statt dessen machen Sie lieber ein Geschäft mit mir ... und sind hernach kein Verbrecher.

Verbrecher sind nur solche, die bestraft werden.

Mit herzlicher Empfehlung an Ihre ganze Zunft und mit (jetzt aber ernst gesprochen) ehrenwörtlicher Zusicherung letzter Verschwiegenheit

Alfred Kerr.

An den Finder

Das ist der Segen der Presse! Kein Dank an sie scheint warm genug.

Als, neben so vielen, auch ich bestohlen ward (Hundertfältigkeit der Ereignisse, denn wer hat noch alles? in diesem Abruzzendorf an der Spree!), da wurde hier der ... Inhaber meiner Uhr vermahnt. Voll Vertrauens in seine bessere Menschlichkeit.

Und was geschieht?

Edler Freund! Unbekannte Freundin! Sie haben sich gemeldet. Noch ohne Namen. Immerhin, „Teddy tausend" ist die Losung.

In dem Brief mit der erfreulichen Uhr-Kunde heißt es (dichterisch), wenn auch in Form eines Diktat friedens):

Bescheid muß stehn an gleicher Stell'.
Geben Sie viel und geben Sie schnell!

An gleicher Stell' mag es heute zum letztenmal sein. (Eine Zeitung ist ja der Ort nicht zum Briefwechsel einzelner prominenter Mitbürger.)

Guter Herr! Gutes Mädchen! So gewiß der Verlierer in keine Falle gehen wird: so gewiß stellt er keine Falle. Wohlan!

Mehr Freude denn über zehn Gerechte herrscht über einen reuigen Finder. Alfred Kerr.

(Ich habe die Uhr nie wiedergesehn.)

Rundfrage betreffs Erfahrungen

I.

Der Leiter eines literarischen Magazins schickt mir folgende Rundfrage: „Gaben Sie schon eine Zeitschrift heraus — und welche Erfahrung machten Sie?"

Will er lernen? Ich gab vor Jahren den „Pan" heraus. Die Erfahrungen: ich habe siebzehntausend eigne Goldmark dabei mit Freuden zugesetzt. (Als ein lediger Junggesell.)

II.

Erfahrung 2: — Komisch langjähriger Haß wegen abgelehnter Manuskripte.

Einer, dessen hartnäckige Sendungen wegen ihres Begabungsmangels haufenweis zurückgingen — er verlor später wegen Unfähigkeit seine Stellung als Redakteur —, läßt noch heut' keine Gelegenheit aus, um der eingepökelten Wut über dankend Abgelehntes Luft zu machen. In matter Nachahmung. Es ist jedesmal zum Klettern.

III.

Erfahrung 3: Ein andrer, dessen Beiträge wegen ihres Zustandes ebenfalls freundlich zurückgeschickt wurden, ist heute . . . Gesandter.

In diesem Amt bleibt seine Beschaffenheit weniger zu erkennen.

Flucht in einen Beruf, welcher das gegen die Tenöre herrschende Vorurteil so sehr abgeschwächt hat. (Siehe den Weltkrieg.)

IV.

Erfahrung 4: Für die einfachere Tätigkeit, Marken auf die Streifbänder zu kleben, war von der Verlagsleitung ein vierzehnjähriger Knabe verpflichtet worden, welcher die Arbeit gern unter dem Tisch sitzend vollzog.

Das Bild dieses Knaben, der dort saß und leckte, bleibt mir eine der dauerhaftesten Erinnerungen an den „Pan".

Wenn der geschäftliche Sozius hastig eintrat und fragte: „Wo ist das Personal?", sprach ich:

„Das Personal sitzt unter dem Tisch."

(Aber das wird den Urheber der Rundfrage nichts lehren.)

V.

Erfahrung 5: Der Herausgeber jeder Zeitschrift verbinde sich eine Handvoll begabter Kerle, die für ein freiheitliches Wunschziel durch Feuer gehen.

(Keinen Schutzklüngel für eine ästhetische Richtung.)

VI.

Erfahrung 6: Im Ernst ergreifend werden für den Herausgeber (so war es wenigstens für mich) übersandte Verse. Noch wenn sie künstlerisch Kehricht sind.

Ich bekam sie jeden Tag. Aus jedem Nest. Es lag darin so viel Sehnsucht; so viel rankend schwärmerischer Wille — bei so vieler Verschwommenheit. Da meldet sich die Empfindung: Deutschland besteht aus Lyrikern.

(Erst hiernach begreift man den Zustand unsrer Politik.)

VII.

Erfahrung 7: Die wichtigste für den Herausgeber eines Magazins liegt in folgendem:

Er muß gewärtig (und bereit) sein, es, ohne Zugeständnis, fast bis zum wirtschaftlichen Selbstmord zu halten.

Er muß lächelnd, aber unnachgiebig, zu sich selber sagen, was Bismarck zu dem künftigen Bulgarenherrscher Battenberg sprach: „Es wird Ihnen eine schöne Erinnerung sein."

Ja: eine der schönsten.

VIII.

(Dabei gibt es heute für siebzehntausend Goldmark eine Segeljacht.)

An Herrn Gottfurcht

I.

Sie forderten letzthin, unbekannter Herr Fritz Gottfurcht, monatlich einen Tag der „Propaganda für die Namenlosen", vor allem bei der „Presse". Sie ermuntern hierzu die „Arrivierten".

Es sei, äußern Sie, „Sitte geworden, daß kein Arrivierter, bei dem Fluch der Lächerlichkeit, glaubt, den Namen eines Namenlosen in den Mund nehmen zu dürfen".

II.

Gottfurcht, ich weiß von dieser Sitte nichts. Ich weiß, Gottfurcht, von diesem Fluch nichts.

Ich weiß von Telephongesprächen folgender Art:

„Hier X., ich habe von Herrn v. Z. einen Empfehlungsbrief an Sie."

„Herr v. Z. ist mir unbekannt. Was möchten Sie?"
„Ich will Zwischenreporter bei der Presse werden."
„Was . . . wollen Sie werden?"
„Zwischenreporter."
(Ich, bei mir: „Es gibt also Zwischenreporter." Laut:)
„Was sind Sie jetzt?"
„Bankbeamter."
Warum, alle drei Parzen, will ein Bankbeamter durchaus Zwischenreporter werden? und warum durch mich, durch mich, durch mich? — Weh mir!

III.

Gebrochen ins Arbeitszimmer . . . wo Dramensäulen in Tippschrift, Essayfelsen in Handschrift, Strophenstapel das Licht, das Leben verdunkeln — bis von Zeit zu Zeit ein furrchtbaaares Pogrom . . .

IV.

Aber ich weiß auch folgendes:
Gegend bei Halensee. Ein Dramatiker, siebenundfünfzig.
—„tag".
—„Was tun Sie hier?"
(Er zeigt ein Kontobüchel.) „Ich verkaufe Seife, Parfümerien, Zahnpasta — rings in den Geschäften. Leider mehr Spesen als Verdienst. Mein Rhamses-Mysterium in vier Akten . . ."

V.

Das Herz eines Kritikers kehrt nur von Zeit zu Zeit in die richtige Lage: weil sich's oft umdrehn muß.
Weil man ja nicht von Stein ist. Weil man für alles, was hienieden, über körperliche Notdurft hinaus, langt und bangt und giert und kritzelt, im Grunde, trotz mancher Wut, einen seltsamen Anteil ewig bewahrt.

Oft mit doppeltem Bauchschmerz der Seele: weil vieles Geschriebene so schlecht ist; und weil es vielen Schreibern so schlecht geht.

Oder weil man wie zu dem „Rhamses" kein Verhältnis, trotz aller Achtung, bekommt. (Ein Schmerz bleibt es.)

VI.

Letzte Postsendung: das Schauspiel einer Vierzehnjährigen, welche „das Stück mit Unterlassung der Schularbeiten geschrieben" hat. Widmung vorn: „Meiner Muttel zu eigen." (Am Ende schrieb es die Muttel . . . Kein Trick wird unversucht gelassen.)

VII.

Aus einem Vortrag — den ich für Schriftsteller hielt: „Und nun sei offen geredet. (Es ist ja das Geschäft des Schriftstellers, die Wahrheit zu sagen.) Der Satz ließe sich rechtfertigen: Es gibt in Deutschland ein paar tausend Schriftsteller zu viel . . ."

VIII.

Tut man trotzdem nichts für euch? Ich half Hunderten. Fünf bezeugen es gewiß.

Manche bezeugten es, indem sie gegen mich auftraten. Manche, kamen sie dann in leitende Stellung, ließen Andre den Versuch machen. Doch weil ein zum Leben ja-sagender Mensch nur Bestätigung, nie Enttäuschung erfahren kann: so bleibt alles das kein Unglück.

IX.

Auch kein Anlaß, den Kurs zu ändern. Man liest, was für Menschen bezähmbar ist: an Manuskripten; an Briefen. Aber . . .

Antwort an jeden — und man trocknete längst in der Urne. Quartale gibt es, wo Bitten gehaßt und . . . entfernt werden. Wo man eher bereit ist, knielings den Kreuzberg hinaufzurutschen als einen der (an falsche Stelle gerichteten) Haufenwünsche zu beantworten. Schmerzlich bleibt es.

Aber man hat nur ein Nervensystem — und nur ein Dasein. (Zwei wären mir auch lieber.)

Heißt alles das: arriviert sein?

X.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was verstehn Sie, Gottfurcht, unter „arriviert"? Zweierlei ist möglich. Meinen Sie: durchgedrungen? . . . Oder meinen Sie: fest gemietet?

Ich wurde (zum Beispiel) erst fest gemietet, als ich durchgedrungen war. Ich beschäftigte mich, bis dahin, bloß mit Durchdringen.

Ich sah durchaus nicht auf hohen Lohn. Sondern verbohrt-selbstmörderisch auf die Erfüllung eines bestimmten Stil-Traums.

Zweimal im Leben bin ich gemietet worden. Beidemal geholt. Spät geholt. Nicht als Bewerber. Niemandes Schützling.

Es ist, bester Gottfurcht, sehr menschlich, wenn Sie, noch bevor man etwas geworden ist, regelmäßig bezahlt sein wollen. Vielleicht haben Sie Glück. Man wünscht es Ihnen.

XI.

Verstehn Sie jedoch unter „arrivieren" allgemein, daß man, wie ich, auch „bei der Presse ist"; glauben Sie dadurch Ihre Gesamtstellung zu heben?

Welcher Irrtum.

Jeder Kerl, der etwas kann, verschlechtert seine Gesamtstellung, sobald er auch „bei der Presse ist".

Nämlich: die Presse hat etwas gegen ihre Mitglieder. Im Vorwort zu dem Werke: „Die Welt im Drama" (1917) schrieb ich:

„Sei ein Jahrhundertschriftsteller, und arbeite ständig auch an Zeitungen — so sagen Sie nicht: ein Dauerwert ist aus unsrer Mitte gekommen; sondern: was aus unsrer Mitte gekommen ist, kann es ein Dauerwert sein?"

Dann: — „Wer in Tagesblättern manches hier Stehende vormals drucken ließ, hat Anerkennung nicht zu hoffen. Das ist bloß einer von uns. Die Achtung beginnt erst bei Trotteln, die öffentlich Durchfälle haben. Bei Zurückgebliebenen des Romanmarkts. Bei Klosettfabrikanten. Bei Mimentreibern. Bei Saalbesitzern. Bei neunzigjährigen Abonnenten."

Wenn Sie ein Schriftsteller sind und Ihren Schaffensweg erleichtern wollen: dann seien Sie, Gottfurcht-Fritz, nie auch von der Presse. (Falls nicht eine Passion Sie trotz allem haltlos verlockt: in den Tagtumult Worte zu werfen . . . Ist eine sehr schöne Passion.)

XII.

Bleiben Sie außerhalb der Presse: dann werden Sie auch in fremden Blättern anerkannt.

Dann werden Sie eintreffen. Dann werden Sie weilen. Dann werden Sie sich begeben. Dann werden Sie „an" etwas arbeiten. Dann werden Sie mittelmäßig sein und zwei Notizen jede Woche haben.

Dann werden Sie als Politiker eine Politik machen, die mancher Leitartikler viel besser machen würde. Dann werden Sie Romanwälzer schreiben, mit Gesprächen, die statt eines Stils ein Gemummel sind.

Dann können Sie, als Bildhauer, im Nebenberuf komische Mißdramen leiern und Ehrfurcht wecken. Kurz, was Ihnen dann zugute kommt, ist: freundlichster Kultus mit einer zurückgebliebenen Gattung der menschlichen Schreibkunst.

Alles das fällt fort, fällt sofort forthin fort, wenn Sie auch bei der Presse sind.

XIII.

Also: um Gotteswillen, Fritz Gottfurcht, wenn Sie durchaus arrivieren wollen, arrivieren Sie anderswo.

Hiervon abgesehn: so war Ihr Vorschlag sehr gut. Er wird . . . nicht befolgt. Sondern: weiter befolgt.

Rezept für Publizisten

[Oder: Harden im Weltkrieg]

1. Schnattern, bis der Leser spricht: sein Magen ist fester — denn er mußte das außerdem noch niederschreiben.

2. Fünf Meinungen äußern, untereinander entgegengesetzt. Dann eine davon zitieren als „damals gleich gesagt".

3. Eine einzige (falsche) äußern — trotzdem behaupten: „damals gleich gesagt".

4. Tun, als schwimme man wider den Strom, wenn man die Massengesinnung bewedelt.

5. Falls etwas im Gange, aber noch wenig bekannt ist, es „raten".

6. Nicht fragen, ob ein Ding wert ist, verfochten zu sein; sondern was damit zu machen ist.

Die Umwälzung in Holstein

I.

Eine monatelange Pause liegt zwischen diesem Tagebuchblatt und dem vorhergehenden. Seitdem

sieht die Welt abermals verändert aus. Auch mein Leben.

Seit am 23. Oktober Inge starb.

Ich war in der Nordwestecke Deutschlands, als die Umwälzung, von dort aus, begann. Vier Tage, bevor alles in Berlin losging, fand ich mich auf der Heimkehr von Holstein.

Die Menschen in der Marsch wußten noch nichts vom Kieler Aufruhr. In einem geschlossenen altertümlichen Wagen fuhren wir (Inges Mutter: Pietchen; und ich), es war Mittwoch, zurück nach einer kleinen Landstadt, wo man kurz vorher im Nachtquartier gewesen war. Von hier ging es mit der Bahn weiter, heimwärts.

Nein, es ging nicht weiter . . .

II.

Nach einstündiger Fahrt hieß es: aussteigen. Altona blieb der Kreidestrich, den man jetzt nicht übertreten durfte.

Altona? Hatte mich nie dort aufgehalten, sooft ich glücklichere Zeiten in meinem früheren Dasein am Alsterbecken in Hamburg zugebracht.

Welches ist hier das beste Hotel? Kaiserhof? Rasch hinüber. Wir bekommen eben noch die letzten Zimmer, mein gutes Pietchen und ich.

III.

Im Erdgeschoß am Eingang: Soldaten mit roten Abzeichen. Hier und in den Nebenräumen etwa dreißig Mann. Diese Erscheinung war mir neu.

Aber ich kam ja wie aus einem Schlummer.

Jede Anmeldung überwacht, jeder Durchgehende sehr taktvoll und zurückhaltend gemustert. Alles unaufdringlich, in guten Formen.

Der Gefreite in Feldgrau und hohen Stiefeln, zum Adlatus des Pförtners geworden, schien ein studierter Mann. Das Benehmen mustergültig.

„Warum ist hier eine Besatzung? und alle mit roten Kokarden?" Der Pförtner, der uns zu den Zimmern bringt, wundert sich, daß wir das nicht wissen. „In Hamburg ist Soldatenrat!"

Mit einem Schlag übersah man, was vorging . . . und wurde gewissermaßen aufgeweckt. Als hätte man wirklich bis dahin totentief geschlafen.

IV.

Der Bahnhof drüben gesperrt. Jetzt fährt ein Soldatenwagen vor; Brote werden an die Besatzung verteilt. Frauen rufen zu den Besatzungssoldaten heitere Worte. Denkbar vortreffliches Einvernehmen . . . Aber jetzt, was ist das?

V.

Es knallt — auf dem Platz wird geschossen. Die Angesammelten stürmen auseinander. Zwischendurch immer Schüsse.

Wir suchen Deckung an Gaskandelabern, rennen etappenweis über den Platz. Ich habe den Krieg hier in Altona kennengelernt . . . (Das Ganze hat, wie man später hört, auf einem Mißverständnis beruht.)

VI.

Der Platz ist nun menschenleer . . . Gegen Mitternacht rollen Autos mit Maschinengewehren durch das Dunkel — vom Fenster im unerleuchteten Zimmer ist kaum was zu sehen.

Alles wird unten zur Abwehr eines Angriffs vorbereitet — aber der Angriff (am Morgen weiß man es) ist nicht erfolgt.

VII.

Unter Tags gehn die Straßenbahnen wieder; ich suche morgens in Blankenese die Lehrerin auf, Inges Freundin; sehe die Elbe schimmern, grau, im Novemberflor, der ganze Ort liegt schweigend, verregnet, kalt und fahl. Kalt und fahl ist alles.

Im Nachmittagsdunkel fröstelnd, geht man durch eine Altonaer Straße mit dem merkwürdigen Namen Palmaille. Nie gesehn. Hier hausen wohl die Alteingesessenen?

Früh zurück in den Gasthof, weil öffentliche Anschläge mit Erschießung drohen, wenn man sich nach acht auf der Straße blicken läßt. Ist in Zimmern nach neun Uhr Licht, so wird in die Fenster geschossen.

Nun — erst sieben. Wir essen etwas im Untergeschoß. Aber da plötzlich stürmt . . .

VIII.

Da stürmt eine Handvoll der Besatzung hinein: — sofort räumen! Das Licht ausgedreht. Alle lassen die noch ungeleerten Teller stehn, man tappt im Stockdustern (während draußen geschossen wird) nach der Treppe — um in die Zimmer zu kriechen. Wirklich tastend zu kriechen.

Ein Angriff von Wandsbeker Truppen wird erwartet. Ich bitte, da Pietchen, die leidend ist, unmöglich in dieser dicken Finsternis zu den oben gelegenen Zimmern wird vordringen können, einen der Soldatenräte (den man an der Uniform fühlt, denn zu sehn ist kaum etwas): er möge jemand zur Begleitung mitsenden. Er gibt in höflichster Weise sofort Befehl. Alles wird ritterlich erledigt . . .

Und jetzt sitzt man in den dunklen Zimmern ... und weiß, daß rings im Dunkel und im Bahnhof selber Mann bei Mann in Bereitschaft liegt.

Gegen Mitternacht neigt man sich halb angekleidet aufs Bett. Am Morgen ist alles ruhig. Die Wandsbeker sind nicht gekommen.

IX.

. . . . . .

Mittags endlich fährt ein Zug nach Berlin ab. Oder doch in der Richtung auf Berlin ab ... Er kommt nicht hin.

Zwei Tage und zwei Nächte bleiben wir in Wittenberge sitzen. In den paar Gasthöfen dieses Ortes wimmelt es von Steckengebliebenen. Ich treffe Benvenuto Hauptmann, in Marinefähnrichsuniform.

Warum geht es nicht weiter? Gleich hinter Neustadt ließ der General v. Linsingen die Schienen aufreißen ... Ein Landtagsabgeordneter verharrt gleichfalls in unsrem kleinen Gasthof; man spricht über die Lage des Reichs.

X.

Am Sonntag vormittag, weil Wittenberge landschaftlich und in den Bauten wenig anziehend ist, ging ich — aus halber Neugier, was der Geistliche zu den veränderten Umständen sagen wird — in die große Ziegelkirche.

Rings Gestalten in Trauerkleidung. Der Prediger berührt die politische Umwälzung mit keinem Wort ... Er spricht von der furchtbaren Beute, die der Tod in der Heimat macht; von den vielen, die (gleich dir, Inge) an der Seuche niedersanken; er berührt hier die Erzählung von Jairi Tochter ... wo der Ruf erklang: „Mägdlein, wandle!“ In dem gefüllten Bethaus ist mancher eingeborene Jairus neben seiner schwarz-

gekleideten Frau — er hörte, wie gern, diesen Ruf. Der erschallt aber nicht.

XI.

Noch ein Gang dann an die Elbe, durch den langhingezogenen Ort, der gar nicht aufhört.

Schon nachts war man vorgestern da draußen, um wegen der Weiterfahrt auf einem zu mietenden Motorboot bis in die Havel mit dem Fischer zu verhandeln. Er will nicht fahren . . .

Schließlich geht doch ein Zug, mittendrin eingelegt, in der Richtung nach Berlin. Die Schienen hinter Neustadt sollen jetzt ausgebessert sein.

Warum auch nicht? Extrablätter haben in Wittenberge schon verkündet, daß in der deutschen Hauptstadt nun das Neue gesiegt hat: auf dem Schloß die rote Fahne; die Naumburger zum Volk übergegangen; der Kaiser nicht mehr Kaiser.

In Wittenberge sind alle diese Botschaften von mir erlebt worden . . . bei der Heimkehr von Holstein.

XII.

Der Zug ging ab. Ein Hauptmann, der bereits Bürgertracht angelegt hat, im Abteil; ein Leutnant in Uniform auch.

Für uns, die wir noch halb umnebelt waren, als ob der Holsteiner Nebel sich nicht mehr bannen ließe, war alles das erstaunlich; — am erstaunlichsten, wie verändert bereits der Hauptmann und der Leutnant sprachen. Erstaunlich frei.

Wohingegen ein grauhaariger Zivilist, aus dem mecklenburgischen Schwerin, wohl ein Justizbeamter, sich grimmig und kaum verhüllt gegenrevolutionär äußert...

XIII.

In dem Abteil wurde, zwischen Rattern und Halten und Zurückdampfen, sehr viel gesprochen, bis fast alle zuletzt ermüdet waren. Am Spätnachmittag fuhr der Zug in Berlin ein. Das Wetter war unwirtlich und dunkel. Ich begab mich in meine Wohnung.

XIV.

Ich trat ins Arbeitszimmer, wo der eiserne Sarg vor vierzehn Tagen gestanden hatte.

Der Helfer Hugo Wolf

I.

Es geht im Dezember 1918 unsrem Lande nicht gut.

Schlimm ist der Einzelne dran, der, neben dem deutschen Unglück, einen eignen, sonderlichen Lebensschmerz zu durchfressen hat.

Der Einzelschmerz hat sich durchzukämpfen. Neue Erkenntnisse dämmern dabei herauf. Manche, so ich, haben bisher gemeint, wenn sie aufrecht und stark waren, daß den Menschen ein Leid am letzten Ende doch nicht von Menschen widerfahren kann; daß aber sein Glück jedem Menschen bloß von einem Menschen kommen kann. Das waren Irrtümer.

Heute weiß ich: der stärkste Schmerz, der unsereinem zugefügt werden kann, kommt von einem Menschen — wenn der sich davonmacht.

II.

Was zurückbleibt . . . ist Musik. Der Trost kommt von Sachen — wenn Menschen ihn nicht mehr geben können.

Musik: höchste Helferin auf Erden. Was Freunde sprechen, was Wohlgewillte schönfärben: das ist für die Katz'. Was man sich selber zuspricht in Worten oder Sätzen . . .: das ist abermals für die Katz'. Aber was im Klang ergossen verflutet, das, das, das wird Erlösung.

Hier ist ein Brückentor zur unbestimmten Ferne. Musik leitet auf den Weg: Verlorenem nach. Fort vom holden und erbarmungslosen Jahrmarkt des Hierseins.

III.

HUGO WOLF hat einen Klang dafür gefunden (nicht Mörike, der nur die Worte fand), als er dem All getröstet und erschüttert zusang: „Laß, o Welt, o laß mich sein. Locket nicht mit Liebesgaben. Laßt dies Herz alleine haben seine Wonne, seine Pein."

IV.

Geister wie dieser Scheue sieht man sich im allgemeinen Unglück an — er soll unglücklich gewesen sein. Immer von neuem wendet sich in diesen Tagen mein Herz zu ihm.

V.

Der Steiermärker Wolf hat ein scheinbar elendes Dasein geführt, war immer nur als Gast bei mildtätigen Freunden geduldet, mußte zu jeder Berufsfahrt mit Kleidung und gepumptem Geld versehn werden, bis er, siebenunddreißigjährig, ohne die Außenwelt geschmeckt zu haben, ins Irrenhaus einzog. . . Doch war er unglücklich?

VI.

Er bleibt einer der größten Schmerzkünder, von denen die Erde weiß — in diesem Verkünden lag sein Glück.

Auch das sind Erkenntnisse, die in einer Epoche der Trauer wachsen. Ihm kam das Glück nicht mehr durch Menschen, sondern durch eine Sache, durch seine Sache: durch die Musik.

Er war glücklos, nicht unglücklich.

VII.

Mit Musik richtet man kein Land wieder auf, stellt man kein Volk wieder her.

Aber sie holt Erdgrüblern einmal noch die Hände — von Solchen, die gewesen sind.

Im „Einsiedler“

I.

Diesmal zog ich am ersten Weihnachtstage, meinem Geburtstag (am vorigen war ich unvermählt; jetzt bin ich es wieder), ins winterliche Potsdam.

Dort war ich vor einem Jahr gewesen, genau an diesem Tag. Damals mit Inge.

Keine Veränderung in der Stadt. Nur daß etwa die betagte höfische Konditorei, an dem altertümlich großen Platz, erloschen und verdunkelt blieb.

II.

In der bauchigen petersdomartigen Kirche vor dem Obelisken sangen wieder die Knaben links auf dem Chor: „Stille Nacht, heilige Nacht!“, gegen sechs Uhr des Nachmittags, wie vor einem Jahr. Der Klang war anders. Hatte sich die Schar verdünnt? Hatte die Seuche von den Jungens welche geholt?

Scholl es damals feiersam und lieblich, weil hoher weißer Schnee rings um den Obelisken dämpfend

gelegen hatte? weil man keinen Schritt in den Straßen hörte?

Weiß nicht.

III.

Ich ging über die Steinfliesen, sachte, durch den Vorhangschlitz wieder davon.

In der „liturgischen Andacht" sangen die Menschen: „Ich lag in tiefer Todesnacht — du wurdest meine Sonne."

IV.

Nach einigem Herumwandern ging ich, während in naher Ferne der Pfingstberg mit seinem einst seligen Sommerblick erdunkelnd in feuchtem Schnee fror, in den alten Gasthof zum „Einsiedler". Er ist noch immer sehr gut, Inge.

Der Kellner vom vorigen Jahr und aus der Sommerzeit bedient noch. In dem ganzen Raum saßen vier oder fünf Menschen. Ich nahm das Weinglas . . . und hob es zum Licht.

Umzug

I.

Anderthalb Jahre sind vorbei. Ich bin nicht zugrunde gegangen.

Über ein Jahrzehnt saß ich in diesem Hause des Grunewalds. Der Wein, der alles überwuchs, war im Lauf der Zeit allmächtig geworden — er drang durch Ritzen der Doppelfenster, überspann die grünen Stabvorhänge oder Schallusien, bis die eine, neben dem Söller im arabischen Gemach, nicht mehr hochzuziehn ging, seit sie vor neun Jahren einmal heruntergelassen war . . . so daß ein hold-grünlicher Dämmer in dem Raum herrschte.

Der Wein wuchs in die Altanrinnen, in die Seitenkammern, er überschlang das Fensterchen der Badstube, klomm an der Mauer des Arbeitszimmers (wo einst ein weißer Kater Miezislaus durch die Feuerwehr aus den Ranken, verirrt wie Kaiser Max, befreit werden mußte). Der Wein wuchs in den Erker seitlich vom Bett. Ich war der reine Dornröserich.

II.

Der Abschied von alledem wird einem nicht leicht. Zu diesem Obdach war man heimgekehrt, von dieser Blätterwildnis ausgezogen — gen Tunis, gen Tenerifa, gen Palermo, gen Lissabon, gen Buffalo, gen Avignon, gen Jerusalem. (Und auch sonst immer „gen".) Die süddeutschen Berge, das Nordermeer nicht zu vergessen. Ich weiß noch, wie der Einzug in diese Wohnung vor dreizehn und einem halben Jahr gegrüßt wurde — mit dem Anfangswort: „Da san ma da!"

III.

Und jetzt müß' ma weg. Nein, es ist ein Wollen, nicht ein Müssen. Gegenwart und Zukunft sollen lichter werden — zum Donnerwetter.

Wie sagt John Gabriel beim Ibsen? „Überfahren werden wir allesamt — einmal im Leben. Da muß man eben wieder aufstehn."

IV.

Das Lichte, das Schöne hat schon angefangen.

Wäre bloß der Umzug nicht! So ein Vorgang ist kaum in drei Tagen erledigt, sondern, wenn das Schicksal wohlwill, in drei Monaten. Zu viel war aufgestapelt an weggelegten Papieren, Schriftstücken, Manuskripten, Briefen (ach, meist unbeantwortet! ich bitte jeden

um Verzeihung!) — mit alledem mußte Schicht gemacht werden. Mottenfutter.

Zwischen manchen Seiten unendlicher Staub. Ein Manuskript sah ich — nicht frei von Ergriffenheit. Die quoll nicht aus dem Inhalt, denn es war noch uneröffnet . . . Ich stellte fest, daß der Verfasser es in meine drittvorige Wohnung anno dunnemals gesandt, — die Zeit hatte jedoch nie erlaubt, die Schnur zu lösen, das Siegel zu brechen.

(Man müßte ja sein Leben als Opfer fremder Leute verbringen, privatem Befehl erliegen, wenn der Erhaltungsdrang nicht herrisch forderte, daß man die kurzbemessene Frist hienieden eher an Atmen und Spazierengehen setzte denn an das Entziffern lieber, törichter Hirnspielereien).

V.

Die Inhaber mancher ungeöffneten Manuskripte waren gestorben, häufig in geachteten Lebensstellungen: sogar als Geistliche. Die älteste jener Handschriften, die aus der drittvorletzten Wohnung, zu öffnen, trieb mich nun die Neugier. Das war aus Österreich gekommen, als ich meinen Doktor kaum gemacht und frühe Kritiken veröffentlicht hatte. Der Verfasser lebt nun vielleicht . . . in Linz an der Donau, nach einem wohlangewendeten Dasein; vielleicht von einer verheirateten Tochter betreut; im Gedenken an einen gefallenen Sohn.

Ich sah hinein; es war eine Novelle; nicht kitschig oder gemeinplätzig, sondern von einer gewissen Zartheit, aber so wie es zehntausende gibt . . . Leb' wohl, Manuskript. Einen Gruß an den verschollenen Autor.

VI.

Pakete und Umschläge, die man im Lauf der Jahre geöffnet hat, offenbarten im Begleitbrief nur selten irgendeine Besonderheit, etwas Unbestimmbares, das auf einen eigengewachsenen Kerl folgern ließ, — dann aber fiel man über das Manuskript her . . . und trat für ihn ein.

VII.

Neben alledem viel irgendwohin geworfene Briefe. In einen Kasten geschmettert. In Ecken von Rumpelkammern getürmt. Bei manchen bestand wohl die Absicht einer Antwort; es kam nicht dazu. Bei manchen eine Scheu, sie zu vernichten . . . Ganze Lebensabschnitte stecken drin. Ball-Einladungen von Leuten, die lange tot sind, oder im Ausland, oder im Irrenhaus.

Briefe; Zettel, durch Boten überbracht. Visitenkarten. Telegramme. Verrutschte Photographien. Rechnungen. Keine Wirtschafterin durfte je ein Papier wegnehmen oder anfassen — bei Todesstrafe.

Zwischendurch ein Bild . . . des Dänen Holger Drachmann, des weißbärtigen Riesen, mit dem ich manchmal Falerner Wein in Berlin trank. Ich hatte das völlig vergessen. Ein paar Bilder der Sorma — wie oft hatt' ich sie gesucht! Eine Bitte des Museums in Hannover, dorthin das Gedicht „Es geht eine Schlacht, mit schwerem Gang . . .“ handschriftlich zu überweisen. Dreitausend andre Briefe. Ja, ein halbes Leben steckt hierin. Lebt wohl. Keiner wird euch mehr lesen.

Die Luft soll staubfrei sein.

VIII.

Ich wollte vom Umzug sprechen — ein Schriftsteller verliert sich zu leicht . . . Also dies ist das Furchtbarste;

zumal, wenn man viele Bücher hat und Mitbringsel aus fremden Ländern. Vierunddreißig Kisten vollzupacken bedeutet kein reines Glück.

Nachher kommen zwei Packer, für die zarten Sachen: für das Porzellan von den Urgroßeltern; für die Bilder; für die fremdländischen Kinkerlitzchen.

Der eine Packer goliathgroß; ein kleiner verwegener als Hilfskraft. Zwischendurch platzen die Teppichklopfer hinein. Denn die Teppiche, mancher eigenpfötig aus dem Morgenland geholt, müssen durchaus entmottet werden. Na, schön. (Geckerei! . .)

IX.

Dafür erlebt man seine Freude an Packern und Zieheuten. Famose Kerls. Der lange Packer, „Alfred" von seinen Kollegen genannt, lenkt alles. Er selber greift zu, indem er die schwersten Lasten mit immer lächelndem Gesicht (das vielleicht Ausdruck seiner körperlichen Anstrengung ist) langsam und gewissermaßen leicht hochhebt. Daneben ist unter den sieben Mann einer, fast wagrecht-plattgequetscht von Dielen, Schränken und Klavieren, die er schon getragen hat. Eine kurze breite Muskelausstellung. Der nimmt die wuchtendsten Bürden nicht nur hoch, sondern schüttelt sie aus Sport manchmal noch ein bißchen in der Luft. Zuletzt allerdings tropft er . . . und macht nichts Überschüssiges.

Beim Anblick eines hundertjährigen Spinnrads sagt dieser Nackenstämmling lächelnd: „Spinn, spinn, Mägdelein!" Vor meinem großen heil. Joseph, in Holz gemeißelt, der Mantel Gold mit Blau, der Christussäugling auf dem Arm, im Gesicht beide von freundlich-altertümlicher Lackfarbe, beide vom Sockel genommen und auf die Erde gelangt — hiervor sagt er:

„Det hat Herr Dokter woll aus Frankreich mitjebracht?“ Irrtum; aus Bayern. Ja, sagt er; er hat auch dort schöne Kirchen gesehn — „aber die franzee'schen sind noch ville scheener!“

Sein Genosse schraubt meinen Briefkasten ab und sagt, als der los ist, unbegründet: „Briefe, die ihn nicht erreichten.“ Stillvergnügt — stolz auf die Kenntnis. Wo hat er sie her? Vielleicht aus dem Feld.

X.

Sie schleppen die vierunddreißig Kisten hinunter, dann wieder hinauf, es ist warm — und ich denke:

„Wie kommen eigentlich diese Leute dazu, meine Kisten im Schweiß ihres Angesichts zu tragen? . . . Warum trag' ich ihre Kisten nicht — — sondern sie meine?“

Wenn ich ihnen diese Gedanken mitteilte, würden sie mich für verrückt halten. Aber ich hab' sie doch . . .

XI.

Auch der Nackenathlet beginnt nun schon etwas zu beben, wenn er die schwerste Truhe über die Treppen der andren Grunewaldwohnung trägt. Zwischendurch bringt er Lasten in den Bodenraum. Und ich grüble beim Anblick dieser schwitzenden Menschen: wer erfindet einen Apparat, der das Tragen von Lasten innerhalb der Häuser über die Treppen den Leuten abnimmt? Wird in etlicher Zeit jedes Haus, wie es einen Blitzableiter hat, nicht einen Außenaufzug haben, mit verstellbarem Kranarm, der die Möbel elektrisch in jede gewünschte Ecke hebt und absetzt? . . . Menschen sollen nicht Zugtiere sein — zumal die Zugtiere fast aufgehört haben, Zugtiere zu sein.

XII.

Freilich, was ich selber zu tun habe, nimmt mir kein Kran ab. Ausziehn ist leicht, Umziehn ist leicht. Aber Einziehn — das ist schwer! . . . Wenn man seine Bücher nämlich aufstellen muß. Nach Gebieten alle geordnet. Und wenn sonst alles unterzubringen ist. Oder wenn man, wie ich, vor der neuen Heirat steht.

Ja, es ist kein Schreibfehler.

Ach! Zunächst findet man nichts mehr — in dem neuen Wohnsitz. Zu den Daseinskrisen des Umzüglers gehört, daß irgendeine freundliche Hilfskraft, vielleicht aus der Verwandtschaft meiner süßen, frischen, blutjungen zweiten Frau, gewiß vom besten Willen beseelt, heillosen Wirrwarr stiftet. In Pelikanliebe — mit Bevormundung.

Leser, ich warne Sie! Menschen gibt es, die am Umräumewahnsinn leiden. Oder sie kranken an dem Irrtum, rasch entschlossene Anweisungen seien auch richtige Anweisungen. Ogottogottogott! Während ich mich beispielshalber an jenen österreichischen Minister erinnere, von dem es hieß: „Er hatte stets eine rasche Auffassung der Sachlage — doch seine Auffassung war stets eine falsche." Dieser Drang von sonst gewiß liebenswürdigen Menschen, um jeden Preis fortwährend etwas anzuordnen, auch wenn es rückgängig gemacht werden muß, bewirkt Zustände, wie daß die wichtigsten Dinge, Schlüssel, Anzüge, Schriftstücke, die man sofort braucht, verkramt sind; daß üble Stockungen eintreten; daß eine gute Absicht in das fürchterliche Gegenteil verkehrt wird . . .

Ja, hilfreiche Naturen gibt es, die sich, wenn sie einmal im Schuß sind, um keinen Preis bremsen können, bei jedem Einspruch hochgehn — und einen Wohnungswechsel zur Lebensgefahr machen . . .

XIII.

In jedem Fall sitzt man auf Trümmern eine Weile, wie der verstorbene Marius — und knirscht Freundlichkeiten.

Hernach, wenn alles vorüber ist, kommt man zum Genuß: nämlich der grünen Wipfel, der Baumgründe, der Waldsichten, der Gartenwirrnisse (daß man mitunter glaubt, sich in einem Trübnerschen Bild aufzuhalten), des Dachgartens, des Birkenhains — und der guten Luft eines hochliegenden Hauses.

Wieder heiraten

I.

Ich bin also nicht zugrunde gegangen.

Später schrieb ich, in der Kritik über ein Drama, folgendes: „Feierlich wird (in dem Stück, von Raynal) festgestellt: die Braut nimmt künftig einen Andren — ohne zu freveln . . .“

Ich fügte zu:

„Es ist selbstverständlich (und bedarf keiner Verkündung), daß ein Mensch, dem ein andrer wegstirbt, hernach heiratet. Weil die Natur es will; weil bei diesem kurzen Aufenthalt für Andres nicht Rast ist; weil das Gegenteil Heuchelei noch im Physiologischen bleibt; und weil die innigste Gegenwart auch ein hold unzerstörbares Gedenken aushält. Also, was bei ehrlichen Menschen sich von selber versteht . . . Das braucht nicht erst verkündet zu werden.“

II.

Und alles das bliebe doch gegenstandslos: wäre nicht so ein Mozartle gekommen, hätte das Tor eines menschlichen Gruftraums geöffnet — und alles

ringsum furchtlos mit einem erschütternden Glück erfüllt.

III.

Jemand bei Shaw, im „Arzt am Scheideweg", sagt ungefähr:

„Haben Sie vergessen, daß Menschen, die einmal glücklich verheiratet waren, immer wieder heiraten?"

Ich bin nicht zugrunde gegangen.

Die neue Erfahrung

Julia

I.

Seltsames Dasein. Man ging seinen Weg bisher über Stock und Stein; über Felsen; durch Ströme; noch unter Höhlen hindurch. Folgte dem Licht, das vom eignen Willen entzündet schien.

Da blinken auf entferntem Pfad, seitwärts, vorn, oben, unten Lichter auf... Unmöglich, allen nachzusteigen.

Man weiß ungefähr: daß man einstens auf den Punkt kommt, wo das unbekannteste Licht brennen wird. (Das aufschlußreichste?) Man weiß: du wirst von diesem Punkt nie mehr dann in das alte, teure Pfadgewirr der Erde hinabsteigen — weil es einen Rückweg von hier nicht gibt.

Indes ergötzt und erfrischt man sich an den stets neu entdeckten Lichtern vor diesem letzten Weg. So ist das Leben.

Es sei, wie es wolle.

II.

. . . . . .

Ich habe seit langem im Tagebuch aufgeschrieben, was mir an Kleinigkeiten des Alltags heiter oder halbheiter oder dunkel und drohend widerfahren ist.

Sogar bis auf meine frühesten Versuche mit dem Kodak. Bis auf die Wunder des Radfahrens, als ich es lernte. Dann, wie ich Seehunde zu schießen begann. Dann die Erfahrung eines Menschen, der zum erstenmal Schöffe war. Die Erfahrung beim Automobilunfall, als man zum erstenmal zwischen Aug' und Stirn genäht wurde. Noch sonst Erfahrungen — in sehr abgekürzter Form.

Aber was jetzt mit mir vorgegangen ist, scheint noch sonderbarer.

III.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Irgendwo ein Zimmer, ganz in Weiß. Ist es ein Zimmer . . . oder ein Blumengarten? Voll von Flieder, Azaleen, Tulpen, Schneeglöckchen — und allerhand. Sonne fällt herein. Jemand liegt halbschlummrig da. Nicht weit ab steht ein Körbchen — mit weißem Tüll- oder Musselinvorhang. Unter diesem Schleier liegt, zwei Tage alt, winzig, ein neuer Mensch. Das ist mein Sohn: Michael.

IV.

Über diese große Merkwürdigkeit, die einem bisher nie begegnete, muß man sich klar werden. Das Staunen bleibt absonderlich tief — nicht über das Vorhandensein des lieben, ulkigen Geschöpfs, . . . aber weil man es viele Monate nur als verborgenen Bestandteil eines andren Wesens im Bewußtsein trug; weil von einem bestimmten Augenblick ab eine selbständige Person jetzt brüllt wie ein kleiner Fabelstier; (indes er neun Monate lang so stumm gewesen ist).

Achgottachgott, es kann einem geschehen, daß man in der Unerfahrenheit anfangs dieses (zuerst sägende) Geschrei für den unterdrückten Weheruf einer kräf-

tigen Mutter hielt — und erschüttert war; bis einem jemand sagt: „Nein, es ist das Kind; es schreit; es ist ein Junge!"

V.

Dieser Augenblick bedeutet irgendeinen Eckpunkt. Eine Erfahrung, die man bisher nicht beobachtet . . . und im eignen Gefühl nie durchlebt hat. Etwas Neues kommt ins Hirn und Blut eines Erdwanderers.

VI.

Der kleine Mensch selber ist für alle Beteiligten anfangs Nebensache. Weißgekleidete Wesen rennen hin und her, öffnen und schließen Türen. Wie ein Paket, das man irgendwo ablegt, wird auf einem Diwan das Menschlein untergebracht. Alle haben zuerst Wichtigeres noch zu tun.

Ich sage zu dem Lümmelchen: „Michel!" (Mit einem erhobenen Zeigefinger). Noch andres. Es übt keine Wirkung. Er ist eine Rothaut. Ein winziger Indianer. Die Augen noch verschwollen und gequollen — doch hell und lichtreich. Der Kopf ein zarter Kürbis. (Nach zwei Tagen schon sehr hübsch rundlich.) Eine Menge blonden Haars, der ganze Hinterkopf voll, an den Ohren fast ein Seitenbärtchen. Und gar zierliche Nägelein an den Fingerchen. Ist das möglich? Der war vor fünf Minuten noch ganz wo anders?

Und nach fünf Minuten des lebendigen Erdendaseins hebt er diese Händchen, nähert sie dem Mund, den Ohren, fuhrwerkt herum damit, wendet seinen Kopf und — das Erstaunlichste — greift nach der gehäkelten Decke, die eine der Weißgekleideten ihm flüchtig übergestülpt hat, . . . zieht sie mit den zarten Fingern zu sich hinunter.

Er greift, greift, greift alles, was er kriegen kann, der Bursche . . . Dazu brüllt er mit Wucht.

Ich rede wieder zu ihm — ohne schlüssigen Eindruck. Endlich kommt eine der Weißgekleideten (ich bin schon beleidigt für meinen Sohn — endlich!) und macht kurzen Prozeß mit ihm. Alles hurre-hurre-hopp-hopp-hopp; 's muß rasch gehn . . . Sie hat die Puppenkleider zur Hand; der Kleiderschrank des Bengels umfaßt mehr Gewänder, als ich in meinem ganzen Leben je besaß.

Fix gewaschen. Nicht gebadet; das gibt ja durch den Nabel so leicht Infektionen. (Ich erfahre solche Wissenstatsachen erst jetzt, ich ungebildetes Kamel.) Gewickelt, betupft; was sonst noch?

Der zehn Minuten alte Mensch fuchtelt und fuchtelt, brüllt und brüllt. Ob er will oder nicht, hinein in die Jacke. Achgottachgott, was für einen putzigen Umfang hat die! Jetzt legen sie ihn tief in das Körbchen, der Diwan wird leer. Nun ist er versorgt.

VII.

Jemand erwacht langsam, hört das Brüllgezeter und fragt: „Ist das mein Kind? Junge oder Mädel?"

VIII.

Das Ganze bleibt unwahrscheinlich. Man ist . . . benommen. Alles Gefühl schlägt gleichzeitig verschiedne Richtungen ein. Weiß nicht, wo es zuerst haften soll.

Dies Mirakel der Menschwerdung übertäubt sämtliche Wallungen sonst. Ja, erst in zweiter Linie kommt sogar die Gewißheit, daß es nicht nur ein Kind, sondern mein, mein, mein Kind ist.

Zu vieles strömt auf einen Punkt.

Alles Frühere, alles vor kurzem noch Gewesene greift unglaubhaft ineinander, in drehnigem Wirrsal. Wann

war es, Jula, daß du als Mädel in deiner lieben rosa Seidenkappe neben mir gingst am Meer; daß du im Wagen über die Insel fuhrst; daß du manchmal an Wegkreuzungen des Grunewalds mich trafst — daß dann ein hundertkerziges Licht aus mir kam und aus dir; wann war es, daß ich auf meinem Altan abends, kritzelnd, wenn du langsam unten ohne Hut vorbeigingst, dir glückliche Worte zurief. Im Sommer. Im wieder hoffnungsvollen Sommer. Wann siegtest du reizend im Wettlauf, auf dem Gut meiner Freundin, die deine Tante war? als ich fast schwermütig blieb im Gefühl aller Widerstände; — du aber brachest sie, knackfrisch, unverschreckt, einfach, flink, bejahend, rotbackig. Erweckerin! Bubenengel! Süßmaul! Page! Knutschebock! Lebkuchen! Mausevieh! Hieß mein Vater nicht Jairus?

IX.

Jungenhaft warst du — dennoch voll inniger, fraulicher Verbundenheit mit einer gestorben Lebenden. Liebes Mozartle.

X.

Später . . . alle Treppen hab ich dich hinabgeführt, behutsam, als die (mir etwas fremde) Hochzeit vor Monaten gewesen war; als in dir sich dies Lümmelchen, dies Kerlchen regte — wir frühstückten mit Bauern im Gebirg, du stürztest blaß hinaus, alles Knabenhafte brach zusammen, du warst eine schwangere Frau.

XI.

Und jetzt kreischest du in Schmerzen. Im Nebenzimmer bin ich — vormals ein elender Junggesell. Bald an deinem Bett. Ich höre dich schreien . . . und kann dir nicht helfen, vierzig Stunden lang, zwei Nächte

lang. Ich kann dir vierzig Stunden lang, zwei Nächte lang nicht helfen. Dein Leben ist auf dem Spiel. Der Arzt geht in der zweiten Nacht zum Telephon; er wünscht einen andren. Ich höre den Satz: „Die Herztöne des Kindes sind noch . . . vernehmbar." Auf die Straße. Droschkenauto. Es ist zwischen drei und vier Uhr nachts; zu dem berühmten Helfer Arzt; ich klingle, brülle, hetze — schlummrig steigt er ein (Jula mit der rosa Kappe!). Der bayrische, herrliche Gigantenmensch holt im letzten Augenblick mit der „hohen Zange" den Sohn, den Sohn. Gibt mir dann die Hand — schweigend, muskelstark, gütig . . .

XII.

Auch der Friede, der nun sozusagen plötzlich eingebrochen ist nach soviel nächtlichen Schrecknissen insgesamt, die Uhr zeigt eben erst eine halbe Stunde nach fünf in der Früh, alles ist noch dunkel — auch dieser jäh angebrochene Friede wird zu einem staunenswürdigen Erlebnis . . . mit dem man sich herumboxt.

Luft schöpfen. Die eingetretene Stille wirkt aufregend: wie wenn man stundenlang Berge stürzen gehört hat, — und mit einem Schlag nur jemand zu singen scheint: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . ."

XIII.

Das Tollste bleibt in jedem Augenblick, jenseits von diesen Dingen, die unfaßbare Tatsache, daß jetzt statt zwei Menschen drei Menschen im Zimmer sind.

Wer dies alles nicht erlebt hat, ich weiß es nun, kennt die Welt nicht — und hätt' er sie durchwandert in Höhen und Tiefen . . .

Kant, glaub' ich, meint: der mit einer blauen Brille geborene Mensch würde schwören, daß alles blau sei —

und jetzt, durch diesen Vorgang, ist einem, der ihn erlebt, ein andres Brillenglas eingesetzt.

XIV.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das rätselhafte, lieblich-zierliche Geschöpf zeitigt im Lauf zweier Tage viel Abwechslung: im Stimmklang; in den Tonschattungen. Das Brüllen scheint gesitteter — und manchmal (dies, ach, das schönste), manchmal im Halbschlaf wird es zu einem lallenden Gezwitscher; oder einem Zwitscherlallen. Ganz zart. Wie von einem Vogel, der etwas döst.

XV.

Von den vielen Wundern, mit denen man in solcher Zeit überschüttet wird, bleibt eines die stete Wandlung im Gesicht; im Ausdruck der Züge. Das Kerlchen ist keine Rothaut mehr; fängt an gelb zu werden — blüht aber auch schon lieblich-weiß. Und weich. Flaumsacht wie ein Elferich.

Nur gleich nach der Geburt sah er gekränkt aus. Jetzt friedvoll, auch er. Neugierig.

Fünfmal am Tag voll höchster Behaglichkeit — bei den Mahlzeiten. Von wem er die Eßlust (oder Trinklust) geerbt, ist mir gar nicht zweifelhaft.

Der Glanz ruht dann . . . nicht allein auf ihm — sondern auf jemandem dicht in seiner Nähe; an dessen junger, benedeiter Brust er saugt.

Und was ein Mensch empfindet, der beides erblickt, ist ein Dank — für den es Worte nicht gibt.

AUSKLANG

Der Scherenschnitt

I.

Zehn Monate sind um. Dezember. Dezember. Rings im allemal grünen Grunewald liegt Schnee . . . Weihnachten ist ein Kitsch — aber was will der Mensch tun?

Was man hat, hat man. Das gilt für den anmutig geschnittenen Schattenriß: junge Mutter — und ihr „blonder Knabe im lockigen Haar". Beide sind von einer ziervollen Randleiste rings umärmelt.

Alles in schwarzem Scherenschnitt auf weißem Grund zwischen zwei Glasscheiben.

II.

Ob auch die Ähnlichkeit noch genauer zu treffen wäre (für jemanden, der die zwo Geschöpfe gut kennt): so sind gewissermaßen doch die Hauptlinien, die Haltung, das Profil, sehr wohlbehaglich erreicht — wenn sie, auf einem Stuhl etwas zurückgelehnt, den Lümmel mit ihren gestreckten Armen vor sich hält, wie er so auf dem Schoß steht.

Auf dem Scherenschnitt glaubt man einen kleinen Cupido zu sehn . . . Ah was, der mythologische Cupido ist ein Hund dagegen. Der hat nie so ungestüm-dumm gebrüllt und gelacht; nie so gleichgiltig und süß in die Christbaumlichter geguckt; und hernach zum Schutz vor dem Sandmann die Faust so niedlich in die Augen gewischt.

III.

Cupido? Der hat auch nicht, wenn ein antiker Mensch zu ihm rief: „Mach: bitte-bitte", mit zehn Monaten die Hände so freundlich zusammengepatscht. Der griechisch-römische Himmelsknabe war sozusagen was aalglatt Fertiges, auch im Leben gewissermaßen aus Marmor oder was Gemaltes — aber kein tanzendes und krabbelndes Kreatürchen, das über Teppiche mit Schwimmbewegungen hastet, den Kopf hochhebt und einen anlacht, daß man die irdische Seligkeit gleich im Kubik empfindet.

IV.

Laßt's mich aus mit dem Cupido und der ganzen klassischen Götterzeit. War seine Mutter nicht die Venus? Meinetwegen, bitte! Wie geölt oder kieselkalt scheint aber das Verhältnis der zwei. Hat er je zu ihr, mit zehn Monaten, nicht nur „Mammma" gesagt, sondern manchmal sogar „Mammmamammmamammma" — und noch länger? Und hat seine Mutter dann gestrahlt wie drei Sonnen?

Antworten Sie, Venus, Person, Marmorgigerl, Tipptopp-Göttin vom olympischen Kurfürstendamm, herzlos, ohne Mitgefühl! — Keinen Ton sagt sie. Mucksmäuschenstill. Ist schon gut.

Julia

I.

(Mit Michael)

Du bist, ihr seid der neue Tag,
Des schweren Herzens leichter Schlag,
  Das Lachen nach dem Leide.
Ihr spannt . . . ein dämmerbuntes Band
Zum Träumebaum ins Kinderland —
  Ihr beide. Ihr beide.

II.

(Mit Anna Judith und Michael)

Du bleibst so wonnig, wie du warst.
Und seit du noch eins zugebarst,
Verlängert sich die Reihe.
Wer heitert und erhellt mein Haus?
Zween Mäuse sind's und eine Maus —
Ihr dreie! Ihr dreie! . . .

Sprache

I.

Die ersten Jahre bleibt es ein Geflöt. Wir baden einen Sommer hindurch mit den Kleinen im Mittelmeer unweit von Pisa. Die Zweijährige sagt: „Pija" — das „j" wie in „Jenny". (Klingt viel hübscher als „Pisa".)

Zu Italienern, die sie ansprechen: „Non capisco itasano."

II.

Der Junge scheint ein guter Deutscher zu sein — nach der Aussprache.

Wenn das Salz zum Ei morgens, das Jahr darauf, in Biarritz fehlt, ruft er:

Donnez-nous un peu de sel,
Mattmosell! mattmosell!

Guter Deutscher.

III.

Englisch lehrt beide jetzt ihre, in Madras geborene, Miß. (Die . . inderfrau.)

Abends heißt es: „Guttneit, däddi, sliep wwell!"

Gute Deutsche.

Erna Schmidt in Mecklenburg

Bald braungeschmort im Sonnenstrahl,
Bald wonnevoll vom Wind gezaust:
So hab ich nun zum zweitenmal
Am Meer mit Weib und Kind gehaust.
Acht Wochen lang, acht Wochen lang —
Jetzt ist uns vor dem Scheiden bang.

Das Riechhorn war von Lust erfüllt,
So oft es Tang und Wellen roch.
Der Sturm hat herrlich laut gebrüllt,
Doch meine Jöhren lauter noch,
Daß es durch Mark und Knochen drang —
Acht Wochen lang. Acht Wochen lang.

Die Zeit verglitt — wir gleiten mit.
Die Abschiedspfote beut man heut
Der unerschrocknen Erna Schmidt,
Die hat uns trübungslos betreut,
Auch wenn ihr Trommelfell zersprang —
Acht Wochen lang. Acht Wochen lang.

Der Grimm gegen Grimm

I.

Abends acht Uhr. Schreie kommen aus dem Kinderzimmer. Ein kleiner Junge rennt heraus, im Hemd. Hinter ihm, aus dem Bett geklettert, ein noch kleineres Mädel. „Der Wolf! Der Wolf!!"

II.

Rotkäppchens Wolf. Das Gruseln lehrt man ganz junge Geschöpfe! Wieviel Menschen tadelten das; wie

wenig ist geändert. Auch nicht an den glühenden Pantoffeln von Sneewittchens Königin. An der Mutter im Märchen vom Machandelboom, die „tomascht" wird — nämlich zermatscht. (Worauf die Kinder fröhlich sind.)

Gruseln und Grausamkeit lehrt man junge Geschöpfe.

III.

Ich weiß, was man sie lehren soll — statt einer wirren Schönheit aus der Grimm-Sammlung. (Keine falsche Scham! Rationalist wäre kein Schimpfwort. Solche Geschichten sind nur herrlich für Meister der Volkskunde; auch für Poeten und Idioten.)

IV.

An schönere Märchen denk' ich manchmal — für die Zukunft. Grundbegriff: reales Abenteuer. Die wundersamere Wirklichkeit.

Am Rande der Luftschicht über dem Erdball beginnt alle Luft, huii, zu kreisen: zu stürmen. Da ist es aber kalt! Ein See auf der Erde wird ein Perlmuttknöpfchen. Sechs Männer bloß auf der ganzen Erde kennen das da oben. Einer fliegt und steigt. Tapfer bleibt er, im Schneesturm. Der liebe Junge wird schon matt . . . da nimmt er einen Zug des wundertätigen Sauerstoffs aus der Pfeife. Sofort ist er aufs neue fröhlich — und steigt, vorwärts! Immer in seinem Eskimoanzug; dicke Pelzhandschuh . . .

Ein Dichter muß alles das in leckere Vorgänge für das Kleinzeug einer werdenden Menschheit kneten.

V.

Was wäre die Frucht? — Glück im Bettchen: wenn man geschlossenen Auges fliegt — oder daß man nicht

zu fliegen braucht . . . Alles mit Mutanreiz.

Ohne blöden, hetzenden Wolf.

Erkenntnis beim „kind'schen Spiel". Die wahre, wahre, wahre Phantastowelt, wo es keine Glühpantoffeln geben darf; allenfalls Glühstrümpfe.

Humsti-Bumsti

I.

Ich sehe mit Michael, der jetzt schon fünf ist, ein Weihnachtsstück; von Tilla Bunzl.

Wird nun mit altem Zauber aufgeräumt? so daß kein Grimm gegen Grimm entsteht? Bringt man Märchen für Kinder von heut? mit Radio, Flugzeug, Fernphoto, Republik?

II.

Nein. Aber es geht lustig her. Die blonde Müllerstochter Else heiratet den Prinzen. Der König heißt Onkel Fridolin; ein komisch gutartiger Trottel.

Daneben, lang und schwarz, ein böser Hexerich — den es doch nicht gibt. Die Hexe mit sechs Armen . . . Oben ruft ängstlich eine Stimme: „Mammi!!" (Sonst lachen sie sehr.)

III.

Unten; Gespräch am Schluß: „Und was hat dir am allerbesten gefallen?"

Fünfjähriger (wie aus der Pistole geschossen): „Die Else!" (Fängt früh an.)

— „Was hat dir sonst noch gefallen?"

— „Wie der gesagt hat: du Luder!"

Kinderbühne

I.

Auch die Erwachsenenbühne, meine Teuren, ist eine solche. Kommt auf den Sehpunkt an. Also nicht untertreiben.

Wo Engel und Sterne für Kinder zu vermuten sind, geh' ich nicht hin. Ich tu's und tu's halt nicht. Aber lassen Sie mich doch nach meiner . . . Also ich tu's nicht.

II.

Meine Tochter tanzt mit drei Jahren wie eine Zirkusperson. Du Stupsnase. Von mir belehrt, sagt sie das Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin . . .“; sehr ausdrucksvoll; bei der Schlußzeile steht sie plötzlich auf den Händen. Was hab ich da in die Welt gesetzt!

Rad schlägt sie auch . . . Oft macht sie „Spagat“ — wo beide langgestreckte Beinchen eine grade Linie bilden; den Kopf legt sie dann zwischenhin auf die Erde. Jetzt steht sie schon wieder auf den Händen. Was hab ich in die Welt gesetzt!

Stupsnase! Puppi! Turnkatzl!

III.

Erlaubte Seligkeiten für Kinder sind Phantasiedinge — die später nicht widerrufen und genullt werden müssen; nicht als Lügen schmerzvoll einst entblättert und enthüllt. Indem das Kind heute schon lachend weiß, daß es Lügen sind.

Rationalismus? Jawoooohl! . . .

Rationalismus ist kein Schimpfwort — in einer Zeit, wo das Fernsein von ratio (Vernunft auf deutsch) den

Planeten etwas verkommen ließ; wo der ratio-Mangel eine Viertelmilliarde Menschen glücksarm (und noch dümmer) gemacht hat.

Das Schimpfwort hieße ganz anders . . .

IV.

Aber nicht zuviel ratio . . .

Ich habe letzthin der dreijährigen Person das „Heidenröslein" gelehrt. Sie kanns. Nachher fragt sie:

„Hat das Heidenröslein einen Popo?" — „Was?! weshalb?" — „Es heißt doch: saß mit vielen Freuden."

(Ganz richtig, von deinem Standpunkt.)

Finis

INHALT

TORSPRUCH

ERSTER TEIL: FAHRTEN

Caput I: Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang

Unteilbares Tirol 11
Wenn ein Deutscher nach Bozen kommt — 18
„Bolzano" 20
An Mussolini 23
Ötztal, Tal der zwei Seelen 23

Caput II: Pyrenäenhimmel

Nachdenklichkeit 32
Baskenland 33
Begegnung 43
Kleine Pyrenäen 45
Große Pyrenäen 51
Die Republik Andorra 57
Zwischenspiel: An Richard Beer-Hofmann 66
Lourdes 67
Carcassonne und Ausklang 76

Caput III: Hesperischer Himmel

Die kaum bekannte Küste 85
Kaltes Italien 94
Mittelmeer-Wanderung 101
Die Bäder von Lucca 112
Nachtrag zu Lucca 123
Heines Denkmal in Lucca? 125
Enthüllung des Heine-Denkmals 127
Nachtrag: Klinger und Heine 132
Armenier auf San Lazzaro 133

Wedekind am Gardasee 140
Florenz ein Jahr später 145
Dionysisches Tagebuch 146
Florenz nach dem Krieg 147
Verona nach dem Krieg 148
Mailänder Tagebuch 150
Gläserne Delphine 151

Caput IV: Bayernhimmel

Seeshaupt und Peperl 155

Caput V: Schlesischer Himmel

Breslau im Kriege 165
G. Hauptmann in Breslau 167
Rede für Hauptmann in Breslau 172
Hans Trentin 176
Grabrede für die Schlesierin Sorma 177

Caput VI: Heidehimmel

Verden an der Aller 183
Fallingbostel und Walsrode 189

Caput VII: Schwarzer Himmel

Essen 194

Caput VIII: Seinehimmel

Das Glück in Paris 196
Freundliches Allegretto 217

Caput IX: Helvetischer Himmel

Gruß an die Schweiz 220

Caput X: Schiffshimmel

Auf Deck vor London 231
Yankees in Cherbourg 232
Ich war in Südamerika 234

ZWEITER TEIL: HAUSUNG

JUNGGESELL UM DAS DREISSIGSTE JAHR
EIN TAGEBUCH AUS BERLIN UM 1900

Erster Zyklus: Verwirrungen

Vorspiel 241
Eitelkeitsmarkt 243

Der Winter ist aus 247
Regen fällt 250
Racha! 252
Ansichtskarten 253
Düsterbecks Eifersucht 254
Ich begrub 255
Erhebung in den Adelstand 257
Besuch nach der Sommerreise 258
Umgoldet kommt 259
Durcheinander 259
Ballade vom Liebhaber 260
Weltuntergang 261
Rudern 263
Arbeitsteilung 264
Werder 265
Die Pinsel 269
Moritz 269
Aus dem Sarg 270
Die Balustrade 271
Felder bei Wilmersdorf 275
Nach Marseille; nach Genua 277

Zweiter Zyklus: Lützow-Ufer

Der Hauswirt 278
Die Siebente 279
Der Morgen 280
Tempelbau 282
Elisabeth 283
Wilhelm besucht uns 284
Schönes, falsches Ideal 289
Heilande werden gesucht 293
Bismarck stirbt 294
Die Schreiberin 297
Die andere Schreiberin 299

Dritter Zyklus: Unterbrechungen

Dachgesang 301
Lotte 303
Manja 304
Jagd 307
Schußliste 310

The Post 311
Samuel 312
Postkarte 314
Schminkeles 315
Ob das Luder kauft? 316

Vierter Zyklus: Diese Stadt...

Müggelschlößchen 319
Tivoli 320
Alte Bäume 322
Springsport 323
Das Bäckermädchen 325
Der Zahn 326
Vierundzwanzig Stunden 327
Das Lustschiff 328
Spree 329
Kastanienzeit 330
Maßmangel 331
Totensonntag 332
Das Großstadtpferd 334
Akademische Bierhallen 335
China-Trott 337
Hohenlohe-Kultur 338
Bauer? 339

Fünfter Zyklus: Gruß an das Dunkel

Der Nachmittags-Tod 341
Theodor 343
Die Lehrerin 350
Irrenbriefe 354
Irre 357
Welches ist meine Zeit? 364
Begegnung 370
Bauerbissen 371
Um das dreißigste Jahr 376

NACH DEM DREISSIGSTEN JAHR

Garten 379
Der „Seeger“ 380
Junggesellen-Flucht 382
Affenbegrübelnder Junggesell 386

Unweltlicher Junggesell 389
Weltlicher Junggesell 392
Der feine Ton, oder: das samowar vivre 394
Der Sucher im Hotel 395
Ein Schildpattkamm 397
Ohne Eurykleia 397
Unterschied einer und derselben Eurykleia 399
Betörung der Eurykleia 400
Zusammenstoß im Auto 411
Ich habe gelebt 415
Es schollert 418
Tee bei mir 419
Vorleserin 421
Mitbringsel 422
An den Dieb 424
An den Finder 425
Rundfrage betreffs Erfahrungen 426
An Herrn Gottfurcht 428
Rezept für Publizisten 433
Die Umwälzung in Holstein 433
Der Helfer Hugo Wolf 439
Im „Einsiedler“ 441
Umzug 442
Wieder heiraten 449
Die neue Erfahrung 450

AUSKLANG

Der Scherenschnitt 457
Jula 458
Sprache 459
Erna Schmidt in Mecklenburg 460
Der Grimm gegen Grimm 460
Humsti-Bumsti 462
Kinderbühne 463

Druck der
Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig

ENTSÄUERT
PAL 11/2019

N11<00900193701

N11<00900193701